ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ

oder

Magazin

zur

Erfahrungsseelenkunde

als ein

Lesebuch

für

Gelehrte und Ungelehrte.

herausgegeben

von

Carl Philipp Moritz.

Band 6

1788

Antiqua-Verlag







Gnothi sauton
oder
Magazin zur Erfahrungsseelenkunde
als ein
Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte

herausgegeben

von

Carl Philipp Moritz

Der Nachdruck erscheint unter Einbeziehung eines Aufrufes zur Gründung der „Erfahrungsseelenkunde", den Carl Philipp Moritz im „Deutschen Museum" (Band 1, 1782) veröffentlichte.

Neuherausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Anke Bennholdt-Thomsen und Alfredo Guzzoni

Zehn Bände. Berlin 1783-1793

Band 6

1788

Antiqua-Verlag, Lindau i.B.

ISBN 3-88210-031-1
Faksimilé-Druck nach dem
Original von 1783 aus der Staatlichen Bibliothek,
Passau

Reproduktion und Druck: Proff GmbH & Co. KG
Bad Honnef
Bindearbeiten: Buchbinderei Kränkl, Heppenheim
Printed in Germany

ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ

oder

Magazin
zur
Erfahrungsseelenkunde
als ein
Lesebuch
für
Gelehrte und Ungelehrte.

Mit
Unterstützung mehrerer Wahrheitsfreunde
herausgegeben
von
C. P. Moritz und C. F. Pockels.

Sechster Band.

Berlin,
bei August Mylius 1788.

Magazin
zur
Erfahrungsseelenkunde.

Sechsten Bandes erstes Stück.



Fortsetzung
der
Revision der drei ersten Bände dieses Magazins.

Daß die Vergleichungs- und Erfindungskraft der menschlichen Seele auch während des Schlafs fortdauert, und alsdann bei manchen Menschen mit einer ausserordentlichen Stärke wirkt, zeigen nicht nur die wahren Geschichten so mancher lebhaften Träume; sondern auch die oft nach gewissen Planen ausgeführten Handlungen der sogenannten Nachtwandler, worüber man vornehmlich Krüger's Experimentalseelenlehre nachsehen kann. Es sind mehrere Beispiele von Gelehrten bekannt, welche im Schlafe die im Wachen vergebens gesuchte Auflösung gewisser tiefsinnigen Wahrheiten heraus-

brachten; andere, welche im Traume auf neue sehr wichtige scientifische Ideen fielen, woran sie im Wachen noch nie gedacht hatten. Daß dies nichts ausserordentliches sey, und daß auch im Traume die Seele nach dem einmaligen Vorrathe ihrer Begriffe, und nicht nach solchen denke und handle, welche nach der Meinung so vieler Unphilosophen von andern ausser uns befindlichen Geistern entstehen sollen, wird ein jeder leicht einsehen, welcher mit den Gesetzen des menschlichen Denkens bekannt ist. Folgende Geschichte scheint mir daher gar nichts unnatürliches zu enthalten, zumal da sie von einem glaubwürdigen Manne erzählt worden ist. (3ten Bds. 1stes Stück, Seit. 88 ff.)

Der ehemalige Professor Wähner zu Göttingen hat oft von sich erzählt, daß ihm in jüngern Jahren aufgegeben worden, einen gewissen Gedanken in zwei Griechischen Versen auszudrücken.

Er beschäftigte sich ein paar Tage damit (seine Seele war also wahrscheinlich ganz auf diesen Punkt gespannt, und angeleitet, durch einen neuen hinzugekommenen Gedankenschwung — vielleicht auch im Schlafe das Gesuchte zu finden); er kann aber den aufgegebenen Gedanken ohne Nachtheil seiner Stärke nicht in zwei Verse zwingen.

Er schläft an einem Abend unter der Bemühung, diese zwei Verse herauszubringen, ein. In der Nacht klingelt er seiner Aufwärterinn, läßt sich Licht, Papier, Feder und Dinte geben, schreibt

die

die im Schlafe nachgesuchten und gefundenen zwei Verse auf, läßt sie auf seinem Schreibtische liegen, und schläft darauf bis an den Morgen.

Da er aufwacht, weiß er von demjenigen nichts, was in der Nacht geschehen, und fängt von neuem an sich Gewalt anzuthun, um die beiden verlangten Verse zu finden; es will ihm aber nicht gelingen. Er steht mit Verdruß darüber auf, geht an seinen Schreibtisch, und findet die beiden in der Nacht verfertigten und sehr wohl gerathenen Verse, und zwar mit seiner eignen Hand geschrieben. Er ruft die Aufwärterinn, und erkundigt sich, woher das Blatt mit den zwei geschriebenen Reihen gekommen? Diese erzählt ihm dann, was in der Nacht geschehen ist. Er hat sich aber dessen nie erinnern können. — Vielleicht, oder vielmehr sehr wahrscheinlich, hatte Herr Wähner seine Verse auch wirklich des Nachts bei wachenden Augen und Sinnen gemacht, hatte sich aber wieder niedergelegt, und die ganze nächtliche Scene vergessen. *)

Ueber die psychologischen Bemerkungen über das Lachen, und insbesondere über eine Art des unwillkürlichen Lachens, habe ich nichts weiter zu sagen,

*) Ein ähnliches Beispiel vom Prof. Reusch in Jena siehe 3ten B. 3tes St. Seit. 108.

als daß ein gewisser Recensent wahrscheinlich den Aufsatz nicht mit gehöriger Aufmerksamkeit gelesen hat, wenn er die Auflösung des darin abgehandelten Phänomens verworren gefunden zu haben vorgiebt. Wer etwas Ausführliches über das Lachen und das Lächerliche lesen will, wird es vielleicht zu seiner Befriedigung und seinem Behagen in Flögel's Geschichte der komischen Litteratur (1. Theil) finden.

Im dritten Bande, Stück 2, Seit. 63 ff. kommt eine merkwürdige Selbstbeobachtung auf dem Todtenbette vor, die von einem scharfsinnigen, durch Philosophie aufgeklärten — aber nun nicht mehr lebenden Beobachter seiner selbst herrührt, und nebst der Einleitung zu seinen philosophischen Bemerkungen besonders gelesen zu werden verdient.

Sehr auffallend ist vornehmlich die von diesem Kranken selbst geschilderte Empfindlichkeit seiner Natur, bei aller übrigen Indifferenz gegen den anfänglichen Gedanken des Todes, und die strengste Entsagung fast aller Genüsse des Lebens. Er sagt:

„Wer nur schnell, nicht einmal laut, redete, brachte meinen Puls gleich in Unordnung. Der bloße Anblick von mehr als höchstens drei Personen in meiner Kammer erhizte mich. Diese so hochgespannte Empfindlichkeit hatte noch eine andere

Fol-

Folge. Jeder Keim von Trieb, jeder Ueberrest eines alten bedurfte nur die geringste Veranlassung, um die ganze Seele zu seinem Eigenthum zu machen. — Die flüchtigen Regungen, welche sonst zuweilen durch die Seele fliegen, und ehe sie wahrgenommen werden, verschwinden, verwandelten sich bei mir in bleibende, ausgemachte Bilder; die unbemerkte, gefällige und mißfällige Empfindung an etwas hielt nun an, und schien die Stelle eines festen Begehrens und Verabscheuens einnehmen zu wollen; denn alles, was gereizt ward, war in der gleichgültigen Lage der Seele Herr."

„Dies gab zum Theil schreckliche Phänomene. Der Gedanke, den ich verfluchte, ward Bild, annehmliches Bild. Das heftige Mißfallen an diesem entdeckten bösen Zuge, und oft gar die Unfähigkeit, ihn nur so weit zu dämpfen, daß er nicht wirklicher Wunsch ward, und bei allem diesen, Kraftlosigkeit sich zu ermannen, die Zügel der Einbildungskraft zu ergreifen, — das alles versezte die Seele in — nicht Traurigkeit, — sondern Unmuth und Verdrießlichkeit. — Ich würde mich unendlich schämen, wenn zu solcher Zeit ein Mensch meine Seele hätte sehen können."

Offenbar lag der Grund dieser ganzen Empfindlichkeit in den geschwächten, oder auch zu sehr gespannten Nerven des Kranken, welche bei einem Schwindsüchtigen bis zu einem erstaunlichen Grade

der Reizbarkeit angezogen werden können. Der Kranke fühlt dann alles lebhafter und heftiger; sonst ihm gleichgültige leise Sensationen, werden jezt gewaltige Erschütterungen, und das sonst unbemerkte Vorübergehen einer Begierde, wird, zumal wenn die Seele, wie hier der Fall ist, nicht durch viele neue Ideen zerstreut wird, nun ein fast unbezwinglicher Wunsch, die Begierde zu erfüllen, zumal da bei Nervenkranken die Einbildungskraft meistentheils eine sehr große, fast überspannte Lebhaftigkeit gewinnt. Ausser diesen allgemeinen Gründen zur Erklärung jenes Phänomens, und den sehr durchdachten Anmerkungen des Herrn Einsenders darüber, muß auch noch die Jugend des Kranken hier in Erwägung gezogen werden, der in seinem 30sten Jahre starb. Alle Bilder seiner Phantasie, alle unerlaubte Regungen und Wünsche mußten schon dadurch dringender, stärker, heftiger werden, und die Reize der Sinnlichkeit sich auch wohl dadurch zudrängen, daß die lebhafte Einbildungskraft sie als nun bald nicht **mehr vorhanden** vorzeichnete.

„Da der Ausbruch jedes Triebes und jeder Gesinnung sich stärker auszeichnete, fährt er fort: so hätte dies bei dem **Guten** eben sowohl statt finden müssen. Lagen also in meiner Seele eben so viel gute, als böse Triebe schlafend: so mußten sich beide unter diesen Umständen gleich häufig entdecken; das war aber der Fall gar nicht. Es ist wahr, zuweilen überströmte ein gutes Gefühl die Seele eben

so

so gänzlich, als ein böses; aber das Gute hatte weder den Grad der Edelmuth, welchen das Böse von Niederträchtigkeit besaß, noch hatte ich so oft Ursache, mich desselben Gedankens der Tugend zu freuen."

Dieser zum Theil abstracter Gedanke lag diesmal gewiß ziemlich ausser dem Gebiet der sinnlich gespannten Seele des Kranken. Das Gute beschäftigt überhaupt unsre Einbildungskraft nicht so sehr, als das Schlechte, das moralisch Böse; theils, weil dieses lange nicht so einförmig, wie jenes ist; theils, weil von diesem von Jugend auf unzählige Beispiele auf uns stärker gewirkt haben; theils auch, weil ein versteckter, oder sehr offenbarer Trieb zur Sinnlichkeit in allen menschlichen Seelen, in der tugendhaftesten selbst, liegt, und wenn er durch Nervenschwäche gereizt wird, den Gedanken an Tugend vollends nicht zur Reife kommen läßt. Sehr viel kam bei den unmoralischen Gefühlen des Kranken auch darauf an, welche Bilder im Anfange seiner Krankheit und in ihrem Fortgange, theils von aussem durch Menschen, Lectüre, Gespräche, zufällig rege gemacht wurden, und die Masse sinnlicher Wünsche vergrössern halfen; theils von innem durch eine natürliche Ideenfolge angeregt wurden, deren Geschichte uns den besten Aufschluß des ganzen Phänomens gegeben haben würde. Am leichtesten würde freilich der Aberglaube sich das Ding durch Versuchungen eines bösen Geistes erklären. —

„Zur Genesung, heißt es weiter, war alle Hoffnung verschwunden, und das Bild des nahen gewissen Todes schwebte mir vor. Hier kamen einige verwickelte Phänomene zum Vorschein. Wenn ich die Frage aufwarf: ob ich lieber jezt sterben, oder meinen siechen Körper noch ein halbes Jahr hinschleppen wollte? — so wählte ich gleich mit Empressement das Leztere.“

„Die Todesfurcht schien also ganz die Oberhand zu haben. Analysirte ich aber diese Wahl weiter, so fand ich, daß meine Seele nicht den Tod heut, und den Tod nach einem Jahr verglichen hatte; sondern es ging so zu: Sie dachte sich einen Schwindsüchtigen, freilich mit vielen Unbequemlichkeiten dem Grabe entgegenschleichend; der aber doch noch ein wenig reden, ein wenig gehen, ein wenig sich bewegen konnte. Ich hingegen lag ohne Hand oder Fuß zu regen, ohne ein Wort reden zu dürfen, in der unbequemsten Stellung, die mir an manchen Orten empfindliche Schmerzen machte; mein Athem drängte sich durch die beklemmte Brust, und in dieser Verfassung sollte ich die Ankunft des Todes erwarten. Da war das Bild dessen, der doch ein wenig mehr Freiheit hatte, als ich, offenbar angenehmer.“

„Die Zukunft nach dem Tode wirkte gar nicht auf mich. Kein lebhafter Gedanke von Ewigkeit, Sünde, Strafe, — nichts davon. Ein unabfehli-

sezliches Blachfeld, das ich nicht kannte, auf dem ich nicht wußte, wo ich war, war alles, was ich mir von der Zukunft dachte. (Vielleicht war der Verfasser dieses Bekenntnisses durch sein Philosophiren schon an diese Art, über die Zukunft zu denken, gewöhnt.) Das Bild war nicht anziehend, aber auch nicht widrig. Was dem Unangenehmen das Uebergewicht gab, war das Schauervolle, was Ungewißheit immer mit sich führt; und hieraus entstand dann natürlich der Wunsch, lieber noch auf dieser Seite des Styx das gegenüber liegende Ufer etwas zu betrachten, als gleich überzuschiffen."

Ein sehr natürliches Gefühl der menschlichen Seele! Es gehört eine Art Betäubung dieses Gefühls dazu, wenn uns der Gedanke von einer ungewissen Zukunft nicht beunruhigen soll; eine Betäubung, die bei den meisten Sterbenden durch die lebhaften Vorstellungen einer himmlischen Glückseligkeit, oder auch durch die Abnahme der Verstandeskräfte hervorgebracht wird, die uns endlich gemeiniglich über alle Zweifel in Absicht der Zukunft hinwegsezt, und uns einen Trost gewährt, den uns bei einem strengen Nachdenken die Vernunft nicht ganz gegeben haben würde.

Handlung ohne Bewußtseyn der Triebfedern, oder die Macht der dunklen Ideen.

In unzähligen Fällen handeln wir nach innern Triebfedern unsrer Seele, ganz mechanisch, ohne daß wir diese Triebfedern selbst anzugeben wissen; zum deutlichen Beweise, daß nicht immer vor der Handlung eines vernünftigen Wesens eine klare Vorstellung vorhergehen müsse. Aber darin mögen wir uns wohl oft irren, daß wir jener mechanischen Handlungsart gewisse dunkle Ideen **unterschieben**, die gar nicht vorhanden waren, deren Daseyn uns aber ausser allem Zweifel schien, weil sie durch einen hinterher folgenden Zufall gleichsam **verificirt** wurden. Grade dies ist der Fall mit den meisten Ahndungen. Es schwebt uns eine gewisse dunkle Idee von irgend einem kommenden Uebel vor — (oft war es freilich wohl nur eine Geburt der Hypochondrie, oder der Einbildungskraft überhaupt), wir haben keine Ruhe vor dem Bilde, es begleitet uns überall hin, und hinterher kommt dann auch wirklich ein Unglück, worauf sich nun jenes dunkle Gefühl bezogen haben muß, es mag einen Zusammenhang damit haben, oder nicht. Hat man sich sogar vermöge jenes Gefühls das Unglück, welches nachher kam, aus Vermuthungsgründen ziemlich deutlich vorgestellt: so scheint kein Schluß gewöhnlicher zu seyn als der, daß es uns **geahndet** habe.

Herr

Herr Doctor Wedekind erzählt im 2ten Stück des 3ten Bandes der Seelenkunde S. 30 ff., unter obigem Titel ein dergleichen Beispiel von der Gewalt dunkler Ideen, das, es mag nun erklärt werden, wie man will, sehr lesenswürdig bleibt. Der Herr Doctor Wedekind sieht sich genöthigt zu verreisen. Er muß seine Patienten einem andern anvertrauen, worunter ihm eine Predigerfrau grade nicht am gefährlichsten zu seyn scheint, aber ihm doch, ohne daß er sich's angeben kann, was ihm so bedenklich an ihr vorkommt, sehr im Sinne liegt. Er reist dennoch ab, und ist kaum eine halbe Stunde von seinem Wohnorte Diepholz entfernt, als er sich wegen seiner Reise die größten Vorwürfe zu machen anfängt, weil er sich den Tod seiner Patientinn und Freundinn unablässig vorstellt. „So war ich nun im heftigsten Seelenkampfe beinah zwei Meilen weggeritten, sagt er, als sich meiner Brust eine so große Beklemmung bemächtigte, und mein Herz so heftig zu schlagen anfing, daß ich nicht weiter reiten konnte. Fast unwillkürlich wandte ich mein Pferd um, und jagte, so geschwind es laufen konnte, nach Diepholz zurück." Er sieht seine kranke Freundinn, um welcher willen er zurückgekehrt ist, am Fenster stehen, und ihr war's nicht möglich, wegen seiner Rückkehr sich des Lachens zu enthalten. —

Nun reist er wieder davon, aber seine vorige Unruhe beginnt von neuem. Seine Freunde,

die

er besucht, suchen ihn auf alle Art zu zerstreuen; allein umsonst. Er hat keine Ruhe und Rast; reist wieder aus eben der Ursach zurück, und geht über Rinteln. Hier erfährt er, daß seine Freundinn wirklich gestorben sey, u. s. w.

Das Uebrige mag man am angeführten Orte selbst weiter nachlesen, sonderlich, was von dem Abscheiden der Patientinn und ihrem versteckten körperlichen Uebel gesagt wird, wovon der Arzt nie etwas bei ihren Lebenstagen erfahren hatte.

Aber sollte ich nicht vielleicht eine dunkle Idee von einem solchen Fehler gehabt haben können? fragt der Herr Verfasser. Von etwas, woran man noch nie einmal gedacht hat, kann man auch keine dunkle Idee haben; aber ein gewisses bedenkliches Uebel konnte der Arzt wohl gemuthmaßt haben, und diese Muthmaßung war hinreichend, dem Herrn Verfasser des obigen Aufsatzes, wenn sonderlich eine hypochondrische Laune, und vielleicht ein ängstliches Temperament dazu kam, alle jene beschriebene Unruhe zu verursachen. Die Seele heftet sich in dergleichen Situationen an irgend eine starke Idee an, die sie antrifft oder auch aufsucht, und sie wird von ihr in einem Strudel von unangenehmen Empfindungen umhergetrieben, wenn die Disposition des Körpers grade zu heitern Seelengefühlen verstimmt ist. Auffallend für die menschliche Einbild

bildungskraft bleibt es hinterher immer, wenn das gefürchtete Uebel, gesezt daß auch nur wenige Gründe zur Furcht da waren, zufällig eintrift. Die Fragen, welche der Herr Verfasser am Ende seines lehrreichen Aufsatzes über die Freiheit der menschlichen Handlungen aufwirft, verdienen beherzigt zu werden. Wie viele mögen mit ihm herüber einerlei Meinung haben!

Eben derselbe hat noch einen medicinischen Bericht beigefügt, worin er erzält, daß ein Fräulein von May aus Furcht vor einem Brechpulver, das sie einehmen müssen, wahnsinnig wird. Seite 87, ff.

Die Würkungen der Furcht über die menschliche Seele sind von sehr manigfaltiger Art, und sie ist eine der heftigsten und betäubendsten Leidenschaften des Gemüths. Viele verlieren dadurch auf einmal ihre ganze Besonnenheit, ihr Nachdenken stockt, alle ihre Empfindungen erstarren, und sie ist gleichsam das für den Geist, was ein heftiger Schlagfluß für den Körper ist. Die lebhaftesten Köpfe gerathen durch sie in Verwirrung, und es zeigt eine große Seele an, welche sich nicht von ihr bemeistern läßt. Andre Menschen macht sie kühn und beherzt, und dies ist eine ihrer sonderbarsten Würkungen.

Ich habe, sagt Montagne *) im Capitel von der Furcht, viele Leute gesehen, die vor Furcht unsinnig geworden sind. Auch bei den richtigsten Gemüthern verursacht sie, so lange ihr Anfall dauert, schreckliche Verirrungen. Ich rede nicht blos von dem Pöbel, welchem sie bald seine aus den Gräbern hervorkommenden und in ihr Schweistuch eingehüllten Vorfahren, bald Währwölfe, Kobolte und andre Ungeheure vorstellt; wie oft hat sie nicht sogar den Soldaten, wo sie doch am wenigsten Plaz finden sollte, eine Heerde Schaafe in eine Geschwader Kürassiere, Rohr und Schilf in Geharnischte und Lanzenknechte, unsere Freunde in unsre Feinde u. s. w. verwandelt — bald macht sie uns Flügel an die Fersen, bald nagelt sie uns die Füße an. — „Ich meines Theils, sezt er sehr naiv hinzu, fürchte mich vor nichts so sehr, als vor der Furcht."

Je lebhafter unsre Einbildungskraft, und je geschickter sie ist, den gefürchteten Gegenstand zu vergrößern, je weniger Fassungskraft und innere Stärke der Seele uns eigen ist, und je leichter unsre Nerven erschüttert werden können, je mehr pflegen wir auch von jener Leidenschaft beunruhigt zu werden. Jeder Mensch sollte an sich mit allen Kräf-

*) Montagne's Versuche enthalten die lehrreichsten Beiträge zur Psychologie, sind aber bisher von unsern Psychologen viel zu wenig genuzt worden. P.

Kräften der Vernunft arbeiten, diese Furie der menschlichen Seele zu bekämpfen, weil sie so leicht die ganze Thätigkeit der Denkkraft und unsrer Willensfreiheit aufhält, und uns durch ein niedriges Betragen, unzählig oft unter die Würde unsrer Natur herabsezt. Ich würde, um das menschliche Herz von dieser betäubenden und schändlichen Krankheit der Furcht zu heilen, vornehmlich folgende Mittel vorschlagen. 1) Man suche das gefürchtete Uebel genau nach allen seinen Seiten kennen zu lernen, und es hierbei auch von seiner weniger furchtbaren Seite zu betrachten. Schon das Nachdenken, das bei sich selbst Raisonniren über ein kommendes Uebel, flößt uns Muth ein, indem es unsre Seele zerstreuet und von dem Punkte wegziehet, den sie so gern mit starren Empfindungen allein betrachten möchte. 2) Uebe man sich selbst dann, wenn uns nichts Böses bevorsteht, in Untersuchungen: wie wir uns in dieser und jener unglücklichen Lage, die uns überraschen sollte, benehmen würden, und als vernünftige Menschen benehmen müßten. 3) Hüte man sich ja vor allen Schwächungen und Verzärtelungen des Körpers. Ein gesunder Körper giebt der Seele Kraft und Muth, ein kranker macht uns furchtsam. 4) Man gewöhne sich immer mehr durch Nachdenken über die Menschen und unsre Schicksale, und durch die Gewalt über unsre Einbildungskraft an die so nöthige Gegenwart des Geistes, und lasse den ersten Eindruck eines furchtbaren Gegen-

gen-

genstandes nicht zu tief eindringen. 5) Meidet die Gesellschaft und den Umgang mit furchtsamen und hypochondrischen Menschen, weil ihre Denkungsart uns leichter, als man glaubt, inficirt; — selbst der häufige Umgang mit dem andern Geschlecht, sagt ein alter Weltweise, macht uns furchtsam. Hingegen flößt uns der Umgang mit muthigen und gesezten Leuten auch Muth und Entschlossenheit ein.

C. F. Pockels.

(Die Fortsezung künftig.)

Zur

Zur Seelenkrankheitskunde.

I.

Volksaberglauben.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen eine Anzeige von verschiedenen Arten des Volksaberglaubens, nebst meinen Bemerkungen darüber, zuschicken darf. Vielleicht können Sie dieselbe für Ihr Magazin zur Erfahrungsseelenkunde nützen. Fast allgemein in Ober- und Niedersachen habe ich bemerkt, daß man mit den neugebornen Kindern einen sonderbaren Aberglauben treibt; vornehmlich aber so lange, als sie noch nicht getauft sind. Wenn gleich der gemeine Mann hie und da nicht mehr an eine unmittelbare Besitzung des Teufels bei seinen Kindern glaubt, und auch an mehrern Oertern vernünftige Geistliche den Leuten diese entsezliche Meinung aus den Köpfen gepredigt haben: so hängt doch immer noch ihre Phantasie an Hexen und unsichtbaren bösen Geistern, die den ungetauften Kindern Schaden zuzufügen suchen. Man eilt daher nicht nur, die Kinder bald aus der Gewalt der unsichtbaren Geister durch die Taufe zu befreien; sondern die Hebammen, — eine überhaupt sehr abergläubige Menschengattung — suchen auch durch ein fleis-

siges Kreuzmachen das ungetaufte Kind vor allerlei zu befürchtenden Behexungen zu sichern. Gemeiniglich geschieht dieses Kreuzmachen, das offenbar noch ein albernes Ueberbleibsel aus der katholischen Kirche ist, beim Einwickeln und Schlafenlegen der Kinder, wobei die Hebammen noch ein Sprüchelchen, z. B. das walt Gott der Vater u. s. w. herzumurmeln pflegen. Ich habe einige diese Ceremonie mit der pünktlichsten Genauigkeit beobachten gesehen; eine schalt mich auch sogar einmal in allem Ernst aus, indem ich beim Hereintragen eines neugebornen Kindes meine laute Freude über dasselbe bezeugte, ohne ein "Gott gesegne dich!" *) dazuzusetzen. Das einfältige Weib glaubte, daß man, ohne einen dergleichen Wunsch, ein neugebornes Kind leicht beschreien **) könne; eine Meinung, welcher der gemeine Mann noch sehr auch in Absicht seines Viehes anhängt: man beschreiet seine Kühe, seine Pferde, wenn man sie lobt, und verursacht dadurch, daß sie weniger gedeihen können.

Ausser jenem Aberglauben des Kreuzmachens ***) über neugeborne Kinder, hält der gemeine Mann auch

*) oder: Gott behüt's!

**) In Niedersachsen nennt man es berufen.

***) Welches nicht eigentlich mit den Fingern geschieht, sondern, indem man die Hände kreuzweis übereinander schlägt.

auch noch sehr darauf, — manche vornehme Mütter nicht ausgenommen — daß, so lange ein Kind noch nicht getauft ist, es ja genau bewacht werde, damit ein böser Geist nicht ein andres Kind mit dem rechten austauschen könne. Dieser Aberglaube stammt offenbar noch aus den Zeiten her, wo man den Teufel zu einem schadenfrohen Tausendkünstler und Zaubrer machte. An einigen Oertern geht man sogar so weit, daß man die Stelle in der Wiege, wenn man das Kind herausgenommen hat, nicht ledig lässt, sondern unterdessen ein Stück Holz, oder einen Beesen dahin legt, damit der böse Feind nicht seinen Unfug mit der Wiege treiben könne.

Wie sehr noch der gemeine Mann an der Meinung vom Behexen der Kinder hängt, können Sie aus folgender frappanten Anekdote aus einer angesehenen niedersächsischen Stadt sehen, die sich nicht vor gar langer Zeit daselbst zugetragen hat. Ein armes Lutherisches Bürgerweib hatte ein kränkelndes Kind, wovon sie glaubte, daß ihm etwas angethan, oder daß es behext sey. Mit diesem Kinde erschien sie eines Tages in der dortigen katholischen Kirche, worin man sie noch nie bemerkt hatte, und wo sie auch wirklich noch nie gewesen war. Ein angesehener Mann, auch ein Katholik, aber ein aufgeklärter Kopf, der mir diese Geschichte selbst erzählte, bemerkte sie, und

bezeigte ihr sein Erstaunen, was sie mit dem kranken Kinde in der katholischen Kirche wollte. Das Weib ward verlegen, bei weiterm Fragen gestand sie aber endlich, daß sie hierher gekommen sey, um von dem katholischen Priester den Segen über ihr Kind sprechen zu lassen, weil sie gehört, daß ein katholischer Priester dadurch die Krankheit des behexten Kindes wegbannen könne. Einem Katholischen Weibe würde man so etwas nicht verdacht haben, da ihre Religion dergleichen Dinge wirklich lehrt; allein einer lutherischen Bürgerfrau, die in einer der aufgeklärtesten Städte Teutschlands lebt, wo es eine Menge der besten Aerzte giebt, wäre ein solcher Aberglaube kaum zu verzeihen, wenn sich die gerühmte Aufklärung, wovon die meisten nur gar zu hohe Ideale im Kopfe haben, auch auf die niedern Stände der Menschheit erstreckte, wo es überall noch so schrecklich dunkel aussieht.

Um die neugebornen Kinder vor den bösen Geistern zu bewahren, welche man gemeiniglich in der Volkssprache gradehin die Unterirdischen nennt, ist man noch auf viele andre Gaukeleien verfallen, worüber in vielen Familien mit strengster Genauigkeit gehalten wird; z. B. daß man aus dem Hause, worin das neugeborne Kind ist, durchaus nichts verleihet, weil es sonst behext werden könnte; daß, um eben dies zu verhüten, des Vaters Hut auf die Wiege gelegt wird; daß man

die

die Wiege nicht bewegen darf, wenn sich das Kind nicht darin befindet. *)

An vielen Oertern ist's auch gebräuchlich, daß, wenn das Kind aus der Kirche nach der Taufe heimgetragen wird, man es sogleich einige Minuten in den Brodschrank legt, damit es nicht näschig werden soll. Eine andere Albernheit dieser Art erfuhr ich noch kürzlich in einem Dorfe ohnweit Merseburg. Ich hatte einer Kindtaufe in der Dorfkirche mit beigewohnt, und ging mit dem Prediger nach Hause. Weit vor uns vorauf erblickte ich die Jungfer Gevatterinn, welche nach dortiger Sitte das Kind trug, und ungewöhnlich schnell damit lief. Dieser Umstand fiel mir auf, und ich fragte den Prediger um die Ursache des schnellen Laufens mit dem Kinde. „Es ist ein ziemlich ausgebreiteter Aberglaube, erwiederte er, daß das Kind nicht gut gehen lernt, wenn die Gevatterinn damit nicht schnell nach Hause eilt. Ich habe den Leuten oft den Ungrund ihres Aberglaubens gezeigt; aber es hält ausserordentlich schwer, dergleichen Volksmeinungen, die um so viel stärker würken, weil

 sie

*) Beides leztere geschieht eigentlich deswegen, weil man glaubt, daß das erstere den Schlaf des Kindes befördere, das leztere ihm aber seine Ruhe nehme; daher auch jener andere Aberglaube, daß sich ein Fremder, der in eine Kinderstube kommt, durchaus niedersezen muß, weil er sonst dem Kinde den Schlaf mitnimmt.

sie von den Vorfahren angenommen sind, auszurotten."

Mit den Wöchnerinnen selbst wird eben ein so starker Aberglaube getrieben. Einige Behandlungsarten derselben sind von der Art, daß man sie nicht einmal sagen darf, ohne die Gesetze der Schamhaftigkeit zu beleidigen; sie alle haben aber wieder ihren Grund, wie aller Aberglaube, in dem Glauben an böse Geister, und in uralten heidnischen Volksvorurtheilen, dergleichen wir mitten in der Christenheit noch sehr viele haben. Viele Weiber tragen in der Wochenstube einige Stunden des Tages die Mützen ihrer Männer. Noch andere haben den Glauben, daß sie sich ihre Wochenzeit über nicht am Fenster sehen lassen dürften, ein Glaube, der vielleicht gute physische Ursachen zum Grunde hat, damit sie sich etwa durch auffallende Gegenstände nicht erschrecken möchten; aber unerklärbar ist mir hierbei noch ein andrer Umstand, daß nämlich viele Wöchnerinnen glauben, sich einen unbekannten Vorübergehenden, wenn sie auch am Fenster stünden, als einen Dieb, Mörder, u. dergl. vorstellen zu müssen. Daß dies würklich ein Aberglaube vieler Wöchnerinnen ist, ist mir von der glaubwürdigsten Frau betheuert worden.

Ueberhaupt ist der Ursprung so vieler abergläubischen Meinungen durchaus unbekannt. Oft kann die unbedeutendste Kleinigkeit Veranlassung dazu

gegeben haben, oft war auch wohl nur der blosse Zufall, der auf eine gewisse Einbildung erfolgte, der Grund davon. Der Unwissende findet überall Gegenstände, deren physische Verhältnisse er nicht überschauen kann, er nimmt also gleich seine Zuflucht zu gewissen verborgenen Kräften, und personificirt sie, so gut er kann; oder so wie sie seine Vorfahren schon zu personificiren suchten. Er hat wenig Neigung dazu, das Ding sich natürlich zu erklären, weil das Wunderbare seiner sinnlichen Phantasie schmeichelhafter ist, und er von Jugend auf den Kopf von unsichtbaren Geistern voll hat. Gemeiniglich verhält sich der gemeine Mann auch nur bloß mechanisch bei seinem Aberglauben. Er weiß es selbst nicht immer, **warum** er so handelt; sondern er handelt so, weil er es so zu sehen gewohnt ist. Ich habe oft gemeine Leute gefragt: Warum glaubt ihr dies und das? und sie konnten mir nichts anders antworten, als — — Wir glauben's nun einmal so! Man wird gemeinen Leuten den Aberglauben jeder Art nicht eher aus den Köpfen bringen, bis man ihnen einen deutlichen Unterricht in der Naturlehre zu geben anfängt, wie nun auch schon an mehrern Orten zur Ehre der Menschheit geschieht.

Mancher Aberglaube scheint in der That aus einer guten natürlichen Absicht entstanden zu seyn. So warnt man junge Kinder, ja nicht zu nahe an Flüsse und Teiche zu gehen, weil sie sonst der

Nix *) holen könne. Man will dadurch offenbar junge unerfahrne Kinder warnen, sich nicht an dergleichen Oerter zu wagen, so wie man auch in mehrern Gegenden von Obersachen an einen gewissen **Kornengel** glaubt, der, nach der Volksmeinung, die Kinder nach sich ziehen soll, wenn sie sich einem Kornfelde nähern. Die Idee in Absicht der **Nixen** scheint mir in dem alten heidnischen Aberglauben, da man an Fluß- und Wasser-Götter glaubte, ihren Grund zu haben, so wie überhaupt es fast keine Art des heidnischen Aberglaubens gab, welcher nicht noch jezt hie und da unter gemeinen Leuten, obgleich in einer veränderten Gestalt, fortwürken sollte. Das Christenthum hat ihn nicht ausrotten können, sondern nur einen Mantel darüber gehängt.

Ehe ich in meiner Anzeige von den verschiedenen noch herrschenden Arten des Volksaberglaubens fortfahre, muß ich Ihnen eine meiner Ideen über das sogenannte **Beschreien** oder **Berufen** der Kinder mittheilen. Dieser abergläubische Gebrauch ist offenbar Griechischen und Römischen Ursprungs; und wahrscheinlich noch älter. Unter den Heerden von Göt-

*) Der gemeine Mann stellt sich ihn als ein kleines Männchen mit rotem Haar, oder einer roten Mütze vor; in Niedersachsen als Frauenzimmer, welches sehr wahrscheinlich sich auf den aus dem Alterthum hergeholten Glauben an Sirenen gründet.

Göttern, die jene alten Völker sich nach und nach erträumt hatten, gab es nach ihrer Meinung auch viele boshafte und neidische Gottheiten, die immer lauerten, wo sie den Menschen etwas zu leide thun konnten. Vermöge ihrer heimtückischen Natur suchten sie vornehmlich denjenigen zu schaden, die vor andern glücklich und geehrt waren. Man befürchtete daher, sie auf dasjenige aufmerksam zu machen, was man mit lauter Stimme rühmte, und um dem Dinge zuvorzukommen, bediente man sich denn eines besondern Ausdrucks, welcher dem Teutschen: Gott behüt es! nahe kam. Der Lateiner hatte sein Præfiscine! und der Grieche sein αβαναςως! Hierzu kam nun noch der alte Volksglaube, daß nicht alle Stunden des Tages gleich wären; sondern daß verschiedene für den Menschen sehr gefährlich werden könnten, man wollte daher durch jene Ausdrücke zugleich sagen: Gott gebe, daß ich's zu einer guten Stunde geredet habe! Aller dergleichen Aberglaube ist zu den Christen bei ihrer Vermischung mit Römischen und Orientalischen Völkern übergegangen, und die Priester haben sonderlich in mittlern Zeiten alles gethan, um das Volk dabei zu erhalten, weil sie, wie bekannt, von der Blindheit desselben ihre Vortheile zogen.

Der Ursprung des Aberglaubens überhaupt, wir mögen ihn nun entweder bei ganzen Völkern, oder einzelnen Menschen betrachten, hat überall und allemal seine natürlichen Ursachen. Die mensch-

liche Einbildungskraft sucht sich nach dem Vorrathe der wenigen vorhandenen Ideen in dem Gehirn des ungebildeten Menschenverstandes, Erscheinungen in der Natur durch unsichtbare Wesen zu erklären, und, so weit auch der Begriff eines Geistes ausser der Sphäre eines noch unangebauten Verstandes liegt, sich doch gewisse Kräfte zu personificiren, wovon jene Naturphänomene Würkungen seyn sollen. Denn, daß jede Würkung eine Ursach haben müsse, auf diesen Satz wird auch der ungebildetste Menschenverstand alle Augenblicke so sehr hingerissen, daß er ihm bald zum Aiom wird, so gut er es für den Philosophen ist. Ausserordentliche Würkungen werden also ausserordentlichen Wesen zugeschrieben, die sich aber der menschliche Verstand wohl nie als Geister im metaphysischen Sinn gedacht haben würde, wenn hinterher nicht von speculativen Köpfen ein Unterschied zwischen körperlichen und unkörperlichen Wesen festgesezt worden wäre, den man von dem Menschen selbst abstrahirte. Ob dieser Unterschied reel sey, darüber haben sich die Philosophen alle Jahrhunderte gestritten, und werden sich, — zum Beweis, daß der Begriff eines Geistes noch nicht genau bestimmt ist, — und vielleicht ausser den Gränzen der menschlichen Vernunft liegt, noch ferner darüben streiten.

---

2. Der

2.

Der Einsiedler im Stadtgetümmel.

Der edle und tugendhafte [redacted] Wilby Esq. war aus Lincolnshire gebürtig, und Erbe eines ansehnlichen Rittergutes, welches jährlich über tausend Pfund eintrug. Er hatte seine Studien auf der Universität sowohl, als in einem der juristischen Kollegien, vollendet, und war mehrere Jahre nach einander auf Reisen in fremden Ländern. Nach seiner Rückkehr lebte dieser sehr gebildete junge Edelmann auf seinem väterlichen Landgute, war überaus gastfrey, hielt viel Umgang mit seines Gleichen, une hatte eine schöne wohlerzogene Tochter, die, mit seiner völligen Genehmigung, an Sir Christopher Hilliard in Yorkshire verheirathet wurde. Er war jezt vierzig Jahr alt. Die Reichen achteten ihn; die Armen beteten für ihn; und von Jedermann ward er geehrt und geliebt; als einstmals einer von seinen jüngern Brüdern, mit dem er nicht recht einig war, ihm auf freien Felde begegnete, und ein Pistol auf ihn losdrückte, welches aber glücklicherweise versagte. Er glaubte, das sey blos geschehen, um ihm ein Schrecken einzujagen, und entwaffnete den Niederträchtigen ganz kaltblütig. Sorglos steckte er das Pistol in seine Tasche, und ging in tiefen Gedanken nach Hause. Als er hier aber das Gewehr näher untersuchte, und

Kugeln

Kugeln darin fand, machte diese Entdeckung auf seine Seele solch einen starken Eindruck, daß er auf der Stelle den ausserordentlichen Entschluß faßte, sich völlig von der Welt zu entfernen; und in diesem Entschlusse beharrte er auch bis an's Ende seines Lebens.

Er wählte sich ein sehr hübsches Haus unten in Grubstreet, (einer Strasse in London,) schaffte fast alle seine Leute ab, ließ das Haus nach seinen Ideen einrichten, und wählte davon drei Zimmer für sich: das eine zum Speisezimmer, das zweite zur Wohnstube, und das dritte zum Studirzimmer. Da sie eins in's andre gingen, so pflegte er, wenn sein Essen von einer alten Dienstmagd auf den Tisch gesezt wurde, sich so lange in sein Wohnzimmer zu begeben; und wenn man hier sein Bette machte, ging er so lange in sein Studirzimmer, bis alles fertig war. Aus diesen Zimmern kam er von der Zeit an, da er sie bezog, nie wieder heraus, bis er vierzig Jahre hernach auf den Schultern der Leichenträger herausgebracht wurde. Auch bekamen in dieser ganzen Zeit weder sein Schwiegersohn, seine Tochter, sein Enkel, Bruder, seine Schwester, noch irgend einer seiner Verwandten, jung oder alt, reich oder arm, kurz kein Mensch ihn wieder zu sehen, ausser jene alte Dienstmagd, die Elisabeth hieß. Sie allein machte sein Kaminfeuer, machte sein Bett, brachte ihm zu essen, und reinigte seine Zimmer. Auch sie sah ihn nur äusserst selten, nur im-

immer im höchsten Nothfall, und starb nicht länger als sechs Tage vor ihm.

In der ganzen Zeit seiner Einsperrung kostete er nie weder Fisch noch Fleisch. Sein gewöhnlichstes Essen war Hafergrütze. Dann und wann hatte er des Sommers einen Sallat von ausgesuchten kühlenden Kräutern, und, als ein Leckerbissen, wenn er sich an einem Festtage etwas zu gute thun wollte, aß er den gelben Dotter von einem Hühnerei; aber nichts von dem Weissen. Was er an Brodt aß, schnitt er aus der Mitte heraus; die Kruste aber genoß er nie. Sein beständiges Getränk war Vierschillingsbier, und nichts anders; denn er kostete niemals Wein, noch gebrannte Wasser. Dann und wann, wenn er es seinem Magen für dienlich hielt, aß er eine Art von Zuckerwerk; zuweilen trank er auch etwas Kuhmilch, die ihm seine Dienstmagd, noch heiß vom Melken, holen mußte. Bei dem allen hielt er seinen Bedienten einen reichlichen Tisch, und bewirthete jeden Fremden oder Pächter sehr gut, der in seinem Hause etwas zu thun hatte.

Alle Bücher, die neu herauskamen, wurden ihm gekauft und gebracht; Streitschriften aber legte er beständig auf die Seite, und las sie niemals.

Weihnachten, Ostern, und an andern Festtagen, ließ er in seinem Zimmer eine grosse Tafel dekken, mit allem besezt, was die Jahrszeit vermochte,

auch

auch mit vielen Weinen; welches alles von seiner Dienstmagd aufgetragen wurde. Nach einem Dankgebete für Gottes Wohlthaten, pflegte er dann eine reine Serviette anzustecken, ein Paar weisse Holländische Handschuh anzuziehen, die ihm bis an die Ellbogen reichten; dann schnitt er ein Gericht nach dem andern vor, und schickte einen Teller an einen armen Nachbar, und den zweiten an einen andern, bis der Tisch ganz leer war. Darauf betete er wieder, legte seine Serviette zusammen, und ließ das Tischtuch wieder wegnehmen. Dies pflegte er an dergleichen Tagen Mittags und Abends zu thun, ohne von irgend einem Gerichte selbst einen Bissen zu kosten.

Wenn arme Leute unverschämt vor seiner Thür bettelten und wehklagten, so wurde ihnen, eben deswegen, nicht sogleich etwas gereicht. Wenn er aber aus seinem Zimmer, welches nach der Straße hinausging, irgend einen Kranken, Schwachen, oder Lahmen ausfindig machte, so schickte er alsbald zu ihnen, um sie zu trösten und zu unterstützen; und schenkte ihnen nicht etwa nur eine Kleinigkeit für dasmal, sondern so viel, daß sie sich viele Tage nachher noch davon erquicken konnten.

Ausserdem pflegte er sich zu erkundigen, und darauf zu merken, welche von seinen Nachbaren fleissig in ihrem Beruf und Gewerbe waren, und welche von ihnen eine grosse Last von Kindern hatten;

ten; vornehmlich auch, ob ihr Fleiß und ihr Erwerb auch zum Unterhalt der Ihrigen hinreiche. Und dergleichen leuten schickte er reichliche, und ihren Bedürfnissen angemessene Unterstützung.

Er starb in diesem seinem Hause in der Grubstrasse, nachdem er sich ganzer vierundvierzig Jahre einsiedlerisch eingesperrt hatte, den 29. October 1636, vierundachtzig Jahr alt. Bei seinem Tode war sein Haar und sein Bart so lang und dicht gewachsen, daß er einem Einsiedler aus der Wildniß ähnlicher sah, als einem Einwohner der größten Städte in der Welt.

3.

Einwirkung eines äussern Gegenstandes auf die Verwirrung unsrer Ideen.

Wir pflegen uns entfernte Bekannte, die wir aber noch nicht persönlich kennen gelernt haben, unter einer gewissen Gestalt, Figur, leibeslänge, und unter gewissen Gesichtszügen zu denken, die ihnen unsere Phantasie andichtet, weil wir überhaupt uns nichts ohne ein sinnliches Zeichen vorstellen können. Unsere Einbildungskraft verfährt hierbei allemal nach gewissen Gründen, warum sie sich den Entfernten grade unter dieser und keiner andern Gestalt

denkt,

denkt, ob wir uns gleich dieser Gründe nicht immer bewußt sind. Hat man uns schon eine Beschreibung und Vergleichung der unbekannten Person gemacht: so stellt man sie sich auch ungefähr wie den mit ihr verglichenen Gegenstand vor, aber doch nicht ganz so; sondern wir leihen ihr Züge, die sie von jenem in etwas unterscheiden, und aus einem Gemisch von mehrern, von andern ähnlichen Gegenständen hergenommenen, Kennzeichen bestehen; hat man uns aber noch gar keine körperliche Beschreibung von der unbekannten Person gemacht: so bildet sich unsere Phantasie von irgend einem oder mehrern Umständen, die wir von der Person wissen, ein eigenes Bild, welches freilich selten zutrifft. Dieses Bild kann bisweilen eine solche Lebhaftigkeit und Festigkeit in uns erhalten, daß es uns gar nicht möglich ist, uns die Person anders, als nach dieser Phantasie vorzustellen; daher die öftere Verwirrung, worin sich Leute befinden, die sich zum erstenmale sehen, wovon ich hier ein ausgemachtes Beispiel liefere.

Der Staatsminister *** aus ** machte vor einigen Jahren durch einige Provinzen des Staats eine Reise, um verschiedene bei dem Justiz- und Finanzwesen eingeschlichene Misbräuche zu untersuchen. Wohin er kam, wurde er mit aller Ehre, die seinem Stande gebührte, empfangen, und in verschiedenen Städten wurde er mit feierlichen Reden von Seiten des Magistrats bewillkommt. Eine sol-

solche Rede sollte ihm auch zu *** von dem dortigen Bürgermeister gehalten werden, welches ein ausserordentlich geschickter, und sonst sehr beredter Mann war. Der Minister, ein kleiner, hagerer Mann, der sein eigenes Haar trug, trat in den Saal des Rathhauses, und der Herr Bürgermeister auf seinen Rednerplatz. Mit einer sichtbaren Verwirrung fing der gute Mann seine Rede an, stockte, räusperte sich, und blieb endlich stecken, ohne ein einziges Wort weiter vorbringen zu können. Der Minister schien unwillig über den Redner zu seyn, und die ganze Versammlung schied aus einander.

Der Minister wurde zu einem Mittagsschmause eingeladen, der ganze Magistrat, die Honoratioren der Stadt waren gegenwärtig, und der Minister kam neben dem Bürgermeister zu sitzen, dessen Rede ein so klägliches Ende genommen hatte. Beide liessen sich in ein Gespräch ein, und der Minister sahe nun, daß der leztere ein vortreflicher Kopf war, der sich sehr gut auszudrücken wußte, und sehr weitläuftige Kenntnisse verrieth. „Aber wie ist es möglich, fing der Minister endlich an, daß ein Mann von Ihrer Lebhaftigkeit, von Ihrer Suade in seiner Rede stecken bleiben konnte?“ „Ich will es Ew. Excellenz erklären, erwiederte der Bürgermeister: — „Ich hatte Ew. Excellenz nie gesehen. Ich stellte Sie mir als einen Mann mit einem grossen dicken Bauche, einer langen Wolkenparücke,

 einem

einem mit dickem Golde besezten Kleide, und einer kühnen Miene vor. Ich fand dies alles bei Ihrem wirklichen Anblicke nicht; und dies allein, daß ich einen ganz andern Mann vor mir stehen sahe, als ich mir bisher imaginirt hatte, brachte mich aus aller Fassung."

4.

Fortgesezte Nachricht von einer Geisterseherinn.

(Siehe 4ten Bandes 1stes Stück, Seite 122 ff.)

Nachfolgende Berichte von einer sonderbaren Geisterseherinn sind ein abermaliger Beweis, welch eine erstaunliche Gewalt eine erhizte und verschrobene Phantasie über uns, und vornehmlich über schwärmerische Weiber, bekommen kann; denn kein Vernünftiger wird die Erzählungen der Madam Beuter für etwas anders, als lebhafte, im Wachen gehabte, Traumbilder halten, so sehr sie auch das alles deutlich und wirklich gesehen und gehört zu haben vorgiebt. Es ist bekannt, daß Ideen der Phantasie durch mancherlei Umstände, sonderlich durch eine lebhafte Bewegung des Bluts und Gehirns eine solche Stärke und Helligkeit bekommen können, die die Lebhaftigkeit sinnlicher Eindrücke noch weit über-

übertrifft und ganz verdunkeln kann. Gesellt sich dazu nun noch irgend eine andre religiöse Grille, Bilder und Gefühle von einer geträumten himmlischen Entzückung; ist die Seele von feurigen Gedanken an Gott und den Erlöser, oder von schrecklichen Vorstellungen an einen Teufel eingenommen: so kann die Phantasie mit dem armen Menschen machen, was sie will, so sieht er Dinge, die nie existirt haben, und nie existiren werden, hört Stimmen und Worte, die nie ausgesprochen worden sind, macht Spatzierfahrten durch den Himmel, — so wie ihn der Enthusiast irgend einmal aus einem Gemälde, oder in einer Predigt, oder in einem mystischen Erbauungsbuche abgeschildert gefunden hat. Die weibliche Seele, die ihre Natur auch im Traume nicht verläugnen kann, erblickt männliche Gestalten, Engel u. dergl., wird von ihnen holdselig angeredet, und die Gottheit kommt wohl gar selbst, bei der Phantastinn ihren Besuch abzulegen. Alles dies ist der erhizten Einbildungskraft so leicht, läßt sich so äusserst natürlich aus ihren Gesetzen, die auch bei den stärksten Verwirrungen der Phantasie noch zum Grunde liegen, erklären, daß ich nicht begreifen kann, wie es möglich ist, dergleichen natürliche Phänomene der Seele für übernatürliche Wirkungen einer höhern Offenbarung zu halten; nicht begreifen kann, warum dergleichen Offenbarungen ohne sehr wichtige grosse Zwecke da seyn sollen, ich will nicht sagen: ob überhaupt da seyn

 kön-

können. Der vornehmste Grund von solchen abergläubischen und schwärmerischen Meinungen liegt theils in der so grossen Neigung des Menschen zum Wunderbaren; theils auch, und vornehmlich darin, daß wir unsere Kinder damit von Jugend auf unterhalten, und ihnen die Lesung gewisser Bücher zur Pflicht machen, worin dergleichen Erscheinungen Gottes, der Engel und Teufel fast auf allen Seiten vorkommen. Man wird vergeblich wider den Aberglauben und die Schwärmerei predigen, so lange dergleichen geistervolle Schriften nicht behutsamer der Jugend überreicht, und deutlicher, als gemeiniglich geschieht, erklärt werden. — „Was diesem und jenem Mann in vorigen Zeiten geschahe, kann auch sich mir besonders nähern!" Was ist natürlicher, als daß solche Gedanken bei einer nur etwas lebhaften, durch Religionsempfindelei verschrobenen, Phantasie in uns entstehen können! Was natürlicher, da diese Gedanken die menschliche Eitelkeit so sehr nähren, uns über andere Menschen erheben, und ein gewisses behägliches Gefühl von Glückseligkeit erzeugen, das allen Schwärmern bei ihren Phantasien so eigen ist!

P.

Madam Beuter, welche sich jezt zu Lindau am Bodensee aufhält, nachdem sie vorher in Augsburg

burg gewohnt hat, glaubt schon seit mehrern Jahren her, himmlische Erscheinungen zu haben, und glaubt sie so steif und fest, daß sie auf keine Art davon abgebracht werden kann. Sie hat nicht nur eigene Berichte darüber aufgesezt, sondern verschiedene der gehabten Erscheinungen, so weit sich ihr Talent im Malen erstreckte, sehr vielfarbig abgezeichnet, davon ich die Zeichnungen selbst in Händen gehabt habe.

Das erste Gemälde stellt eine Stube vor, die durch einen himmlischen Glanz erleuchtet wird. Die Geisterseherinn liegt im Bette. Zu ihrer Linken sizt ein himmlisches Wesen in einem blauen Kleide, zur Rechten steht ein Engel mit ausgebreiteten Flügeln, und neben dem Engel ein Teufel (so wie man beide Herren sehr oft in mystischen Kupfern zusammen gemacht findet) in schrecklicher Gestalt. Aus dem Munde des Engels gehen die Worte: Herr, laß es genug seyn! Unter das Gemälde hat sie mit eigener Hand geschrieben: „Diß gesicht ist geschehen und gesehen worden von mir Eupherӡyna Beitherin in Lindau im Monat December Morgens um ½ 5 Uhr 1771, als die Nacht noch stark finster war, wurde es um diese Zeit, auf einmahl heller Tag, zu meiner Verwunderung saß zugleich eine Himmlische Persohn gegen meine linken Seite. an meiner rechten ein Engel Gottes, in der Höhe gegenüber eine Klarheit. Diese ließe sich 4 Mahl sehen, zwischen ihrer abwechslung empfand

 ich

ich ausserordentliche schmerzen am Rücken vom sathan, dieser ließe sich zulezt auch sehen, in meinen großen schmerz sagte der Engel zu der Klarheit 3 Mahl, Herr laß es genug seyn, er ließ sich erbitten und machte ein Ende die Personen verschwanden, der Tag wurde zur Nacht wie vorhin, alles dauerte eine halbe Stund. Gott der allmächtige ist von diesem allen auch mein Zeige."

Das zweite Gemälde betrifft eine Erscheinung, welche Madam Beuter vom offenen Himmel gehabt zu haben behauptet. Die Träumereien von einem offenen Himmel findet man fast bei allen lebhaften Schwärmern und Schwärmerinnen. Je unbestimmter überhaupt die Idee von einem Himmel ist, und bleiben wird, je mehr Feld gewinnt die menschliche Phantasie zu hunderterlei albernen Grillen, wozu sie allen nur erwünschten Stoff in der Bibel findet. Das Gemälde selbst stellt den Himmel vor, über den sich aus der Wohnung Gottes ein Lichtstrahl über viele tausend Menschen ergießt. Unter dieser Wohnung erscheinen drei Engel, und führen in ihrer Mitte eine Frauensperson von göttlicher Schönheit. Die weitere Beschreibung dieses Gemäldes kann man in den von ihr selbst aufgesezten Nachrichten Seit. 127, 4ten Bandes 1stes Stück der Seelenkunde, nachlesen. Unter dies Gemälde hat sie wiederum mit eigener Hand geschrieben, daß sie wahr und wahrhaftig, alles dies, so wie sie es beschrieben, gesehen habe.

Ueberhaupt ist dieses schwärmerische Weib von nichts so sehr überzeugt, als von der Wahrheit ihrer Träumereien. Daß sie den tiefsten Eindruck auf ihre Seele gemacht haben, der auch wohl schwerlich je wird wieder ausgelöscht werden können, zeigen ihre Erzählungen der kleinsten Umstände ihrer Visionen nach so langen Jahren. Einige Worte, die Gott mit ihr gesprochen haben soll, um sich von ihrem Manne zu trennen, und die so lauten: **Gehe aus von ihm, denn ich will ihn verderben**, hat sie sogar mit goldenen Buchstaben auf ein Stück Sammet gestickt.

Zu mehrerer Erkenntniß und Beurtheilung der ganzen Sache will ich das Wichtigste hierher gehörige, aus zweien Briefen des verdienstvollen Herrn Pfarrer Müller zum heil. Kreuz in Augsburg, auszugsweise hersetzen.

„Die viele Mühe, die sich Madam Beuter bei Zeichnung ihrer Visionen gegeben, die Zuversicht, mit der sie spricht, diese Worte gehört zu haben, so daß sie lieber tausend Leben liesse, als sich eine Sylbe davon wegdisputiren, zeigen doch wirklich, daß ihre Erscheinungen und gehörte Stimmen den tiefsten Eindruck auf ihre Seele gemacht haben müssen. Eins von ihren Gemälden habe ich schon seit Jahr und Tag in Händen, und doch kann sie noch Jedem auf's genauste alles pünktlich sagen, was darauf steht. Wie ich überhaupt erstaunen muß,

daß sie, ohne zu variiren, auf das allerpünktlichste noch mit einerlei Worten erzählen kann, was sie vor mehr als 20 Jahren vor Erscheinungen gehabt."

Noch muß ich erinnern:
Madam trinkt viel Kaffe, ist von starker Person, vollblütig, hat in ihrer Ehe sehr misvergnügt gelebt; was ihr etwa halb schlafend mag (ich schreibe mit Fleiß mag, weil etwas Zuversichtliches ich und viele andre gern aus der Seelenkunde lesen möchten, nämlich was Ew... von dieser ganzen Sache, so wie Sie davon benachrichtigt worden sind, halten) geträumt haben, hält sie vor wirklich gesehen und gehört. *) Freilich ein Lavater, der gleich überall lauter Wunder sieht, der einen Maler, welcher ihn ganz und gar nicht getroffen, plötzlich mit tausend Küssen soll umarmt haben, als jener sich entschuldigte — „er finde vor itzo freilich keine Aehnlichkeit, allein so und um kein Pünktlein anders werde er als ein Verklärter einmal im Himmel aussehen, — ein La-

*) Ich habe meine Meinung über Madam Benter schon oben gesagt. Daß sie ihre Träumereien für etwas wirklich Gesehenes und Gehörtes hält, beweist nichts, da mir hundert Beispiele bekannt sind, daß lebhafte und vollblütige Leute ihre Träume für Wahrheit hielten, und, wegen der Lebhaftigkeit gewisser Vorstellungen, jene vom Wachen nicht unterscheiden konnten, und — doch hatten sie offenbar geträumt.

P.

Lavater würde also freilich hier lauter Wunder sehen; allein leere und blos allein Einbildung mag doch auch alles nicht seyn. Die Einwirkung der Seele in den Körper und umgekehrt ist sehr mannigfaltig. NB. Madam B. hat noch in Lindau beständig fort Erscheinuugen.

Auf einen von mir an den würdigen Herrn Pfarrer Müller über diese Sache geschriebenen Brief, worin ich die Visionen der Madam Beuter für nichts anders als für Geburten der Einbildungskraft erklärte, und ich mich nach mancherlei Umständen des sonderbaren Weibes genauer erkundigte, erhielt ich folgende Antwort:

„Ihre Urtheile, daß bei Madam B. alles Einbildung sey, unterschreibe ich, doch mit der Einschränkung, — woher kommt es doch, daß sie alles nach 10 bis 30 Jahren noch so pünktlich genau weiß, und keine Absicht zu blenden, oder zu betrügen haben kann; *) noch bis

 heute

*) Nicht alle Schwärmer und Geisterseher haben grade die Absicht zu betrügen, — wollen sie betrügen: so sind sie Schurken; aber es giebt gewisse gutmüthige Leute jener Art, welche keine andere Absicht haben, als das, was sie wirklich glauben, auch bei andern geltend zu machen. Sie sind Betrogene, und hintergehen andere, ohne daß sie es wissen. Freilich ist's wohl nicht zu läugnen, daß die Neigung, von sich etwas Sonderbares zu sagen, der Werth, den

heute darauf stirbt, alles pünktlich unter den beschriebenen Umständen gesehen und gehört zu haben? Was mögen wohl da die Geschäfte der Seele gewesen seyn? Wie mag sie wohl gewirkt haben, daß solche gewaltige Eindrücke blieben, und ihr nicht zu benehmen sind — selbst durch die vernünftigsten Vorstellungen nicht, daß sie mit einer gewissen Seelenwonne und mit völliger (vermeinter) Ueberzeugung davon spricht, oder schreibt. — Glauben sie ja nicht, daß Schwärmerei oder Aberglauben über meine Gottlob! gesunde Seele etwas vermögen. Doch, da wir einmal im Untersuchen sind, so wollen wir nicht müde werden. Nun diene ich Ihnen auf Ihre Fragen, Madam Beuter betreffend:

a) Sie ist nicht katholisch, und ist meine Beichttochter gewesen.

b) Ihr leben war jeder Zeit gewiß recht regelmässig. Von Kindheit an lebte sie unterm Druck. Sie muß eine gute Erziehung gehabt haben, und hat ihrem Stande gemäß Welt.

Ihr

den sie auf ihre mystischen Grillen legen, das Staunen und Horchen der Leichtgläubigen bei ihren Erzählungen, und eine Dosis vom Aberglauben, sie mit antreibt, ihre Träumereien für lauter Wahrheit auszugeben. P.

Ihr Mann war ein sehr bekannter Mathematiker, und anfänglich Rechenmeister, hielt aber von der Religion sehr wenig. Sie sprach Teutsch nicht im Schwäbischen Ton, sondern ganz Hochteutsch. Von Nervenschwäche merkt' ich in dem Umgange von vier Jahren nichts an ihr. Möchten aber ihre Nerven nicht überspannt seyn?

c) Kinder hat sie nicht. Ihr Mann, als er sie nahm, war alt, und sie ist sehr korpulent; scheint mir auch etwas zu schnell gegen einen langsamen Beischläfer. Jezt ist sie in Lindau am Bodensee mit einem Mann versorgt, von dessen gegenseitiger Liebe sie ganz eingenommen ist. — Gespukt hat es bei ihr die Zeit noch immer."

Es sind mir mehrere Bescheide von Geistlichen über die Visionen der Madam Beuter zugesandt worden, davon ich aber nur einen von einem rechtschaffenen und gelehrten Augsburger Prediger hersetzen will, welcher im Ganzen die Sache aus dem rechten Gesichtspunkte angesehen hat, obgleich nicht alle Leser seine theologischen Ideen unterschreiben dürften.

P.

Ueber

Ueber die Erscheinungen d. Fr. B.

Es kommt hierbei meines Erachtens erstlich auf die Frage an:

Sind die Erzählungen gegründet, oder eine blosse Erdichtung?

Möglich ist's an sich selbst, daß Jemand so etwas sehe und höre, als hier erzählt wird, es sey entweder durch äussere Einwirkung Gottes selbst, oder eines Geistes, und widerspricht das weder unsrer Natur, noch den Kräften eines endlichen oder unendlichen Geistes, wie die Geschichte der alten Offenbarungen Gottes sattsam darthut. Oder es kann Jemand wirklich sehen und hören durch blosse Wirkung seiner zu lebhaften Einbildungskraft, durch eine solche Stärke der Idearum sensualium und Bewegung in den Nerven, über welche der Geist des Menschen nicht mehr Gewalt hat, daß er wirklich innere Wirkungen mit äussern verwechselt, wie bei den Phantasien in der Fieberhitze, wie bei den Maniacis aller Art, wie uns wohl auch in Träumen begegnet.

Die Wirklichkeit eines jeden solchen Ereignisses, daß man dies und jenes gesehen oder gehört habe, ist res facti, läßt sich, im Fall ihrer innern Möglichkeit, aus keinen Gründen a priori entscheiden, durch kein Raisonnement verwerfen oder beweisen; son-

sondern allein durch Prüfung des davon vorliegenden Zeugnisses entscheiden. Dabei fragt sich denn: a) Hat der Zeuge, auf dessen Aussage das Factum beruht, die Gaben, die Zeit und Gelegenheit, was er aussagt, richtig zu beobachten? b) Ist er unbefangen von irgend einer Meinung, die ihn veranlassen könnte, mehr oder weniger zu sehen und zu hören, als wirklich vorgeht? c) Hat er im Affect, oder ohne Affect beobachtet? d) Hat er so viel Rechtschaffenheit und guten Willen, die Sache zu sagen, wie sie ist? e) Ist er dabei völlig für sich uninteressirt; und hat er, so wie bei seiner Beobachtung selbst, also bei dem Zeugniß, was er giebt, nichts zu gewinnen, oder zu verlieren? f) Ist er stark, tugendhaft genug, auch mit Verlust die Wahrheit zu sagen? g) Darf er, kann er ohne Hinderniß sagen, was er denkt?

Ich kenne die Person gänzlich nicht; sehe aber aus den Erzählungen selbst, daß sie nichts weniger als unbefangen ist. Bei der Erscheinung des Vaters war schon zuvor ausgemacht, daß der Hr. D. und Praeses in Straßburg recht habe, der ihm eine sichtbare Gestalt giebt. Auch ist sie nicht uninteressirt: denn sie war des Lebens mit ihrem Mann überdrüssig, wollte ihn verlassen, und nun kommt die Stimme: Gehe aus von ihm! Man merkt auch sichtbar, daß sich Niemand so leicht unterstehen dürfe die vorgegebene Facta zu läugnen, ohne ihren innigsten Unwillen aufzureizen; ein Kennzeichen

chen einer tiefgewurzelten Rechthaberei. Ja sie ist geneigt, dergleichen Personen alle Gottseligkeit abzusprechen, ihnen Bosheit anzudichten: wie schlimm! Zu dem kommt, daß sie die Gelehrten nichts will wissen lassen — ohe jam satis! Da wäre also noch viel zu fragen, ob die Offenbarungen wirklich geschehen, oder erdichtet sind?

Zweitens aber, posito: alles sey geschehen wie es erzählt ist, was ist von diesen Offenbarungen zu halten? Sind sie Wirkungen von aussen, oder Geschöpfe der Einbildungskraft und einer regelwidrigen Circulation?

Sie sollen nach dem Vorgeben d. Fr. B. göttlich gewirkte Erscheinungen und Offenbarungen seyn. Das sind sie nicht, das können sie schlechterdings nicht seyn. Einmal wissen wir aus der Vernunft und Schrift von dergleichen Offenbarungen keinen Vermuthungs- und Erwartungsgrund; nirgend ein Versprechen derselben, eine Anweisung, wie wir uns dabei verhalten, keine, wie wir uns nach Maaßgabe derselben bestimmen sollen. Gott hat sich uns offenbart durch seine Werke, und durch die eingeführten Gesetze der physischen Natur; er hat sich offenbart durch die heil. Schrift. Ist er unveränderlich, so bleibt er bei seiner einmal erklärten Meinung und Anweisung, und kann sich durch neue Offenbarungen

gen nicht widersprechen. Auch wäre es seiner Weisheit zuwider, was schon bekannt ist, noch einmal ausserordentlich zu offenbaren. Sollte dies leztere ja geschehen: so müßten grosse Zwecke vorhanden seyn, die sich ohne das nicht erreichen liessen, und erreicht werden müßten. Jezt wollen wir die vorliegenden Erscheinungen ein wenig durchgehen:

1) Das Kind von vier Jahren hört eine Stimme: Thue die Bibel auf den Tisch! *) Was soll doch diese Offenbarung? Liebe zu der Bibel wirken? Ueberflüssig — das Kind hat ja Christliche Aeltern und Christlichen Unterricht. Da wird es Gottes Offenbarungen hören, und die Wahrheit wird mit ihrer eignen efficacia wirken. Die alte Offenbarung sagt: Die Wahrheiten des Heils seyn, was ein guter Saame ist, zur Wiedergeburt des Herzens. 1. Pet. 1, 23.

2) Was soll das Licht durch die Stubenkammer? Es spricht nichts. Wer hat denn gesagt, daß dies Gottes Wirkung sei? Woher weiß man das? Die Aeltern sagten: NB. ausser der Christkindleinszeit sehe man nichts: also doch in der Christkindleinszeit. So kamen also die Begriffe von göttlicher Erscheinung aus der älterlichen Erziehung **).

3) Je-

*) Siehe 4ten B. 1stes St. Seite 122.

**) Ein Umstand, der hier sehr in Betrachtung kommt.

3) Jesus erscheint sichtbar 1770, und redet eine Menge; die Fr. B. weiß nicht was? und er verschwindet. Zu was soll diese Erscheinung? Wieder kein Zweck, kein Nutzen. Das N. T. vertröstet die Gläubigen, was das Sehen des Herrn Jesu anbetrifft, auf die lezte Erscheinung. 1. Pet. 1, 7. 8. 1. Joh. 3, 2. Es versichert, Jesus sey bis dahin verborgen in Gott. Coloss. 3, 3. Hier widerspricht abermals die Offenbarung der Fr. B. der alten Offenbarung, und ist also — Traum!

4) Die Erscheinung im Traum 1771 ist schon verdächtig, denn der Herr ist dabei, und der erscheint nicht. Vid. anteced. Das Licht an der Decke kann Traum seyn. Der Schmerz ist eine Nervensache, die hundert Menschen erfahren, welche durch Gram und Verdruß, oder durch starke Arbeiten ermattet sind. Und was hatte diese Offenbarung für einen Zweck? Ist was noch nicht Offenbartes gesagt? „Halt an! halt ein! halt aus:" dies steht lange in der Bibel, und ist oft wiederholt in den Trostbüchern ipsissimis verbis. Der Teufel — O all die einfältigen Bilder von ihm! Die rechte Offenbarung sagt: er sey ein Geist, und der hat nicht Figur und Form. Ein allereinziges mal hat er Menschengestalt bei der wundervollen Versuchung Christi. Ein Engeln mit Flügeln! — Die ganze Erscheinung habe ich in alten Krankenbüchern oft gefunden, eben so abgebildet wie hier.

5) Eben

5) Eben so die, von den Wohnungen Gottes. Einer, nur Einer hat sie gesehen, der wahre Offenbarung hatte. Der eben erzählt 2. Cor. 12, 4. er habe gehört αῤῥητα ῥηματα, ἁ ουκ ἐξον ανθρωπῳ λαλησαι. Hatte die Frau B. eine ausserordentliche Erlaubniß die ihrige zu sagen? Paulus, der Apostel, darf uns den Himmel nicht beschreiben. Es ist also Gottes Wille, wir sollen ihn nicht kennen für jetzt. Also auch falsch, daß er d. Fr. B. gezeigt worden; oder was sie sah, ist nicht der Himmel. Die Sache sieht abermal einem bekannten Kupferstich aus irgend einem himmlischen Brautschatz, Liebeskuß, geistlichen Perlenschnur 2c. gleich.

6) Anno 1776 sieht die Frau den Vater. Die alte ächte Offenbarung Gottes spricht von ihm 1. Tim. 6, 16. Welchen kein Mensch gesehen hat, noch sehen kann. Es kann ihn also auch F. B. nicht gesehen haben, oder was sie sah, ist nicht der König aller Könige, der Herr aller Herren. Moses wollte auch einmal ihn gerne sehen: da bekam er zur Antwort: (Exod. 33, 20.) Mein Angesicht kann Niemand sehen. Die Jünger wollten's auch, und der Herr sprach: Wer mich siehet, der siehet den Vater.

7) Die Erscheinung mit dem Donner 1778, ist wieder recht ungöttlich. Ist denn die Drohung: Ich will ihn verderben — eingetroffen? Ist

er auf solche Art verderbt worden, daß dabei die Frau B. in Gefahr ihres eignen Lebens war, und also aus seiner Gegenwart fliehen mußte? Alles nichts. Wie, Gott soll einer Frau sagen: Verlaß deinen Mann, der in der rechten Offenbarung befohlen hat: Es soll das Niemand scheiden, was Gott zusammengefügt hat, den Ehebruch ausgenommen? Gott soll seine Gerichte über einen Menschen offenbaren, soll selbst deklariren: Er ist verworfen, und uns also verführen, Andre zu verdammen? da er doch gesagt hat in seinem Worte: Richtet nicht, verdammet nicht. Gott ist nicht ein Versucher zum Bösen.

8) Die Stimmen alle, wegen der am Halsweh kranken Freundinn, offenbaren nichts, was nicht jeder verständige Arzt zum voraus aus dem Buche der Natur auch gewußt hätte, und halfen nichts, waren blos müssige Unterredungen. Zudem war die Bitte falsch: Herr, mache sie gesund; sie hätte sollen bedingt seyn, nach seinem Willen. Eins befremdet mich dabei. Bei dem zweiten Anfall des Schadens am Zäpflein hat die Stimme wirklich eine Wahrheit gesagt, welche die Fr. B. nicht verstand, und noch nicht versteht, sehr wahr: Warte des Leibes rc. Denn, aller Erzählung nach, hatte die gute Freundinn morbum venereum. Die Warnung aber steht schon in der heil. Schrift, und ist überflüssig.

9) Die Bitte um Gnade für die Verstorbne ist Christlich. Die Antwort des allerhöchsten Gottes ganz unwürdig. Er wird wohl über sein Gericht uns und nichts und abermal nichts Belehrungen geben.

10) Die Bußerweckung des seligen Hrn. B. durch eine Stimme war ihm wohl, ihrer Vorschrift nach, längst bekannt; steht auf allen Blättern der Schrift; ist überflüssig.

11) Das Zeigen der Hölle ist unnöthig. Gott hat uns hinlängliche Belehrungen gegeben. Und zu was sollte das helfen?

12) Die Offenbarung der neuen Verheurathung — was entdekt sie? Daß die Fr. B. nicht zum Viehstall geboren ist? Das wußte sie zuvor. Wer der von Gott für sie bestimmte zweite Mann ist? Aber war sonst kein Mittel da, dies zu erfahren, als ein Wunder? Ich glaube, wer den Hrn. W. kennt, konnte ihr das alles von ihm sagen. Man konnte ihn selbst fragen. Aber, wie es ihr in Zukunft gehen werde, wer, als Gottes Offenbarung, wußte das? Freilich, sonst Niemand; doch ist ja diese Sache noch nicht erfüllt, noch ist es nicht ausgemacht, ob es so gehe. Zudem entdeckt uns der Herr unsre künftigen Schicksale für gewöhnlich nicht; warum hier eine Ausnahme? Wir haben kein Versprechen Gottes zu dergleichen Anleitungen,

auch keins zur Erwartung des prophetischen Geistes. Die Propheten waren nur in den ersten Gemeinden, seit der Zeit nicht mehr; eine sehr geringe Wahrscheinlichkeit ist also auch für diese Offenbarung da.

Nach Erwägung aller dieser Punkte kann man kühn sagen, die erzählten Gesichte sind keine göttliche Offenbarungen. Und was sonst? Die Fr. B. hat doch wirklich gesehen und gehört. Nun ja, ponamus hoc: so war alles ein Product der gereizten und gewöhnten Einbildungskraft. Die gute Fr. hat von Jugend auf, wie z. E. in der Kindheit vom Christkindlein gehört, und daß man da Licht und Helle sieht. Sie muß zu einer Familie gehören, die an solche Dinge glaubt, hat etwa dergleichen Geschichten erzählen hören (it. das Schreiben ihres Schwagers); muß Gemälde und Kupferstiche von solcher Art gesehen, und Bücher gebraucht haben, in denen nach älterer Art mehrere Wahrheiten des Evangelii durch Gedenksprüche vorgetragen werden. Sie hat vielleicht auch Scrivers Seelenschatz gelesen, und viele Gespräche der Seele mit Jesu, die man im vergangenen Jahrhundert und den erstern decenniis des jetzigen vorzüglich liebte. Daher ihre Gesichte, daher ihre Stimmen, quoad materiam. Nun kommt ihre persönliche Beschaffenheit, ihr Kummer, ihre schlimme Ehe hinzu. Erst mit der Theurung 1770 fängt die Geschichte ihrer Offenbarungen an, und nach

den

den widrigen Zuschriften ihres Mannes ist der meiste Theil geschehen nach 1771. Aber nagender, fressender Kummer verdirbt uns gern die Verdauungskräfte, wird die Ursache scharfer Säfte, leicht gereizter Nerven, erhebt eben dadurch die Einbildungskraft über ihre Schranken. Man denkt über seinen Zustand, man macht Entwürfe, man tröstet sich, und gewöhnt sich dann immer mehr und mehr zum Selbstgespräch; man schüttet seinen Unmuth aus, man habert, man streitet mit Widerwärtigen, als hätte man sie vor sich. Man nimmt auch wohl seine Zuflucht zum Gebet. Ist's ein Wunder, wenn man auch davon träumt? Wenn vi legis imaginationis et reminiscentiae ähnliche Ideen, die man gelesen und gehört hat, sich an die gegenwärtigen anknüpfen, als wären sie ganz neu? Man darf dann vollends ein empfindliches Nervensystem haben, so werden aus eignen Gedanken Stimmen, aus einer aufgebrachten Circulation, Schläge und Donner und Geräusch, und Gott weiß, was noch. Man frage Hypochondristen, Melancholische, Fieberpatienten. In einem so von allen Seiten turbirten Zustand der Denk- und Vorstellungskraft äussert sich nicht selten die facultas diuinandi, und trifft nicht selten ziemlich richtig, ohne Darzwischenkunft einer höhern Offenbarung. Ist man schon gewohnt, jeden Gedanken als etwas ausser sich existirendes zu betrachten, so hört man wirkliche Worte; und ist der Mensch unwissend in

den Kenntnissen seines Geistes und seiner Seelenkrankheiten, so läßt er sich's nun nicht nehmen; denn der Erfolg macht's klar. Zudem leidet Fr. B. an der Sucht des Pharisäers, der sich selbst vermaß, daß er fromm wäre, und verachtete die andern; sie hält es für ein Zeichen des Gnadenstandes, Antworten und Erscheinungen zu haben, und hat wohl noch mehr falsche Begriffe in Sachen des Glaubens. Lauter Data, aus denen sich ihre Gesichte und Stimmen ohne Offenbarung begreifen lassen.

Die dritte Frage: Wie ist sie pastoralisch zu behandeln? ein andresmal.

5.

Beitrag zur Geschichte der Visionen und der Ausschweifungen der menschlichen Einbildungskraft.

Die Geschichte einzelner Schwärmer, die Darstellung ihrer einzelnen Plane und Vorstellungen, und der Gang ihrer Gedanken und Phantasieen liefert uns zur Seelenlehre die interessantesten Beiträge. Eine philosophische Geschichte der Religionsschwärmer fehlt uns noch. Man hat zwar mehrere Historien und Biographien über dergleichen Leute, aber keine solche Darstellungen ihrer Ideen, woraus man

viel

viel lernen könnte, woraus die Art und Weise der Entstehungsart ihrer neuen schwärmerischen Begriffe begreiflich würde.

Unter allen Schwärmern älterer und neuerer Zeiten scheint mir Mahomet der sonderbarste, der auffallendste zu seyn. Der Glaube an seine Visionen dauert noch immer unter einem der größten Völker dieser Erde fort, und vielleicht ist es den Lesern des Magazins nicht unangenehm, eine kurze Darstellung seiner Visionen in diesem Journal zu finden, so wie es überhaupt den Werth dieser Zeitschrift vermehren würde, wenn darin mehrere Beiträge über die Schwärmereien vergangener Jahrhunderte, und nicht blos unserer Zeiten, aufgenommen werden sollten.

Die Visionen des Mahomets, die ich aus Castilhon Essai sur les erreurs & les superstitions anciennes & modernes entlehnt habe, sind gewiß äusserst lächerlich und abgeschmackt; aber grade dieses Lächerliche und Abgeschmackte war der Grund, daß sie einen so grossen und bleibenden Eindruck auf die Araber machten. Aus alten und neuen Berichten über dieses Volk, ist es bekannt genug, wie es sich von je her durch eine glühende Phantasie, durch einen warmen Religionsenthusiasmus, und durch eine ausserordentliche Liebe zu fabelhaften Erzählungen ausgezeichnet habe. Die Araber konnten nicht glauben, daß ein Mensch solch

ein langes Gewebe von Fabeln und starken Bildern durch seine blosse Phantasie hervorbringen könne, wenn er nicht das alles wirklich erlebt hätte, wovon er eine so sonderbare Erzählung der Welt mittheilte, und in der Erzählung selbst, wie man aus dem folgenden sehen wird, lag ein so starker Grund, daran zu glauben, daß sie ohne die größte ihnen vorgespiegelte Gefahr nicht leicht das Gegentheil annehmen konnten. Mahomet kannte die Menschen zu gut, als daß er nicht ihre schwachen Seiten genuzt haben sollte, so wie sie alle Sectenstifter in allen Zeiten zu nutzen gewußt haben.

Daß die Mahometaner noch bis diesem Augenblick an die phantastischen Erzählungen ihres Propheten mit solcher Steifigkeit glauben, daß sie jedem, der unter ihnen daran zweifeln wollte, dem ewigen Fluche übergeben, ist um so weniger wunderbar, da viel aufgeklärtere Secten noch so vielen Unsinn bei ihrem Religionssystem annehmen, und sich davon nicht abbringen lassen. Vornehmlich aber sind es folgende Gründe, welche die Mahometaner an den Glauben an die albernen Visionen ihres Propheten fesseln. —

Der erste Grund, welcher bei allen Secten und bei allen Menschen so erstaunlich viel Gewicht hat, ist der, weil sie jene Erzählungen von ihren Vätern erhalten haben, diese wieder von ihren Vätern, u. s. w., bis man in einer genealogischen Folge dieses

Aber-

Aberglaubens auf die Leute selbst kommt, welche die ganze fabelhafte Geschichte aus dem Munde des Propheten unmittelbar erhalten zu haben vorgaben. Eine solche Erzählung, welche sich von Geschlecht auf Geschlecht fortpflanzte, und noch dazu in einem Buche aufgezeichnet war, dessen Inhalt, so albern er auch immer seyn mag, als eine von der Gottheit selbst aufgezeichnete Schrift betrachtet wird, mußte bei einem ohnehin blinden Volke den stärksten Eindruck machen. Alles, was uns von unsern Aeltern und Vorfahren erzählt wird, hat etwas ehrwürdiges für unsre Einbildung an sich; vornehmlich weil uns dergleichen Dinge schon frühzeitig in unsrer Jugend erzählt werden, und mit den Jahren in uns gleichsam anrosten.

Der zweite Grund, welcher eben so leicht die Menschen zur Leichtgläubigkeit verführt, liegt unstreitig darin, daß die Visionen des Mahomet, ihres Unsinns ohnerachtet (so wie die Götterlehren und Theogonien der Alten), sehr unterhaltend sind, und die menschliche Einbildungskraft, diese unruhigste aller Seelenfähigkeiten, auf eine angenehme Art beschäftigen. Die meisten Religionssysteme alter und neuer Zeiten haben nicht sowohl dadurch sich eine Menge Verehrer erworben, weil sie Wahrheiten der Vernunft auf eine deutliche und bestimmte Art zu unsrer Glückseligkeit darstellen; sondern weil sie gewisse Lehren vortragen, die sich an unsere Ein-

bildungskraft anschliessen, und die Neigung zum Wunderbaren in uns nähren. Es ist um das äussere Ansehn der meisten — wo nicht aller Christlichen Religionslehren selbst gethan, sobald die Aufklärung einmal so weit gehen sollte, daß alles Wunderbare davon abgesondert werden müßte. —

Der Mensch, vornehmlich wenn er noch nicht an ein ernsthaftes Nachdenken gewöhnt ist — und wie viel sind daran gewöhnt? — opfert gern die Wahrheit sinnlichen phantastischen Bildern auf, und er scheut sich, diese Bilder zu beleuchten, weil er sich durch eine nähere Untersuchung nicht gern um das Vergnügen bringen läßt, welches sie ihm gewähren. Durch eine lange Gewohnheit an diese Bilder wird seine Vernunft hierbei endlich so abgestumpft, daß er wahrlich nicht einmal mehr mit Ernst darüber nachdenken kann. Die Gewohnheit verwandelt den Unsinn in Wahrheit. — Doch hier sind die Visionen Mahomets selbst.

„Es war Nacht, so lauten seine Worte, und ich lag zwischen den beiden Hügeln von Alsafar und Merva unter freiem Himmel, als ich den Engel Gabriel, von einem andern Geiste des Himmels begleitet, auf mich zukommen sah. Beide unsterbliche Wesen beugten sich über meinen Körper herab. Das eine spaltete mir sogleich die Brust, das andere

dere aber zog mein Herz heraus, drückte es in seinen Händen zusammen, daß die Erbsünde in einem schwarzen Tropfen herausfloß, und legte es dann wieder an seine vorige Stelle. Diese Operation verursachte mir nicht den mindesten Schmerz.

Gleich darauf breitete Gabriel seine hundertundvierzig Paar Flügel, die gleich der Sonne glänzten, aus einander, und führte die Stute Al-Borac zu mir, welche weisser als Milch ist, und eine Menschengestalt und Pferdekinnbacken hat. Ihre Augen funkelten, wie die Sterne, und die Strahlen, welche herausfuhren, waren viel wärmer und durchdringender, als die des Gestirns des Tages, wenn es am heftigsten brennt. Die Stute breitete ihre zwei grossen Adlersflügel aus einander, ich näherte mich, und sie wollte mich umbringen. Aber Gabriel sprach zu ihr: Sey ruhig, o Borac! und gehorche dem Propheten Mahomet. Der Prophet Mahomet, erwiederte Borac, wird mich nicht besteigen dürfen, wenn du von ihm nicht erhältst, daß er mich am Tage der Auferstehung in's Paradies eingehen läßt! Beruhige dich, Borac, war meine Antwort, du sollst mit in's Paradies eingehen!

Borac ward darauf sehr ruhig. Ich schwang mich auf seinen Rücken, und schneller als der Bliz flog es dahin. Ein Augenblick, und ich sahe mich an dem geheiligten Thore des Tempels zu Jerusalem,

lem, wo ich Moses, Abraham und Jesus antraf. Auf einmal ließ sich eine Lichtleiter vor uns herab, und durch Hülfe derselben stiegen wir, ich und Gabriel, bis zum ersten Himmel hinauf. Der Engel klopfte an das Thor, indem er meinen Namen ausrief, und das Thor, welches grösser als die ganze Erde ist, drehte sich um seine Angeln. Dieser Himmel ist von gediegenem Silber, und die Sterne sind darin in schönen Bogen an starken goldenen Ketten aufgehangen. In jedem dieser Sterne hält ein Engel Schildwache, damit der Teufel nicht die Himmel ersteigen kann.

Ein abgelebter Greis kam mir in diesem Himmel entgegen, und wollte mich umarmen, indem er mich den größten seiner Söhne nannte. Es war Adam; aber ich hatte nicht Zeit, ihm zu antworten. Meine Aufmerksamkeit war auf eine Menge Engel von allen Gestalten und Farben geheftet. Einige glichen den Pferden, andere den Wölfen, u. s. w.

Mitten aus diesen Engeln erhob sich ein Hahn von einer blendendern Weisse als der Schnee, und von einer so erstaunlichen Grösse, daß sein Haupt den zweiten Himmel berührte, der doch vom erstern so weit entfernt ist, daß der schnellste Reisende diesen Zwischenraum erst in fünfhundert Jahren durchlaufen würde. Ich verrieth über alle diese Dinge, besonders über die Engel in Thiergestalt, mein Erstaunen; aber Gabriel sagte mir, daß diese Engel

bei

bei Gott die Fürbitter für alle ähnlich gebildete Geschöpfe der Erde wären; daß der grosse Hahn der Engel der Hähne sei, und daß sein Hauptgeschäft darin bestehe, alle Morgen durch sein Krähen und seine Lobgesänge Gott zu belustigen.

Wir verliessen darauf den Hahn, Adam und die Engel in Thiergestalt, kamen zur Lichtleiter zurück, und begaben uns in den zweiten Himmel, welcher von dem erstern so weit entfernt ist, daß man von einem zum andern fünfhundert Jahre reisen müßte Dieser Himmel ist von einer harten und polirten Eisenart. Ich fand den Noah daselbst, welcher mich umarmte, auch den Johannes und Jesus, welche mich den größten und vortreflichsten Menschen nannten. Wir hielten uns hier gar nicht auf, sondern gelangten von einer Stufe zur andern in den dritten Himmel, welcher von dem zweiten weiter, als dieser von dem ersten entfernt ist.

Man muß wenigstens Prophet seyn, um den blendenden Glanz dieses Himmels, welcher aus lauter köstlichen Steinen besteht, zu ertragen. Unter den unsterblichen Wesen, welche ihn bewohnen, bemerkte ich einen Engel, dessen Gestalt über alle Vergleichung ging. Er hatte 10000 Ordnungen von Engeln unter seiner Aufsicht, und jeder besaß mehr Kraft, als 10000 Bataillone zum Schlagen fertiger Männer. Dieser grosse Engel nennt sich den Getreuen Gottes. Seine Gestalt ist so ungeheuer

heuer groß, daß der Raum zwischen seinen beiden Augen wenigstens eine Ausdehnung von 70000 Tagereisen ausmacht. Vor diesem Engel befindet sich ein ungeheures Schreibpult, worauf er unaufhörlich schreibt und ausstreicht. Gabriel sagte mir, daß der Getreue Gottes zugleich der Engel des Todes, und unaufhörlich mit Aufzeichnung der Namen der künftig Gebornen, mit Berechnung ihrer Lebenstage und mit Auslöschung derselben aus seinem Buche beschäftigt sey, je nachdem er bemerkt, daß sie nach seiner Rechnung, das bestimmte Lebensziel erreicht haben.

Es war Zeit weiter zu gehen; Gabriel benachrichtigte mich hiervon, und wir stiegen mit einer unbeschreiblichen Geschwindigkeit auf der Lichtleiter zum vierten Himmel hinein. Hier fand ich den Enoch, welcher vor Freuden ganz ausser sich war, als er mich erblickte. Dieser Himmel ist von einem feinen Silber, und viel durchsichtiger als Glas. Er ist der Aufenthalt einer unzählbaren Menge englischer Wesen. Eins von denselben, obgleich kleiner, als der Engel des Todes, stößt doch mit seinem Haupte an den obersten Himmel, das heißt, es hatte aufrecht stehend eine Höhe von fünfhundert Tagereisen. Das Amt dieses Engels ist sehr traurig und ermüdend, indem er einzig damit beschäftigt ist, über die Sünden der Menschen zu weinen, und die Leiden vorher zu verkündigen, welche sie sich zuziehen werden. Dieses Wehklagen beunruhigte

mein

mein Herz zu sehr, um es länger anhören zu können, und wir begaben uns schnell zu dem Thore des fünften Himmels, das sich sogleich aufthat.

Aaron kam uns entgegen, und stellte mich seinem Bruder Moses vor, der sich meinem Gebete empfahl. Dieser Himmel ist ganz von gediegenem Golde; aber die Engel, die ihn bewohnen, sind nicht so freudigen Muths, als die der andern Himmel, und sie haben Ursach dazu. Denn eben hier werden die Behältnisse der göttlichen Rache, das verzehrende und ewige Feuer des göttlichen Zorns, die Strafen verstockter Sünder, und vornehmlich die Qualen für die Araber aufbewahrt, welche den Ismaelismus nicht annehmen wollen. Dieses beunruhigende Schauspiel machte, daß ich meine Reise beschleunigte, und nunmehr von meinem englischen Führer begleitet, den sechsten Himmel bestieg. Hier traf ich den Moses noch einmal an, welcher, als er mich erblickte, zu weinen anfing, weil, wie er sagte, ich mehr Araber in's Paradies führen würde, als je Juden hinein gekommen wären. Ich tröstete, so viel ich konnte, den Vater der Israeliten, und langte zu meinem grossen Erstaunen mit einem schnellern Fluge, als menschliche Gedanken, im siebenten und lezten Himmel an. Dies sollte das Endziel meiner Reise seyn.

Ich bin nicht im Stande, getreue Gläubige, euch einen Begriff von dem unaussprechlichen Glanze

der Materie zu geben, woraus dieser Himmel gebildet ist. Es mag zureichend sind, euch zu sagen, daß er von göttlichem Lichte gemacht ist. Das erste der dortigen Wesen, das mir auffiel, übertrifft an Grösse die Erde. Es hat 70000 Köpfe, jeder Kopf hat 70000 Gesichte, jedes Gesicht 70000 Mäuler, jedes Maul 70000 Zungen, welche unaufhörlich und zu gleicher Zeit 70000 verschiedene Sprachen reden, welcher sich dieses ungeheure Wesen ununterbrochen zum Lobe der Gottheit bedient.

Ich betrachtete still dieses unermesliche himmlische Geschöpfe, als ich fühlte, daß ich schnell in die Höhe gehoben wurde. Ich durchstrich einen ungeheuren Raum, und fand mich endlich neben dem unsterblichen Sedra sitzen. Dieser schöne, zur Rechten des Gottheitsthrons, gepflanzte Baum dient den Engeln selbst zu einer Scheidewand. Unter seinen Zweigen, welche den Raum zwischen dem Sonnenteller und der Erdkugel an Ausdehnung übertreffen, befindet sich eine erstaunliche Menge Engel, welche grösser, als die Menge Sand aller Meeere, aller Ströme und Flüsse ist. Diese für ein sterbliches Auge unendliche Anzahl himmlischer Geister, ruht unter den Blättern des Sedra, welcher sie mit seinem Schatten bedeckt. Auf seinen Aesten sitzen Vögel, welche die erhabnen Stellen des göttlichen Korans betrachten. Die Früchte dieses herrlichen Baums gleichen den Handbecken

von Hajir, und seine Blätter den Ohren des Elephanten. Seine Früchte sind süsser als Milch. Eine einzige würde zureichen, alle Geschöpfe Gottes seit der Schöpfung der Zeit bis zum Untergange aller Dinge zu ernähren.

Aus dem Fusse dieses wunderbaren Sedra quellen vier grosse Flüsse hervor. Zwei ergiessen sich stromweise in die Ebenen des Paradieses, die beiden andern giessen sich auf die Erde hinab, und bilden den Nil und den Euphrat, deren Quellen vor mir kein Mensch gewußt hat.

Hier verließ mich Gabriel, weil ihm in die Oerter zu gehen nicht erlaubt ist, wohin ich dringen sollte.

Israfil nahm seine Stelle bei mir ein, und führte mich in das göttliche Wohnhaus des Almamur, oder des Besuchten; ein Name, welcher ihm deswegen gegeben ist, weil er täglich von 70000 Engeln der ersten Klasse besucht wird.

Dieses Gebäude gleicht in allen seinen Theilen ganz genau dem Tempel zu Mekka, und wenn es in einer lothrechten Linie vom siebenten Himmel, wo es sich befindet, auf die Erde herabfiele: so würde es nothwendiger Weise grade auf den Tempel zu Mekka herabstürzen.

Kaum hatte ich meinen Fuß in das Haus des Almamur gesezt, als ein Engel mir drei Becher

brachte. Der eine war voll Wein, der zweite voll Milch, und der dritte voll Honig. Ich nahm den voll Milch, und trank. — Auf einmal ließ eine Stimme, so stark wie zehn Donnerwetter, folgende Worte erschallen: „O Mahomet, du hast sehr wohl gethan; hättest du den Wein gewählt, so wäre deine Nation verderbt worden, und alle ihre Unternehmungen würden gescheitert seyn!“

Welch ein Schauspiel, meine Gläubigen! welch ein Schauspiel aber verblendete nun meine Augen! Immer den Israfil vor mir, durchstrich ich schneller als ein Gedanke zwei Lichtmeere und eine schwarze unendlich lange Bahn, und es war mir, als ob ich von dem Throne und der unmittelbaren Gegenwart Gottes angezogen würde. Furcht und Schrecken bemeisterten sich meiner; eine Stimme, brausender als Meereswogen, rief mir zu: „O Mahomet! Weiter! nähere dich dem himmlischen Throne!“ Ich gehorchte. An der Seite des göttlichen Throns las ich den Namen Gottes und den meinigen also geschrieben: „Es giebt keinen andern Gott, als Gott, und Mahomet ist sein Prophet!

In dem nämlichen Augenblick, als ich diese geheiligte Inschrift las, breitete Gott seine Arme aus einander, legte seine rechte Hand auf meine Brust, und seine linke auf meine Schulter. Ich fühlte in meinem ganzen Körper eine durchdringende Kälte, die selbst das Mark meiner Knochen gefrieren machte;

aber

aber in eben der Zeit breitete sich in meiner Seele ein unbeschreibliches und den Menschen unbekanntes süsses Gefühl aus, wovon ich ganz berauscht ward.

Diesen mächtigen Empfindungen folgte eine sehr vertrauliche und lange Unterredung zwischen Gott und mir, in welcher er mir, nachdem er mir die Gesetze des Alkorans dictirt hatte, ausdrücklich den Befehl gab, daß ich euch ermuntern sollte, durch Waffen, Blut und Gewalt, die heilige Religion zu vertheidigen, welche ich gegründet habe, und daß ihr glücklich gewesen wäret, sie kennen zu lernen.

Gott hörte hier zu reden auf, und ich dachte auf meinen Rückweg zur Erde, um meine Schüler zu heiligen. Ich fand den Engel Gabriel auf der Stelle, wo ich ihn gelassen hatte, und wir kamen durch die sieben Himmel zurück, wo wir bey jedem Schritt durch die Chöre und Begrüssungen himmlischer Geister, die mein Lob sangen, aufgehalten wurden.

Als ich nach Jerusalem zurück kam, zog sich die Luftleiter wieder in's Gewölbe des Himmels hinauf. Al-Borac erwartete mich, ich bestieg sie, es war noch Nacht und stockfinster. Al-Borac ließ mich von der Lufthöhe herab Armenien und Adherbijan sehen, und brachte mich in ihrem zweiten Fluge wieder hierher.

Als ich meinen Fuß wieder zur Erde sezte, wandte ich mich zum Gabriel. „Ich fürchte sehr,

 sprach

sprach ich, daß mich mein Volk als einen Betrüger betrachten, und daß es die Erzählung von meiner Reise durch den Himmel nicht glauben wird!" —

„Beruhige dich," antwortete mir darauf Gabriel, „dein Volk ist verbunden, alles das zu glauben, was aus deinem Munde kommen wird, und dein getreuer Zeuge Abubecre, dein Wezir Ali, dein muthiger und heiliger Ali, werden in jedem Fall deine Aussprüche unterstützen, und jeden Umstand dieser grossen Begebenheit rechtfertigen."

Zur Seelennaturkunde.

I.

Schreiben an den Herausgeber des 5ten Bandes des Magazins zur Erfahrungsseelenkunde.

Ihre Widerlegung des Ahndungsvermögens im im 1sten und 2ten Stück des 5ten Bandes des Magazins zur Erfahrungsseelenkunde hat meinen Glauben an jenes Ahndungsvermögen zwar geschwächt, aber noch nicht ganz vertilgt. Sie haben die Sache von einer philosophischen Seite betrachtet, und Ihre angeführten Gründe gegen die Ahndungen, die Sie aus der Natur der menschlichen Seele hergeleitet haben, können nach meiner Meinung nicht bündiger seyn, insofern sie sich auf die uns bisher bekannte Erkenntniß einer intellectuellen Substanz beziehen. Nach der gegenwärtigen uns bekannten Einrichtung unsrer Empfindungs- und Denkkraft lassen sich freilich Vorgefühle künftiger Begebenheiten, die an sich ganz zufällig sind, und die man nicht einmal zu vermuthen Grund hat, nicht erklären; aber dadurch haben Sie noch nicht bewiesen, daß es nicht noch mancherlei in uns liegende schlummernde Erkenntnißkräfte geben kann, die bisweilen nur in den Licht- und Bewußtseyns-

kreis der Seele hervortreten, und uns alsdann die bangen oder freudigen Gefühle abnöthigen, die mit den Ahndungen gewöhnlich verbunden zu seyn pflegen. Ich wage es freilich nicht, das Maaß und die Verhältnisse jener schlummernden Erkenntnißkräfte zu bestimmen, da es uns jezt überhaupt noch nicht möglich ist, alles genau anzugeben, was zur innern Möglichkeit, oder zum Daseyn eines geistigen Wesens gehört; aber die größten Köpfe kamen doch bei Untersuchung des menschlichen Verstandes und seiner Gränzen immer auf dergleichen dunkle Erkenntnißspuren, und wagten es in diesem Betracht nicht, die Ahndungen gradezu zu läugnen. Daß keine geistige Wesen ausser uns, in uns Ahndungen hervorbringen können, darin gebe ich Ihnen völlig Recht, und sie haben das Gegentheil auf eine sehr lichtvolle Art bewiesen; obgleich mancher Theologe mit Ihnen nicht zufrieden seyn wird, daß sie die neuen durch die Gottheit in uns bewirkten Gefühle und Ideen, und also zu gleicher Zeit viel andre Sachen bestritten haben, deren Ansehn von dem wirklichen Daseyn jener Gefühle nothwendig abhängt.

Ich habe in dem Nachlasse meines Vaters, welcher nichts weniger als ein leichtgläubiger, sondern ein sehr aufgeklärter und wahrheitsliebender Mann war, eine Menge von ihm aufgezeichneter Ahndungen gefunden, die er theils selbst erlebt, theils sich zu seiner Zeit zugetragen haben. Ich weiß gewiß, daß

er alles genau prüfte, ehe er etwas niederschrieb; und seine Zeugnisse sind um so unpartheiischer, da er ein heimlicher Sceptiker war, und nach einer gesunden Philosophie diejenigen Ursachen der Dinge für so gut als nichts hielt, wenn sie nicht zum Vorschein kamen. Dem ohnerachtet wirkten die sonderbaren Beispiele von Ahndungen so sehr auf ihn, daß er sie endlich nicht mehr zu läugnen wagte, und auch einen Aufsatz über die Möglichkeit der Ahndungen aufsezte, den ich aber nachher unter seinen Schriften nicht habe finden können. Hier sind folgende von ihm aufgezeichnete Beispiele, die es wohl verdienen, daß sie in Ihr interessantes Magazin aufgenommen werden. Voran geht noch eine kurze Anmerkung, die er aus einer andern unangezeigten Schrift ausgezogen zu haben scheint.“ Es ist, heißt es, etwas in uns, daß uns gewiß weder der Priester noch die Amme (wie die Freigeister sagen) eingeben können. — — — Es strahlt auf uns gleich dem Blitze, wenn wir es am wenigsten vermuthen. In einem Augenblicke trifft und verläßt es uns. — — Die schleunigen Vorboten meine ich, die plözlichen Ahndungen, die uns gewisse Dinge vorher verkündigen. Viel tausend Menschen haben dergleichen im höhern oder geringern Grade empfunden, und empfinden sie noch täglich. Ja, wenn wir am wenigsten daran denken, wenn wir sogar frölichen Muthes sind, wird uns bisweilen ein Strahl dieses himmlischen Lichts treffen, und uns entdecken,

was geschehen soll. — Oft wissen wir selber nicht, daß sich dergleichen geäussert, bis die vorher verkündete Begebenheit sich wirklich zuträgt. Dann erneuert sich das Andenken daran, und straft uns gleichsam, daß wir nicht aufmerksam dabei gewesen sind.

1) 1734 am 13ten November ging ein angesehener Bürger aus Bremerwörde mit noch etlichen guten Freunden aus, eine nahe liegende Pulvermühle zu besehen. Sie waren insgesammt frölich und guten Muths, und redeten eben mit einander von der wahren Freundschaft, als jener Mann auf einmal in seiner Rede zu stocken anfing, und sich die tiefste Schwermuth in seinem Gesichte abdruckte. Er suchte zwar dieselbe zu verbergen, aber mit jedem Schritte nahm seine innere Herzensangst zu. Man untersuchte genau, ob einer unter ihnen etwas Feuerfangendes bei sich haben möchte; allein es wurde nichts gefunden, und man war nun bis an die Thüre der Pulvermühle gekommen. „Hier wurde, dies ist das eigne Geständniß des Mannes, meine Angst unendlich. Ich schwizte am ganzen Leibe, es war, als wenn der Himmel auf mir läge, als ich über die Thürschwelle geschritten war. Nun konnte ich mich nicht länger halten, ich bat die ganze Gesellschaft um Gotteswillen, sich mit mir in möglichster Geschwindigkeit zu retiriren. Einige wunderten sich über mein Begehren, andre lachten mich als einen furchtsamen Menschen aus; indessen

blieb

blieb ich bei meinen dringenden Bitten, und die Gesellschaft folgte mir auch aus Gefälligkeit nach. Noch scherzte man über meinen Mangel an Courage, und wir waren noch nicht 1000 Schritt von der Mühle weg, als — sie in die Luft sprang."

2) Im Jahr 1749 fuhr ich mit mehrern Passagiers von N — nach S — auf der Post. Wir waren alle, und der Postillon selbst, gegen Abend eingeschlafen. Die sich selbst überlassenen Pferde waren aus dem Wege gekommen, und hatten den Postwagen nach dem hohen Ufer eines Sees hingelenkt. Eins von den Pferden kletterte schon an dem abschüssigen Ufer hin, so daß es sich kaum mehr halten konnte, zugleich hatte der Wagen auch schon eine solche schiefe Richtung gegen den See bekommen, daß wir gewiß in wenigen Augenblicken hinabgestürzt seyn würden. Ich schlief ziemlich fest, und es kam mir im Traume vor, als ob mich jemand mit Gewalt rüttelte, daß ich doch geschwind aufwachen möchte. Ich erwachte dadurch auch wirklich, und sah die Gefahr, worin wir alle waren. Ich griff sogleich nach dem Zügel, hielt die Pferde an, und rettete mich und die ganze Gesellschaft durch den im Traum erhaltenen Wink von einem nahen und fürchterlichen Tode.

3) Einer meiner Freunde, ein junger liebenswürdiger Mann, der in Jena studirte, wollte von hier nach Halle reiten. Die Nacht vorher träumte

ihm, daß er die Gegend bei der Skopischen Fähre erblickte, und von einem Menschen, der wie ein Jäger gekleidet war, durch den Kopf geschossen würde. Als mein Freund an die Fähre kam, erzählte er seinen Begleitern den Traum, welche ihn verlachten. Sie kamen insgesammt glücklich über die Saale hinüber, hielten sich einige Tage in Halle auf, und kehrten vergnügt nach Jena zurück. Sie mußten wieder über die Fähre. Mein Freund blieb zu Pferde sitzen, und hinter ihm stieg ein Jäger mit einer Flinte hinein. Dieser sahe eine Elster über's Wasser fliegen, und sagte: Ich will doch sehen, ob ich dich im Fluge wegbüchsen kann. Mein Freund erinnerte ihn, daß er erst absteigen wolle, weil sein Pferd etwas schüchtern sey; allein er schoß zu, ehe jener noch ausgeredet hatte, und sogleich sprang das Pferd meines Freundes in den Fluß hinein. Er hätte gewiß ertrinken müssen, wenn nicht der Jäger, der ein guter Schwimmer war, sogleich seine Kleider von sich geworfen, in's Wasser gesprungen wäre, und ihn herausgezogen hätte.

4) Sehr sonderbar ist vornehmlich folgender Zufall. Ein junger Gelehrter hatte seine Aeltern im Mecklenburgischen besucht, und war im Begriff, auf der Post zurück zu reisen, als ihm zwei Offiziere ihren bequemen Wagen anboten, indem sie mit ihm fast den nämlichen Weg zu nehmen gesonnen waren. Jener nahm ihr Anerbieten mit Freuden an, und man bestimmte Ort und Stunde, wenn sie zusammen

men abreisen wollten. Sie wollten eben in den Wagen steigen, als die Offiziere eine sichtbare Veränderung an dem mitreisenden Gelehrten wahrnahmen. Sie fragten ihn: Ob ihm etwas fehle, und was ihn etwa zugestossen wäre? Ich weiß nicht, wie mir wird, war seine Antwort, im empfinde am ganzen leibe ein gewaltiges Schaudern, — ich kann nicht mitreisen, es ist, als ob eine unsichtbare Hand mich von Ihnen wegzöge. Die Offiziere lachten über den wunderlichen Mann, baten ihn, sich zu beruhigen, und nur getrost in den Wagen zu steigen, seine Grille würde sich schon verlieren. Alles Bitten und Vorstellen war umsonst. Der junge Gelehrte nahm Abschied von ihnen, und mit dem Augenblick verlor sich seine ganze innere Aengstlichkeit. Weil die Post noch nicht abgefahren war, eilte er dahin, und fuhr nun kaum eine halbe Stunde darauf mit der Post davon, die den nämlichen Weg nahm, den die Offiziere genommen hatten, welche nun schon weit voraus waren. Die Post mußte über die Elbe bei B ... und kaum war sie mit unserm Gelehrten angelangt, als man eine Menge Menschen an dem jenseitigen Ufer erblickte, die mit den Händen bald auf die, bald auf eine andre Stelle des Flusses wiesen. — — Eine halbe Stunde vorher waren die Offiziere auch über die Elbe auf der Fähre gefahren. Die Pferde waren scheu geworden, hatten sich mit der Kutsche in's Wasser gestürzt, und die beiden Offiziere waren ohne Rettung ertrunken.

Ich

Ich habe Ihnen diesmal nur diese vier sonderbaren Zufälle mittheilen wollen, weil sie mir das Daseyn einer in uns liegenden Ahndungskraft deutlich zu zeigen scheinen. Sie werden freilich fragen: ob die erzählten Facta auch pünktlich wahr sind, ob nichts hinzugesezt, hinzugedichtet sey, wie es bei sehr vielen Ahndungen der Fall ist, und wie sie auch in Ihren Regeln, wonach man jede sogenannte Ahndung prüfen müsse, richtig bemerkt haben. Ich wiederhole Ihnen noch einmal, daß sie von meinem seligen Vater auf's genaueste untersucht und aufgeschrieben worden sind: also als Facta sind sie gewiß. — Aber nun werden Sie mir noch nicht zugestehen, daß jene erzählten Vorgefühle wirkliche Ahndungen gewesen sind, und von dieser Seite würde ich Ihre Einwürfe am meisten fürchten. Es geschieht unendlich oft, werden Sie sagen, daß uns ein gewisses ängstliches Gefühl überrascht, das wir uns leicht erklären könnten, wenn wir die innere Stimmung unsrer körperlichen Maschine immer genau untersuchen könnten, daß wir uns etwas Künftiges erträumen, einbilden, und daß wir hinterher eine Ahndung gehabt zu haben glauben, wenn eine solche Einbildung einmal in Erfüllung ging. Oder Sie werden sich durch den Zufall das Ding zu erklären suchen, und kein Mensch wird Sie hiebei ganz widerlegen können, weil es eine unendlich verschiedene Concurrenz so vieler Dinge täglich giebt, und eins auf das andre folgt, ohne daß eins aus dem an-

andern immer herzuleiten wäre. Nach Ihrer Theorie würde das genauste Vorhersehen der kleinsten Umstände und das pünktlichste Eintreffen derselben sich immer noch aus einem möglichen Zufall erklären lassen, weil in der Erkenntnißkraft der Seele kein hinreichender Grund eines wirklichen Vorhersehens liegt. Indessen werden doch immer die Ahndungen ihren Kredit behalten; theils, weil die wenigsten Menschen die philosophischen Beweise gegen ihr Daseyn zu fassen im Stande sind, und von der Liebe zum Wunderbaren getrieben werden; theils auch, weil wir uns von wirklichen Gefühlen leichter als von abstracten Beweisen einnehmen lassen, und bei einem so unbekannten Dinge, als die menschliche Seele ist, ein Recht zu haben glauben, in ihr noch manche unentwickelte Kraft anzunehmen. *)

2. Ein

*) Das kann man allerdings, weil uns nicht nur die Erfahrung lehrt, daß sich nach und nach in den Menschen mehrere, vorher noch nicht zum Vorschein gekommene Kräfte der Seele entwickeln; sondern weil sich auch schon aus dem Begriff einer endlichen Substanz dergleichen intensive und extensive Entwikkelungen ergeben; jene, indem ein geistiges Wesen durch innere Modifikationen der Denk- und Wollenskraft neue Vollkommenheiten gewinnen kann; diese, indem es durch neue Lagen und Situationen in neuen Organen sowohl, als durch eine veränderte äussere Stellung gegen das Universum überhaupt, ganz neue, vorher noch

2.

Ein Schreiben an den Herrn Prof. Moritz.

Mein Herr!

Das Vergnügen, mit dem ich viele interessante Aufsätze in Ihrem Journal gelesen, erregt in mir den Wunsch, nachfolgende beide, auf Erfahrung gegründete, Vorfälle durch dasselbe dem Publico mitgetheilt zu sehen, warum ich Dieselben ergebenst bitte.

I.

noch nicht gehabte Begriffe und Empfindungen erlangen kann. Allein aus allen solchen Entwickelungen, so viel Grade und Verschiedenheiten wir auch dabei voraussehen können, läßt sich keine solche Erhöhung unsrer Denkkraft herleiten, vermöge welcher sie etwas an sich Zufälliges vorher zu sehen im Stande wäre. Ein endliches geistiges Wesen ist vermöge seiner innern Natur an eine gewisse bestimmte Norm des Denkens gebunden, danach muß es sich nothwendiger Weise bei Erlangung und Zusammenreihung aller seiner Begriffe richten, davon darf es nicht abweichen, wenn seine innere Möglichkeit nicht aufgehoben werden soll. Diese Norm steht mit den Erscheinungen und Erfahrungen aus der wirklichen Welt in der genausten Verbindung, und in diesen Erscheinungen und Erfahrungen liegt ein objectiver Grund, worin sich eine geistige Kraft nichts als existirend denken kann, was mit jenen Erfahrun-

gen

I.

Meine nunmehro selige Mutter lag im November vorigen Jahres äußerst elend an der Auszehrung darnieder, zu welcher Zeit ich mich bei ihrer Schwester, der Obristen v. B. auf ihrem Gute M.,

gen streitet, und woraus sich kein hinreichender Grund einer Vorstellungsart ergiebt. Wir können aber nichts erfahren, was nicht ist, was nicht auf unsre Sinnen wirkt, nichts vorher sehen, was wir nicht vermöge der bestimmten Denkform durch Vernunftschlüsse herausgebracht haben, weil wir sonst Begriffe haben könnten, die in der Art und Weise, wie wir Vorstellungen bekommen müssen, gar nicht gegründet wären. Dies hiesse aber die Seele des Menschen zum seltsamsten Dinge von der Welt machen, und in sie etwas hineinschieben, was gar nicht zu ihrem Wesen gehörte. Von dieser Seite betrachtet, gehören die Ahndungen wirklich zu Wunderwerken, — und wer kann die annehmen, wenn das System einer von Ewigkeit vorhandenen nothwendigen Harmonie der Dinge, in so fern sie sich auf die höchste und vollkommenste Vorstellungskraft der Gottheit gründet, seine Richtigkeit hat; und wenn, so wie überall, so auch in unsrer Seele alles nach wesentlichen Regeln und Gesetzen der Natur erfolgt. Will man ja noch Ahndungen annehmen: so könnte man sie auf eine viel natürlichere Art als gewöhnlich erklären. — Man könnte nämlich sagen: daß wir in der nothwendigen Verbindung der Dinge, in welcher wir stehen, und wonach sich unsre Ideen entwickeln und verbinden, manchmal durch gewisse Umstände

M., sieben Meilen von ihr entfernt, aufhielte. Die lezten Nachrichten, die ich von ihrem Befinden erhalten, hatten inzwischen auf's neue mich eine Besserung hoffen lassen. Sehr vergnügt hierüber fuhr ich einige Tage darauf mit meiner Tante und ihrer Familie nach einer nicht weit von dort entlegenen Stadt in Gesellschaft, und der Wagen ward zurückgeschickt. Wie wir nach Mitternacht zu Hause fahren wollten, war der Wagen noch nicht wieder angekommen; und da wir nicht länger warten wollten: so suchte ich in der Stadt Wagen und Pferde zu erhalten, um uns zurück zu bringen. Endlich kam der Wagen, und wir fuhren bei einer eingetretenen

Umstände veranlaßt würden, an etwas künftiges zu denken, und daß dieses Künftige nun auch in Erfüllung gehen müßte, weil es der natürliche Lauf der Dinge so haben wollte. In so fern gehörten die Ahndungen mit in die Reihe von Begebenheiten der Welt, und zwar eben so nothwendig, als die nachherige Erfüllung derselben, — oder besser als die nothwendige Folge von Begebenheiten, die auch ohne die Ahndung existirt haben würde. Es wäre demnach auch kein andrer Zusammenhang zwischen der Ahndung und der Erfüllung derselben, als der, daß ich zu einer gewissen Zeit auf etwas Künftiges aufmerksam gemacht wurde, was nothwendiger Weise geschehen mußte. — Wer wollte das aber wirkliches Vorhersehen nennen? Giebt es nicht auch unzählige Fälle, wo wir etwas vorher zu sehen glauben — was nicht eintrifft?

Ueber-

tenen strengen Kälte zu Hause. Sowohl unterweges als nach unsrer Zuhausekunft, waren unsre Unterhaltungen von Gegenständen aus der Gesellschaft, und von dem erwähnten unangenehmen Ausbleiben des Wagens. Meine Seele, nur bloß mit diesen Gedanken beschäftigt, dachte damals so wenig an meine kranke Mutter, wie den ganzen Tag über, als ich durch die verschiedenen Gegenstände und Vorfälle sehr zerstreut worden war. Es war gleich nach

Ueberdem kann man noch das gegen die Ahndungen einwenden, daß sie sehr selten wirklich bestimmte Begriffe von einer bestimmten künftigen Begebenheit sind; sondern nur auf dunkeln Gefühlen beruhen, die eine vielfache Erklärung zulassen. Es wird einem bange um's Herz, man empfindet ein heftiges Schaudern, es ist einem, als ob uns eine unsichtbare Hand zöge, u. s. w. Alles dies kann nicht nur vom Körper herrühren, sondern der Ahnende weiß nun auch nicht eigentlich, wovor er sich fürchtet, was ihm bevorsteht, ob ihn sein Genius vor der erbärmlichsten Kleinigkeit, oder vor einer ungeheuren Gefahr warnt. Das bange und dunkle Gefühl läßt sich auf alles Unangenehme deuten; und weil denn doch nicht leicht ein Mensch lebt, dem nicht oft etwas Unangenehmes begegnet: so wird dann gleich aus dem bangen Vorgefühl eine Ahndung gemacht, und als solche erzählt. Freilich steht den Ahndungen nun auch die grosse Trüglichkeit des historischen Glaubens entgegen. — Doch davon ein andermal.

P.

nach Ein Uhr in der Nacht, wie ich mich zu Bette legte. Ich war ziemlich erfroren, und hatte mich im Bette eingewickelt, als ich in dem Nebenzimmer einen kleinen Hund winseln hörte, der von ungefähr eingesperrt war. Unentschlüssig, ob ich aufstehen und ihn hereinlassen, oder ob ich warten sollte, bis es ein Anderer hörte, oder ich Jemanden hierzu abrufen könnte, kam einer von den Bedienten auf die Hausdiele, den ich deshalb rief, der es aber nicht hörte; kurz, ich war schon entschlossen, aufzustehen, als ich die Thüre öffnen hörte, und der Hund in Freiheit gesezt ward. Wie dies kaum geschehen war, und ich, wie ich mich genau erinnere, in dem Augenblick an das Kartenspiel dachte, was ich in der Gesellschaft gespielt hatte, über dessen Ausgang ich Reflexion machte: so hörte ich im Zimmer ein Klopfen, als wenn Jemand mit einem Finger auf die Leisten der Panelung klopft, obgleich keine Panelung im Zimmer war, und dies Klopfen ging im ganzen Zimmer herum, und war abwechselnd mit einem Geräusche verbunden, das dem ganz ähnlich war, wenn man die eine platte Hand unter der andren stark wegstreicht. — Meine Lage im Bette dabei war mit dem Gesichte gegen die Wand. Ohne daß ich im mindesten dadurch beunruhiget ward, oder nur entfernt den Gedanken hatte, daß dies ein unnatürliches Geräusch, oder gar Vorbedeutungen von meiner kranken Mutter seyn könnten, an die ich auch den Augenblick gar nicht dachte, glaubte ich,

ich, es wären Ratten oder Mäuse, und wunderte mich über die große Menge, die im Zimmer seyn müßte, welche ich doch niemals vorher bemerkt hatte, ob ich gleich schon einige Wochen darin logirt hatte. Von diesem Gedanken eingenommeu, klopfte es, mit dem bemerkten Geräusch begleitet, an der Wand, dicht vor meinem Gesicht, so daß ich glaubte, weil ich in dem Wahn der Ratten und Mäuse stand, daß mir solche in's Gesicht springen würden. Ich kehrte mich daher im Bette nach der andern Seite hin, und ward darauf in einer Entfernung von einem Schritte von meinem Bette, eine weiße Dunstfigur gewahr, die in einer gebückten Stellung stand (wie auch damals die Stellung meiner kranken Mutter war), mir den Rücken zugekehrt hatte, und mich mit bei Seite gedrehtem Kopf ansahe. Ich erkannte sie sogleich für die Gestalt meiner Mutter, und rief in Bestürzung: Herr Jesus, Mutter! Sie schien dies zu hören, und drehte den Kopf in dem Augenblick weiter, mit einem wehmüthigen Blick, zu mir herum, und ich erkannte deutlich ein violet Band, das sie auf der Nachthaube hatte. Ich fuhr aus dem Bette heraus, stand auf den Füßen, und sie war noch da; in eben dem Augenblick aber floh sie einige Schritte von mir weg, ich sah auf der Stelle, wo sie verschwand, einen Feuerstrahl, der vorne spitz, hinten breit und etwa anderthalb Ellen lang war, entstehen, welcher sich in einem Dunst, wie eine Wolke, auflöste, immer

dünner durch seine Ausdehnung ward, bis er gänzlich verschwand. Es war Mondenschein, so daß ich im Zimmer alles unterscheiden konnte. Ich war im Begrif, mich wieder zu Bette zu legen, um keine Unruhe im Hause zu machen, aber es überfiel mich ein so heftiger Schauder, daß ich es für rathsamer hielt, Hülfe zu suchen. Ich hielt es für ausgemacht gewiß, daß meine damals kranke Mutter in dem Augenblick der Erscheinung gestorben sey, bis ich einen Tag nachher durch einen Wagen von dort her, der den Arzt, der hier von einer entfernten Stadt ankam, abholen sollte, vom Gegentheil überzeugt wurde. Meine Tante fuhr zwei Tage nach diesem Vorfall mit dem Arzt zu meiner Mutter, und ich blieb, um mich einigermaßen von diesem Schreck wieder zu erholen und aufzumuntern, noch dort. Auf Befragen des Arztes in Gegenwart meiner Tante, wie sie sich seit seiner Abwesenheit befunden, hat sie alle Zufälle, und die Zeit derselben, genau angeführt, hauptsächlich aber die Nacht, wo ich diese Erscheinung hatte, und die Stunde zwischen ein und zwei Uhr, bemerkt, wo sie äusserst elend gewesen ist, und gewiß geglaubt hätte, zu sterben. Sie hat hierbei ausdrücklich, in Gegenwart des Arztes, ihre Schwester gefragt: ob sie nicht ihr oder mir erschienen sey; sie hätte so sehnlich und stark in den Augenblicken an uns, und besonders an mich, gedacht, und gewünscht, daß ich da seyn mögte, um, wenn sie stürbe, ein Beistand meines Vaters

Sie

und meiner Geschwister zu seyn. Auch hat sie damals ein violet Band, wie ich es gesehen, um ihre Nachthaube gehabt, und die Wächter haben mir hoch und theuer versichert: daß sie in der Nacht, und um die Zeit, als ich sie gesehen, wie todt gelegen, daß sie keinen Athemzug von ihr gehört, und daher auch schon wirklich geglaubt hätten, daß sie todt wäre, bis sich nach mehrern Minuten solcher wieder eingestellt hätte. Jenes habe ich aus dem eigenen Munde meiner Tante und des Arztes. Sie starb am 20sten Januar dieses Jahres, mithin erst gegen sieben Wochen nach dieser Erscheinung. Dies ist, mein Herr! der Verlauf meiner Geschichte, wobei ich Ihnen die Wahrheit bei Allem, was mir lieb und heilig ist, betheure. Ich bin nicht der Mann, der leichtgläubig oder für dergleichen Geschichten eingenommen ist, und daher habe ich bei mir selbst die genauste Untersuchung angestellt: ob hiezu ein Betrug oer Sinne, ein lebhaftes Bild der Imagination *) oder sonst irgend etwas könnte beigetragen haben. Allein ich habe dergleichen nicht bei mir, nur wahrscheinlich, nntdecken können. Ich hatte zu Abend wenig gegessen, und gar keinen

*) und ein Betrug der Sinne — sonderlich beim Mondenschein, der schon so viel Geistererscheinungen veranlaßt hat — ein lebhaftes Bild der Imagination, war es doch wohl, und nichts anders.

P.

getrunken, ich hatte den ganzen Tag über nicht an meine Mutter gedacht, ich war nicht im Schlafe, nicht krank, hatte den vollkommenen Gebrauch meiner Sinne, und die Geschichte selbst und die Harmonie aller dabei concurrirenden Umstände heben, wie ich glaube, alle Einwendungen, die man hingegen machen könnte. Aber welcher Philosoph erklärt mir diese Geschichte nach seinen einfachen und zusammengesezten Begriffen von Geist und Körper? Er wird sagen: wie kann der Geist, an den Banden des Körpers gefesselt, ihn verlassen, in einer Entfernung von sieben Meilen in seiner Gestalt erscheinen, und in wenigen Minuten wieder in ihn zurückkehren? Er wird den Kopf schütteln und das Blatt umschlagen. Ich bin nicht böse darüber; aber das würde ich ihm nicht verzeihn können, wenn er mir, da ich mich nie eines Betrugs der Sinne, des Gesichts und Gehörs in einer solchen Nähe erinnern kann, auch bei gesunden Organen nicht möglich ist, ich auch damals in keinem Zustande war, worin solches nur hätte möglich seyn können, wo ich wegen des Winseln des Hundes, und weil ich ziemlich erfroren war, in den Paar Minuten, die ich erst im Bette lag, noch nicht eingeschlafen seyn konnte, auch wahrhaftig, wie ich mir bewußt bin, nicht eingeschlafen war, wo keine Bilder der Imagination vor meiner Seele und Augen schweben konnten, da ich nicht allein in dem Augenblick nicht an meine Mutter

Mutter dachte, sondern auch den Tag über nicht an sie gedacht hatte, wo das Mondenlicht mich alles genau im Zimmer unterscheiden ließ, wenn er mir, sage ich, mit seiner hier gewiß übelangebrachten Scharfsinnigkeit beweisen wollte, daß ich das nicht gehört und gesehn hätte, was ich doch eben so gewiß versichert bin, gehört und gesehn zu haben, als ich nach einer Stunde überzeugt seyn werde, hier an dieser Stelle geschrieben und das Dintenfaß vor mir gesehn zu haben. Was würde er sagen, wenn er sich anders des vernünftigen Gebrauchs seiner Sinne bewußt ist, wenn ich ihm morgen mit vielen Gründen der Wahrscheinlichkeit (denn mit Gewißheit können wir von dieser Materie wenig behaupten,) beweisen wollte, daß er heute nicht mit mir gesprochen hat, da er doch gewiß weiß, daß er mit mir geredet hat? Doch ich lasse mich in keinen Streit hierüber ein, weil meine Absicht nur ist, Geschichten aus der Erfahrung zu erzählen, deren Wahrheit wenigstens für mich gewisser ist, als die Richtigkeit der Grundsätze alter und neuerer Philosophen über diese Materie.

II.

Im Herbste 1775 trat auf dem Landgute meines Vaters die Ruhr ein, und da auch einer von meinen Brüdern, ein Knabe von neun Jahren, da-

von befallen ward: so wurde ich, in einem Alter von vierzehn in's funfzehnte Jahr, mit noch zweien von meinen Geschwistern zu dem Prediger im Dorfe geschickt, um da so lange zu bleiben, bis auf dem Hofe alles wieder gesund seyn würde. Mein Bruder, der mich insonderheit innigst liebte, starb an dieser Krankheit, uns ward aber sein Tod verheimlicht, und ich erfuhr auch in der That nichts davon. Sieben Tage nach seinem Absterben, als an welchem Tage er des Abends beigesetzt wurde, kam, um etwa drei Uhr Nachmittags, mein Vater nach dem Hause des Predigers, um uns zu besuchen. Unsre erste Frage war nach unserm geliebten Bruder. Der Vater versicherte uns, daß er sich recht wohl befände, und wir ihn gewiß wieder sehn würden; eben dies versicherte uns auch gleich nachher unser Gärtner, in den ich viel Zutrauen setzte, mit den höchsten Betheurungen. Was man wünscht, glaubt man leicht und gerne, und dies war auch mit mir der Fall, ohne daß ich nur den Argwohn gehabt hätte, daß man dies von seinem Zustande in der Ewigkeit verstehe, in dem wir ihn einst wieder sehn würden. Mein Vater verließ uns bald nachher, und mit einem Herzen voll Freude und Ueberzeugung, daß mein Bruder wieder besser wäre, lief ich, um die Kinder des Predigers aufzusuchen, und ihnen diese angenehme Nachricht zu erzählen. Mit diesem Frohsinn trat ich auch in das Zimmer, worin ich mit meinen Geschwistern logirte, an welchem

chem eine Kammer lag, die aber keinen Ausgang hatte. Indem ich hereinkam, ward ich eine weisse Dunstfigur gewahr, die die Größe meines Bruders hatte, vor dem Spiegel stand, und die Hände am Kopf in die Höhe hielt. Hierbei muß ich bemerken, daß er die Art hatte, wenn er frisirt war, sich vor dem Spiegel mit beiden Händen zugleich die Locken nach seinem Belieben zu stellen, und auch in eben dieser Stellung fand ich ihn in der Stube vor dem Spiegel. In dem Augenblick aber auch, da ich hereintrat, ließ er die Hände sinken, kehrte mir den Rücken zu, und schwebte vor mir der Kammerthüre zu, die etwa eines Fingers breit offen stand. Gott allein weiß es, wie es kam, daß ich mich in dem Augenblick nicht erschrack, ich weiß auch nicht, was ich dachte; aber ich verfolgte diese Gestalt bis an die Thüre, wo sie sich durch die kleine Oeffnung der Thüre wand, als wenn der Rauch sich irgendwo durchzieht und die Figur der Oeffnung annimmt. Ob es zwar ein stark neblichter Herbsttag war, so war doch das ganze Zimmer so helle und erleuchtet, als wenn an einem schönen Sommertage die brennende Sonne darein scheinet, und dieser Dunstkörper (anders kann ich ihn nicht nennen und beschreiben, denn es war, als wenn eine weiße Lichtwolke vor mir schwebte,) warf an der entgegengesetzten Seite von mir einen so starken dunklen Schatten, wie ein jeder Körper beim starken Sonnenlichte wirft, der sich auf meinem Bette, was da an der

Wand stand, der Länge nach zog, und von dem noch etwas zu sehen war, wie der Lichtkörper selbst schon durch die Thüre war, bis er sich völlig nachzog, und darauf auch die Sonnenhelle im Zimmer verschwand. Ich ging auf zwei Schritte hinter drein, ohne jedoch der Figur näher zu kommen, wie ich war, und ohne, wie ich mich genau erinnere, in dem Augenblick dieser Erscheinung an meinen Bruder zu denken, weil ich nicht anders glaubte und wußte, als daß er lebte und gesund wäre. Wie ich an die Kammerthüre kam, durch deren geringen Oeffnung sich jene Figur durchzog, so stieß ich sie auf, und ward die leere Kammer gewahr, die keinen Ausgang hatte Nun überfiel mich aber auch ein so heftiger Schauder und eine so zitternde Angst, daß ich nicht schnell genug aus diesem Zimmer kommen konnte. Mein erster Gang war in den Garten, um da meinem beklommenen, angstvollen Herzen durch einen Strom von Thränen Luft und Erleichterung zu verschaffen; dann erzählte ich, was mir begegnet sey, woraus ich den für mich überzeugend gewissen Schluß machte, daß diese Erscheinung mein Bruder gewesen, der gestorben sey, der zwar in der Ewigkeit lebte, aber nicht mehr hier für uns. Dies war denn auch die Ursache, warum man uns die Wahrheit seines Todes nicht länger verheelte. Will man hier auch Einwürfe von Schlafen bei Tage im Gehen, von Präoccupation, die vielmehr gerade vom Gegentheil da war, für Bilder der Imagination

tion u. s. f. machen, um die Wahrheit dieser Geschichte in Zweifel zu ziehen? Sind die hier wohl gedenkbar? Unmöglich, mein Herr! kann ich Ihnen die Freude schildern, mit der ich durch diese Erfahrung von dem wichtigsten Gegenstande unserer Religion, von dem Glück unsrer Bestimmung, von dem großen Werthe unsrer selbst, ich meine von der Unsterblichkeit unsrer Seele und unsrem Leben unmittelbar nach dem Tode, noch mehr und aufs vollkommenste überzeugt bin. Wollte Gott! alle Menschen hätten hiervon eine eben so starke Ueberzeugung, und die Welt wäre besser.

Ich habe die Ehre, mich hochachtungsvoll zu nennen

Ew. Wohlgebohren

M— im M—schen,
den 20ten Decemb. 1787.

ergebener Diener
C. C. F. von F—,
Legationsrath.

Anmerkung.

Ueber vorstehenden Brief des Herrn Legationsrath von F— an Herrn Prof. Moritz, werde ich mich in einem der nächstfolgenden Stücke der Erfahrungsseelenkunde näher erklären. Ueberhaupt aber wünschte ich, daß man bei Mittheilung dergleichen sonderbarer Phänomene der menschlichen Einbildungskraft gänzlich Nachricht gäbe, welchen Einfluß auf die gehabten Vorstellungen

stellungen Erziehung, Leidenschaften, Volsmeinungen, Neiguug zur Schwärmerey, körperliche und andere Localumstände haben mögten; denn eben deswegen wird es schwer, manche erzählte sonderbare Facta zu erklären, weil man nicht von allen Veranlassungen dazu, vom innern und äussern, und den jedesmaligen Gemüthslagen des Selbstbeobachters genug unterrichtet ist. Doch vorher erzählte Erscheinungen sind leicht zu erklären. P.

3.

Beurtheilung einiger Fälle von vermeinten Ahndungen.

Es giebt wohl wenige Menschen, die nicht wenigstens einmal eine Ahndung in ihrem Leben gehabt zu haben glauben sollten. Sehr viele — und nicht bloß Frauenzimmer — meinen bei jeder wichtigen (oft auch sehr unwichtigen) Veränderung ihrer Schicksale, oder auch der Schicksale ihrer Freunde und Verwandten, ein gewisses vorhersagendes Gefühl in sich wahrzunehmen, und wissen auch davon hunderterlei artige, zum Theil grausenvolle, Histörchen mit der ernsthaftesten Miene der Ueberzeugung zu erzählen, — so sehr sie auch ihrer Quelle, der Ammen und Kinderstube, ähnlich sehen mögen. Je mehr man die Meinung dieser Ahndungsjäger zu wider-

widerlegen sucht, je dreister berufen sie sich immer auf ihr Gefühl — als ob es das untrüglichste Ding von der Welt sey — und den eingetroffenen Erfolg, ohne zu untersuchen, was Einbildung und Zufall dazu beigetragen hat, und wie schwer sich überhaupt ein Ahndungsvermögen mit der Natur unsrer Seele und der bekannten Art ihrer Ideenentwickelung vereinigen läßt. Jener Glaube findet um so viel leichter Beifall, — weil ihn der Großvater und die Großmutter gehabt haben, weil er das Gemüth vermöge des Wunderbaren erschüttert, weil er der Einbildungskraft jedesmal eine neue Schwungkraft giebt, weil er von vernünftigen Leuten vertheidigt wird, und weil man ihn, wie mehr dergleichen Dinge, für unschädlich hält. Allein jeder Irrthum ist wenigstens insofern schädlich, als an seiner Stelle keine Wahrheit steht, — und jener Glaube an ein nicht vorhandenes Gespenst ist es um so mehr, da er so viele Menschen mit einer unnöthigen Furcht anfällt, sie leicht zu abergläubigen Grillen, und zu dem Wahn eines unmittelbaren Einflusses höherer geistiger Wesen auf unsre Vorstellungen verleitet, und so manche andre locale Uebel stiftet. Leute, denen die Aufklärung des menschlichen Verstandes am Herzen liegt, und was sollte uns allen mehr am Herzen liegen! sollten daher Beispiele von vermeinten Ahndungen nicht in öffentlichen Blättern, ohne genaue psychologische Untersuchungen jener Fälle, bekannt machen.

Im

Im 7ten Stück des beliebten Journals von und für Teutschland (1787) sind ein Paar Ahndungsgeschichtchen erzählt, S. 93. ff., deren Untersuchung den Lesern dieses Magazins vielleicht nicht unangenehm seyn dürfte, da bisher darin so viel über Ahndungen und Ahndungsvermögen vorgekommen, und dieses Feld der Psychologie von den Herren Herausgebern neuerlich mehr wie jemals bearbeitet worden ist. Die erste Geschichte, für deren Authenticität, so wie für die der folgenden, der anonymische Einsender oder die Einsenderin mit allem einstehen will, was ihm oder ihr lieb ist, lautet also:

„Ein in meinen Diensten stehendes Mädgen erwachte vor einigen Tagen mit einem beklemmten Herzen, und äusserte sich beim Theetrinken gegen seine Mitbedienten dahin, wie es äusserst niedergeschlagen sey — wie es nichts mehr wünsche, als sich in der Einsamkeit satt weinen zu können, und wie es fürchte, daß es heute unangenehme Nachrichten erhalten mögte. Nach Verlauf einer Stunde kommt ein Jude, der mit Waaren im Lande umherwandelt, und bringt dem Mädgen von einer, einige Meilen von hier wohnenden, Schwester einen Gruß. Nach einiger Hin- und Wiederrede fragt er: „ob es wohl wisse, daß ein junger Mensch „der die Kinder der Schwester unterrichte, sehr „krank sey?“ — „Das nicht,“ antwortete das

Mäd-

Mädgen; „aber krank, sehr krank? So ist er wohl „schon todt.“ „So ist's,“ antwortete der Jude, und geht, und das Mädgen, das den Informator, einen jungen vierundzwanzigjährigen dem Anschein nach völlig gesunden Mann, vor einigen Wochen noch gesehen, und vielleicht nicht ohne Rührung gesehen, seitdem aber nicht das mindeste von ihm gehört hatte, erfährt von dem zurückgerufenen Unglücksboten, daß ihr Freund vom Schlagfluß gerührt und nach einem achttägigen Lager gestorben sey.“

Das wäre also die erste Erzählung, die freilich noch eine bessere Form einer Ahndung haben würde, wenn's dem Mädgen gefällig gewesen wäre, grade an dem Tage eine Ahndung zu haben, als ihr Freund gestorben ist; doch die Ahndung sollte sich ja nur auf die Hiobspost des Juden beziehen. Das Factum mag wohl seine ganze Richtigkeit haben; aber man muß mehr als leichtgläubig seyn, wenn man die vorhergegangene Traurigkeit des Mädgens geradezu für nichts anders als eine Ahndung über irgend eine nahe bevorstehende traurige Nachricht halten will. — Welch ein unlogischer Schluß: „weil jemand eine Traurigkeit empfindet, und deswegen etwas Unangenehmes erwartet, ohne zu wissen, was das Unangenehme seyn wird: so muß die Traurigkeit eine nothwendige Vorbedeutung des Uebels seyn“ — Wie unendlich viel Ursachen kann eine

eine gewisse schwermüthige Laune des Gemüths haben, und wie leicht pflegen wir dann etwas Böses zu argwohnen, wenn es in unsrer Seele finster aussieht, wie man an jedem Hypochondristen sehen kann. Was ist ohnedas gewöhnlicher, als daß ein junges Mädgen mit einem beklemmten Herzen erwacht, eine unwillkührliche Neigung zum Weinen empfindet, und bei der besorglichen Gemüthsart des andern Geschlechts dann allerley bevorstehende unangenehme Zufälle sogleich zu muthmaßen anfängt. Wenn dies Ahndung heißt, so haben die Menschen alle Augenblicke Ahndungen. Daß zufälliger Weise unter den unzähligen Uebeln, womit das menschliche Leben umgeben ist, auch einmal eins in Erfüllung geht, daß nun grade von ungefähr der Jude kommen mußte, und die Nachricht von dem Tode des jungen Gelehrten überbrachte, (wäre ein anderer unangenehmer Zufall geschehen: so würde man wieder auf den die Traurigkeit des Mädgens bezogen haben,) kann doch wohl als kein richtiger Beweis von einer geschehenen Ahndung angesehen werden, zumal da jene üble und finstre Laune gewiß aus körperlichen Empfindungen herrühren mogte, die so oft uns eine heimliche Wehmuth einflößen; — aber nichts weiter zu bedeuten haben, als daß sie — bald wieder vorübergehn werden. Weil ängstliche Leute alle Augenblicke unangenehme Zufälle argwohnen: so haben daher auch diese gemeiniglich die meisten Ahndungen, und bei einer beständigen

Furcht-

Furchtsamkeit vor Uebeln mag man dann hinterher so manches geahndet zu haben wähnen, wenn es nach dem natürlichen Laufe der Dinge sich natürlich zuzutragen pflegte.

Die andre Erzählung hält eben so wenig eine genaue Prüfung aus. Hier ist sie:

„Vor einigen Wochen geht der Graf v. O—, ein sehr aufgeklärter und einsichtsvoller Minister, in's Bad. Als er nach Haus reisen will, trägt er einem Verwandten, der etwas früher abgeht, auf, ihm in einem Gasthofe ein Paar Zimmer, aber durchaus nicht die nämlichen, die ihm bei seiner Hinreise angewiesen worden, zu bestellen. Die Frage, was er gegen diese Zimmer einzuwenden habe, beantwortet der Graf dahin: wie er etwas gegen selbige habe, das er sich selbst nicht erklären könne. Der Verwandte begnügt sich mit dieser Antwort, richtet den ihm mitgegebenen Auftrag aus, und bezieht die Zimmer selbst, die sich sein Oheim verbeten hat. Nach einigen Tagen aber wird er in selbigen krank, und als der Graf ankommt, erfährt er, daß sein Vetter in demselben gestorben und bereits begraben sey.“ —

Daß der Graf einen Widerwillen gegen die vorerwähnten Zimmer hatte, konnte ja aus mehrern Ursachen, als aus einer Art Vorgefühl von dem Tode seines Vetters, herrühren. Wer auf den

oft so sonderbaren Wechsel unsrer Empfindungen und Launen Acht giebt, wird sehr leicht bemerken, daß uns eine gewisse Sache, ein Haus, eine Gegend, durchaus nicht gefällt, ob wir gleich die Ursache davon nicht deutlich anzugeben wissen. Wahrscheinlich entstehn dergleichen Empfindungen aus einer dunklen Schlußfolge der menschlichen Seele, indem sie den gegenwärtigen unangenehmen Gegenstand mit einem andern unangenehmen Object schnell vergleicht, und das Resultat der Vergleichung zu einer unbehaglichen, widerspenstigen Empfindung umschafft; oder sie betrachtet das Object in einer finstern, übellaunigen Gemüthsstimmung überhaupt. Eins von beiden konnte in diesem erzählten Phänomen mit dem Grafen der Fall seyn. Daß der Vetter stirbt, in den nämlichen Zimmern stirbt, die dem Graf nicht gefallen wollten, war ein Zufall. Es bleibt doch wohl nach psychologischen Erfahrungsgesetzen ausgemacht, daß ohne eine wenigstens dunkle Vorstellung von etwas Unangenehmen, die Seele keinen Widerwillen dagegen fassen kann.

P.

Zur

Nachtrag.

Auszug aus dem Leben H. Cardans.

In psychologischer Rücksicht.

Hieronymus Cardan, ein Mailändischer Arzt, gehört unstreitig zu den sonderbarsten und seltsamsten Menschen, die es je gegeben hat. Bayle rechnet ihn zu den größten Männern seiner Zeit, und seine große Menge, zum Theil mit vielem Scharfsinn ausgearbeiteten, Werke *) zeigen offenbar, daß er ein Mann von einer sehr ausgebreiteten Gelehrsamkeit und ein großer, sinnreicher Kopf gewesen sey; ob es gleich fast unerklärbar scheint, wie eben dieser Mann von einer Menge der sonderbarsten Grillen und der paradoxesten Meinungen so sehr eingenommen seyn konnte, daß er sie mit dem vollkommensten Ernst lebenslang vertheidigte. Er hat sein eigenes Leben, die ganz sonderbaren Schicksale, die er erlebt, sein ganz eigenes und bizarres Temperament, seine Tugenden und Fehler, und die mannigfaltigen schwärmerischen Grillen seiner Einbildungskraft

*) Die 1663 zu Lion herausgekommene Ausgabe seiner Werke besteht aus zehn dicken Folianten.

kraft mit einer gewissenhaften Genauigkeit in einem besondern Buche, de Vita propria betitelt, beschrieben, und dieses merkwürdige Buch ist es, aus welchem ich hier wegen der Sonderbarkeit des Verfassers, der bei aller Größe des Geistes, bei allem Scharfsinn des Verstandes, sich oft einer Art Wahnwitz nähert, einen für die Seelenkunde passenden Auszug liefern will. So schwer sich übrigens das schlechte, abgebrochene und unleidliche Latein, worin seine meisten Werke abgefaßt sind, übersetzen läßt: so glaub' ich doch fast immer den Sinn des Verfassers richtig getroffen zu haben.

Doch vorher erst einiges von seinem Leben überhaupt, damit man seine folgenden Confessionen, die gewiß viel sonderbarer als die Rousseauischen sind, desto richtiger verstehen und übersehen kann.

Hieronymus Cardan war zu Pavia den 24ten des Herbstmonats 1501 geboren. Man weiß nicht gewiß, ob seine Mutter mit seinem Vater verheiratet oder nur seine Maitresse gewesen ist; so viel erfuhr nachher Cardan selbst, daß sie, während ihrer Schwangerschaft mit ihm, Arzeneien genommen hatte, um die Frucht abzutreiben, was aber nicht gelingen wollte. Sie lag drei Tage in Kindesnöthen, und das Kind, womit sie schwanger ging, mußte mit Gewalt von ihr gerissen werden. —

Wahr-

Wahrscheinlich lag in allen diesen Umständen mit ein früher physiologischer Grund seines äußerst seltsamen und bizarren Charakters. — Als er auf die Welt kam, war sein Kopf schon mit krausen und schwarzen Haaren bewachsen. Im vierten Jahre seines Lebens wurde er nach Mailand gebracht, wo sein Vater Sachwalter war. Im siebenten Jahre fiel er in eine gefährliche Krankheit, wobei ihn sein Vater dem heiligen Hieronymus widmete, und diesmal lieber zu diesem Heiligen, als zu seinem Schutzgeist, den er zu besitzen sich öffentlch rühmte, desgleichen auch hernach Cardan selbst that, seine Zuflucht nehmen wollte. Im zwanzigsten Jahre ging er, um den Wissenschaften obzuliegen, nach Pavia, legte sich vornehmlich auf Mathematik, und erklärte zwei Jahr darauf den Euclid. Anno 1524 ging er nach Padua, erhielt noch im nämlichen Jahre den Titel eines Lehrers der frieen Künste, und am Ende des Jahrs 1525 den eines Doctors in der Arzneikunde. 1531 verheirathete er sich, da er nach seinem kläglichen Geständnisse die vorhergehenden zehn Jahre zum Ehestande völlig untauglich gewesen war. In seinem drei und dreißigsten Jahre ward er Professor der Mathematik in Mailand. 1539 ward er in das Collegium der Aerzte zu Mailand aufgenommen, und 1543 lehrte er die Medicin in dieser Stadt öffentlich. Im folgenden Jahre las er Collegia medica zu Pavia; allein er hörte am Ende des Jahrs damit auf, weil man ihm seine Besol-

dung nicht bezahlte, und ging nach Mailand zurück. 1547 schlug er eine vortheilhafte Bedienung ab, die ihm der König von Dänemark anbot *). 1552 reiste er nach Schottland, und kam nach Verlauf von ungefähr zehn Monaten nach Mailand zurück. Er blieb in dieser Stadt bis er zu Anfange des Weinmonats 1559 nach Pavia ging, von da er 1562 nach Bononien berufen ward. Er lehrte hieselbst bis 1570, in welchem Jahre man ihn gefangen setzte, doch wurde er nach einigen Monaten wieder in sein Haus gebracht, ob er auch gleich hier einige Zeit Arrest hatte. 1571 ging er von Bononien weg, und begab sich als Privatmann nach Rom Er wurde in das Collegium der Aerzte daselbst aufgenommen, und genoß vom Pabst bis an's Ende seines Lebens eine Pension; er starb daselbst 1575, wie Scaliger glaubte, vor Aerger über ein Buch, welches er wider den Cardan schrieb. Das übrige hiervon, wie einige andre literarische Nachrichten über den Cardan, kann man in Bayle's Wörterbuch, im Artikel: Cardan, nachlesen. Schon aus diesem kurzen Abrisse des Lebens dieses Mannes kann man die große Veränderlichkeit seines Temperaments, worüber er sich unten weiter ausläßt, ersehen. Aber dies ist nicht die einzige Sonderbarkeit, die wir an ihm zu bemerken haben. Seine

*) Religion und Klima Dänemarks waren die Ursachen, warum er die Bedienung ausschlug.

Seine sonderbare Hypochondrie, seine bizarren Grillen, seine schwärmerische Einbildungskraft, seine paradoxen Meinungen, seine wunderbaren Schicksale, und seine ganze Denk- und Lebensart stellen uns ihn als einen der größten Sonderlinge auf, die es je gegeben hat, und dessen Leben ein in der That sehr wichtiger Beitrag zur Naturkunde der menschlichen Seele ist. Er mag sich von nun an selbst schildern.

In der Vorrede zu seiner Lebensbeschreibung sagt er, daß er nach dem Beispiel des weisesten und vortreflichsten Mannes, des Antoninus Philosophus, auch sein Leben beschreiben wolle, worüber er vom Bayle getadelt wird, indem jenes Buch des Antonins nicht eine Biographie, sondern eine Sammlung moralischer Grundsätze sey. Cardan versichert, daß er nichts aus Prahlerei hinzugesetzt, nichts um seinen Gegenstand zu verschönern geschrieben, sondern allein die Wahrheit immer vor Augen gehabt habe, weshalb er sich auf damals vorhandene Zeugen beruft. Er entschuldigt sich am Ende der Vorrede nochmals dadurch, daß der Versuch, sein eigenes Leben zu beschreiben, nicht neu sey, sondern mehrere schon dergleichen vor ihm gethan hätten.

Im ersten Kapitel seiner Biographie selbst, beschreibt er sein Vaterland und seine Vorfahren, was

wir ganz übergehn können, weil es nichts merkwürdiges für den Psychologen enthält, und weil viel wichtigere Dinge in jener Biographie vorkommen. Das zweite Kapitel handelt von seiner Geburt; und hier lernt man schon einigermaßen den Mann nach seinen astrologischen Grillen, welche in damaligen Zeiten einen Theil der mathematischen und physischen gelehrten Kenntnisse ausmachten, kennen. Er findet in der Constellation der Gestirne, daß er gar leicht als ein Monstrum hätte geboren werden können, welches aber dadurch verhütet worden sey, weil bei seiner Geburt grade die Sonne, Venus und Mercur in menschlichen Zeichen gestanden hätten. Da, fährt er fort, der Jupiter im Aufsteigen, und Venus die Beherrscherinn des ganzen Zeichens war: so wurde ich bloß in Absicht meiner männlichen Glieder verwahrlost, so daß ich von meinem 21ten bis in's 31ste Jahr meines Lebens zum ehelichen Umgange untauglich war, mein Schicksal oft beweinte, und andere, die glücklicher als ich waren, beneidete. Aus eben jener Constellation der Himmelszeichen leitet er seinen niedrigen Stand, seine lispelnde Sprache, seine schnelle und überraschende Divinationskraft und andre Prophezeihungsgaben her. Nach jener Constellation, obgleich aus mir hätte etwas werden können, heißt es ferner, blieb mir nichts als eine gewisse Verschlagenheit und Sklaverei des Gemüths übrig, ward ich ein Mann, der nach abgebrochenen und unerlaubten Entschlüssen handelte,

delte, — kurz ein Mensch, dem es an körperlichen Kräften fehlte, wenig Freunde, ein kleines Erbtheil, viel Feinde hatte, deren größten Theil ich weder dem Namen, noch dem Gesichte nach kenne, der keine Lebensklugheit, ein schwaches Gedächtniß, aber doch eine beßre Vorsichtigkeit besaß, so daß ich nicht begreifen kann, wie ein Zustand, der meiner Familie und den Vorfahren Schande machte, für rühmlich und beneidenswerth hat angesehen werden können. „Mein Vater, sagt er im dritten Kapitel, trug wider die Gewohnheit der Stadt einen Purpurrock, ob er gleich eine schwarze Parucke beibehielt. Er stammelte, war ein Freund verschiedener Wissenschaften, roth vom Gesicht, und hatte weiße Augen, womit er auch des Nachts sehen konnte. Die Worte: „omnis spiritus laudet Dominum, quia ipse est fons omnium virtutum,“ hatte er immer im Munde. Bei einer Kopfwunde waren ihm in seiner Jugend die Scheitelknochen weggenommen worden, so daß er, ohne sein Haupt zu bedecken, nicht lange aushalten konnte. Von seinem vierten Jahre an hatten ihm alle Zähne gefehlt. Er studirte fleißig den Euclid, hatte krumme Schultern, und einen einzigen vertrauten Freund, ob sie gleich beide ganz verschiedene Studien trieben. — Meine Mutter war zum Jähzorn geneigt, hatte ein vortrefliches Gedächtniß und einen guten Kopf, war kleiner Statur, fett und andächtig. Beide Aeltern waren von zornigem Tem-

peramente, und unbeständig in der Liebe gegen ihren Sohn; doch hatten sie Nachsicht mit mir, so daß mein Vater erlaubte, ja sogar befahl, daß ich vor der zweiten Stunde des Tages nicht vom Bette aufstehen sollte, welches auf mein Leben und Gesundheit einen wohlthätigen Einfluß gehabt hat.

Kap. 4. enthält einen kurzen Abriß seines ganzen Lebens, wie wir ihn gleich anfangs geliefert haben. Cardan bekam schon in den ersten Wochen seines Lebens einige Pestcarfunkeln; durch ein Bad in heißem Essig wird er curirt. Seine Aeltern schlagen ihn in den vier ersten Jahren seines Lebens oft so sehr, daß er oft in Gefahr zu sterben gerieth. Von seinem siebenten Jahre an beschliessen sie, ihn sanfter zu behandeln; aber sein Schicksal wird dadurch nicht sehr verbessert: er muß bei seinem schwächlichen Körper, und in dem zarten Alter seinen Vater fast stets begleiten, wodurch der arme Cardan in neue körperliche Schwächlichkeiten fällt, so daß man ihn schon einmal als einen Todten beweint. Sein Vater widmet ihn in einem Gelübde dem heiligen Hieronymus, und nicht seinem Dämon, den er zu haben glaubte. Cardan ist kaum wieder besser, so stürzt er mit einem Hammer eine Treppe herunter, und zerbricht den obersten linken Stirnknochen, davon er zeitlebens eine Narbe behält: auch von diesem Uebel ist er kaum geheilt, als ein Stein von einem benachbarten hohen Dache ihm auf den Kopf

stürzt.

stürzt. Sein Vater fährt fort, ihn auf eine grausame Art überall als einen Sklaven mit sich zu führen. Ein reicher Vetter will den Cardan zu seinem Universalerben einsetzen, aber Cardans Vater verhinderts es, indem es unrechtmässig erworbenes Gut sey. In seinem fünfundzwanzigsten Jahre verliert er seinen Vater. Im einunddreissigsten verheiratet er sich, und erzeugt mit seinem Weibe zwei Knaben und eine Tochter.

Im fünften Kapitel beschreibt er seine körperliche Gestalt und übrigen Leibesbeschaffenheiten mit der pünktlichsten Genauigkeit. Im sechsten redet er von seinen kläglichen Gesundheitsumständen. Es ist erstaunlich, mit wie vielen Krankheiten und körperlichen Schwachheiten der grosse Mann lebenslang zu kämpfen hatte. Er war nie ganz gesund *), und dies mußte nothwendig seiner ganzen Denk- und Handlungsart etwas Eigenthümliches geben. Sehr sonderbar, und vielleicht einzig in ihrer Art, ist folgende hierher gehörige Stelle. „Ich hatte, sagt er, die Gewohnheit, worüber sich die meisten verwundert haben, daß, wenn ich keine Ursachen des Schmerzes hatte, ich dergleichen selbst aufsuchte. Dadurch ging ich gemeiniglich den Krankheit erregenden Ursachen entgegen,

*) So wie sein ganzes Leben überhaupt eine Kette unglücklicher und sehr sonderbarer Begebenheiten war.

gen, indem ich glaubte, daß das Vergnügen in dem vorhergestillten Schmerz bestehe, und daß, wenn derselbe willkürlich sey, er auch leicht gestillt werden könne, und da ich an mir wahrnehme, daß ich niemals vom Schmerz ganz frei seyn kann: so entsteht, wenn dies einmal geschieht, ein so beschwerlicher Gemüthsdrang in mir, der nicht heftiger seyn kann, so daß der Schmerz, oder eine Ursach des Schmerzes, vorausgesetzt, daß sie nicht schändlich und gefahrvoll ist, lange nicht so schlimm ist, als jener Drang, den ich im schmerzenlosen Zustande empfinde. Daher habe ich nun Mittel, mich selbst zu quälen, erfunden. Ich beisse mich nämlich in die Lippe, ich zerstosse die Finger, kneife mich in die Haut und in den linken Armmuskel, bis ich zu weinen anfange, vermöge welcher Mittel ich noch ohne Schaden fortlebe. Ich habe eine natürliche Furcht vor hohen Oertern, wenn sie auch noch so breit sind, und vor solchen, wo ich wegen der tollen Hundskrankheit Verdacht habe. Bisweilen habe ich auch an der heroischen Liebe krank gelegen, so daß ich mich selbst umzubringen gedachte; aber ich vermuthe, daß dies auch andern begegnet sey, ob sie es gleich nicht in Büchern aufzeichnen."

Im siebenten Kapitel redet er von seinen Leibesübungen folgendergestalt. „Vom Anfang an habe

ich

ich alle Arten der Fechtkunst getrieben. Ich focht mit dem Degen allein, und mit einem länglichen, runden, grossen oder kleinen Schilde, wie man's haben wollte, und sprang sehr leicht mit einem Dolche und Degen, mit Spieß, Säbel und Mantel auf ein hölzernes Pferd. Ich verstand unbewaffnet dem andern einen bloßen Dolch aus der Hand zu reissen, ich übte mich im laufen und Springen, worin ich's sehr weit gebracht hatte, und weiter als im Fechten, weil mir die Natur sehr kleine Arme gegeben. Im Reiten, Schwimmen und Gewehrlosbrennen war ich hingegen furchtsam, — so wie dies letzte überhaupt mein Naturfehler war. — Des Nachts ging ich selbst wider die Befehle der Fürsten in den Städten bewaffnet herum, wo ich mich aufhielt. Des Tages trug ich bleierne Soolen von acht Pfund, und des Nachts einen schwarzen Schleier über das Gesicht. Viele Tage hindurch übte ich mich vom frühesten Morgen bis gegen Abend in den Waffen, trieb dann vom Schweisse naß Musik, und schwärmte bis an den hellen Morgen öfters herum." — —

Das achte Kapitel handelt von seiner lebensart, in Absicht auf Schlaf, Speise und Trank. Auch hier beschreibt Cardan alles mit der größten Genauigkeit, welches wir aber füglich übergehn können, ob gleich auch hier der gelehrte Sonderling überall hervorschimmert.

Kap. 9.

Kap. 9. Von Verewigung seines Namens. Hier stellt Cardan die ernsthaftesten Betrachtungen an, ob es wohl der Mühe werth sey, sich bei der Nichtigkeit und Vergänglichkeit aller Dinge einen unsterblichen Namen zu machen. Alle äußre Vorzüge, um sich zu verewigen, fehlen ihm; weder Reichthümer, noch Gewalt, noch eine feste Gesundheit, nicht Familie und eigene Thätigkeit liessen ihm eine Hoffnung dazu übrig, — und doch bleibt sein Verlangen nach einem unsterblichen Namen immer gleich stark. Er entschließt sich, ein — Schriftsteller zu werden; aber auch der Schriftsteller Ruhm scheint ihm ein sehr unsicheres, vergängliches Ding zu seyn, — scheint viel zu viel Aufopferungen zu erfordern. — Beim Haschen nach Schriftsteller-Ehre, sagt er vortreflich (was alle Schriftsteller sich fein merken sollten!), wird dich deine Hoffnung peinigen, deine Aengstlichkeit martern, du wirst von Arbeiten entkräftet werden, und jeden übrigen Reiz des Lebens verlieren. Er untersucht ferner, was endlich die Helden der Vorzeit durch ihre mühsamen und ehrsüchtigen Plane gewonnen haben. — Aus allem vorhergehenden zieht er nun das Resultat: Wenn die Seele unsterblich ist, wozu das Gepränge von Namen; geht sie unter, wozu nützen sie? Wenn die Zeugung der Geschöpfe einmal aufhört: so werden jene Namen auch alle ihr Ende erreichen.“ Es ist also kein Wunder, setzt er hinzu, daß ich aus einer Art Zwang von Ruhmbegierde ange-

angefeuert werde, — und doch blieb diese alberne Begierde in mir zurück. Aeussern Ruhm und Ehre habe ich demungeachtet nicht sehr begehrt; ja sogar verachtet. Ich wünschte, daß meine Existenz bekannt sey, nicht was und wie ich grade sey. — Soviel es erlaubt war, habe ich mir selbst gelebt, und habe aus Hoffnung künftiger Dinge das Gegenwärtige verachtet.“ Kurz, der Wunsch zu einer Art Fortexistenz scheint ihm am Ende doch sehr natürlich zu seyn, da er lobenswürdig bleibt.

Das zehnte Kapitel handelt von der Einrichtung seines Lebens. „Ich habe mein Leben, sagt er, so eingerichtet, nicht wie ich's gewollt, sondern wie es mir erlaubt war; habe auch nicht die Lebensart gewählt, die ich wählen sollte, sondern wovon ich glaubte, daß es die bessere seyn würde. Auch wählte ich nicht eine und die nämliche Art des Lebens, da alles gefahrvoll, lästig und unvollkommen in der Welt ist, sondern welche mir zu jeder Zeit grade die bequemste schien. Daher ist es dann gekommen, daß man mich für einen unbeständigen, veränderlichen Mann gehalten hat; denn das ist ganz natürlich, daß die, welche keine gewisse und festgesetzte Lebensart beobachten, mehrere Plane versuchen, und verschiedene schiefe Wege einschlagen. Die eigentliche Absicht meiner Handlungen war, mich auf irgend eine Art zu verewigen. Reichthümer, Ehrenstellen, Macht und Ansehn waren nicht

mein

mein eigentlicher Wunsch. Auch standen mir hierbei die Schicksale und Zufälle meines Lebens, meine Nebenbuhler, die Beschaffenheit der Zeit, und meine Unwissenheit selbst im Wege. Es fehlten mir zu jenen Dingen alle Hülfsmittel; auch dadurch wurde ich von ihnen zurückgehalten, daß ich nach meiner damaligen astrologischen Kenntniß, wie es mir und andern schien, gewiß nicht das fünfundvierzigste Jahr meines Lebens erreichen würde. Unterdessen überließ ich mich füglich den Vergnügungen und der Nothwendigkeit, indem ich so recht zu leben dachte; vernachlässigte, wegen der schlechten Hoffnung, die wirklichen Dinge, verirrte mich in meinen Gedanken, und fehlte öfters in meinen Handlungen, bis ich endlich in meinem dreiundvierzigsten Jahre, welches das lezte meines Lebens seyn sollte, erst zu leben anfing."

„Ich ergab mich den Vergnügungen, wanderte in den schattigten Gegenden ausserhalb den Mauern der Stadt umher; schmauste zu Mittag, trieb darauf Müsik, fischte neben den Haynen und denen der Stadt nahe liegenden Wäldern; studirte, schrieb, und kam dann Abends wieder nach Hause." Dieses fröliche Leben dauerte, nach Cardans eigenem Geständniß, sechs Jahre lang. Neue Leiden lagern sich um ihn her. Das Unglück seines ältesten Sohns fängt an, ihn vorzüglich zu drücken (welcher sein Weib mit Gift hatte vergeben wollen, und deswegen

gen im Gefängniß hingerichtet wurde). Gewisse Magistratspersonen, sagt er, haben bekannt, daß sie meinen Sohn deswegen zum Tode verurtheilt hätten, damit ich in meinem Schmerz umkommen, oder meinen Verstand verlieren mögte; wie wenig ich von dem einen oder dem andern entfernt gewesen bin, und ich an seinem Orte erzählen will, mögen die Götter wissen; — aber meine Feinde erreichten ihre Absicht nicht." Er will für seinen unglücklichen Sohn eine Apologie schreiben; die Hauptgedanken dazu hat er im gegenwärtigen Kapitel entworfen, welche sehr deutlich zeigen, wie ängstlich und zärtlich der unglückliche Vater bemüht war, seinen Sohn zu retten. Aber vergeblich! und den Tod desselben rechnet er zu einem der vorzüglichsten Leiden seines väterlichen Herzens.

Kap. 11. de prudentia enthält einige vortrefliche Lebensregeln, und Anweisungen zu einer practischen Klugheit, worin er sich als einen schlechten Meister bekennt, die aber nicht hierher gehören.

Kap. 12. redet er von seiner heftigen Disputierliebe, so daß keiner mit ihm in gelehrten Gezänken hat auskommen können, welches wir auch übergehn können.

Viel merkwürdiger und für die Seelenlehre wichtiger ist das folgende dreizehnte und vierzehnte Kapitel seiner Lebensbeschreibung. Er schildert darin

seine Sitten, Gemüthsgebrechen, seine Irrthümer, seine Tugenden und Standhaftigkeit ganz in dem Geschmacke eines Montaigne und Rousseau, und läßt uns dadurch tiefe Blicke in die Natur unsrer Empfindungen thun. Er hält uns dadurch einen Spiegel vor, in welchem jeder wenigstens einen Theil seiner Gestalt erblicken kann.

„Ich kenne mich sehr wohl, fährt er nach einer kurzen Einleitung über das Studium seiner selbst, oder das γνῶθι σεαυτον fort Ich bin von Natur zum Jähzorn geneigt, bin einfältig, der Wollust ergeben. Hieraus sind andere Fehler geflossen. Ich bin grausam, starrsinnig, roh und hart, unvorsichtig, hitzig, und empfinde ein über meine Kräfte steigendes Verlangen zur Rache, und eine Geneigtheit, daß mir das gefällt, was andre verwerfen, daß ich mich wenigstens so ausdrücke, als wenn mir's gefiele. — Die Rache ist süsser als das Leben selbst. — Ich mache keine Ausnahme von dem Satz, daß unsre Natur zu allem Bösen geneigt ist; ob ich gleich die Wahrheit rede, eingedenk genossener Wohlthaten, ein Freund der Gerechtigkeit und der Meinen, ein Verächter des Geldes, begierig auf Ruhm nach dem Tode bin, und alles Mittelmäßige, des Kleinen nicht zu gedenken, zu verachten pflege. — — Von Natur bin ich zu allen Lastern, zu allem Bösen geneigt. Ausser meinem Ehrgeitz kenne ich meine Unwissenheit als einer. Aus Hochach-

tung

tung gegen Gott, und weil ich weiß, wie eitel und vergänglich alles ist, bediene ich mich der gegebenen Gelegenheiten der Rache mit Vorbedacht nicht. Ich bin kalten Herzens, furchtsam und habe ein hitziges Gehirn; bin immer in Gedanken, indem ich stets über viele äusserst wichtige, und selbst unmögliche Dinge nachdenke. Ich kann auch meine Aufmerksamkeit auf zwei Sachen zu gleicher Zeit wenden. Die, welche mir eine Schwazhaftigkeit und ein Uebermaaß in meinen Lobpreisungen Schuld geben, beschuldigen mich ganz fremder Fehler. Ich greife keinen an, ich vertheidige mich bloß. Warum sollte ich mich auch darum bekümmern, da ich so oft von der Nichtigkeit des Lebens Zeuge gewesen bin? — Ich habe mir angewöhnt, meinem Gesicht immer eine andere Gestalt zu geben; daher kann ich mich anders zeigen, als ich's meine, ob ich gleich nicht zu heucheln verstehe. Doch ist dies leicht, wenn es zu der Seelenstimmung, nichts zu hoffen, etwas beiträgt, welche ich seit funfzehn Jahren auf's mühsamste zu erlangen gesucht, und endlich erreicht habe. Dieserwegen gehe ich bisweilen in Lumpen, bald geschmückt umher, bin bald still, bald geschwätzig, bald frölich, dann wieder traurig. In meiner Jugend habe ich mich wenig um die Ausschmückung meines Kopfes bekümmert, weil ich von einer Begierde, mich auf wichtigere Dinge zu legen, beherrscht wurde. In meinem Hause gehe ich vom Knöchel bis an die Waden mit bloßen Beinen.

Mein Gang ist ungleich, bald schnell, bald wieder langsam. Bin wenig gottesfürchtig, und kann meine Zunge nicht im Zaum halten, bin auf's höchste zum Zorn geneigt, so daß es mich oft gereut, und ich einen Abscheu dafür habe." — — — Nach einer Episode, die ich übergehe, fährt er so fort: „Ich weiß, daß dies einer meiner größsten und sonderbarsten Fehler ist, daß ich von nichts lieber rede, als was den Zuhörenden mißfällt. Mit Wissen und Willen fahre ich hierin fort, und es ist mir nicht unbekannt, wie viel Feinde mir diese Eigenschaft zuzieht. So viel vermag die Natur durch eine lange Gewohnheit! Doch vermeide ich jenen Fehler bei meinen Wohlthätern und den Großen. Ich liebe die Einsamkeit so viel es möglich ist, obgleich Aristoteles diese Lebensart verworfen und gesagt hat, daß ein Einsiedler entweder ein Thier, oder eine Gottheit ist. Aus Schwachherzigkeit, und zu meinem nicht geringen Schaden, behalte ich das Gesinde bei, von welchem ich weiß, daß es mir nicht nur unnüz sey, sondern sogar zu meiner Schande gereicht: ja ich kann mich nicht einmal von den mir geschenkten Thieren, als Böcken, Lämmern, Haasen, Kaninchen, Störchen trennen, so daß sie mir das ganze Haus besudeln. Ich habe wenig, und vornehmlich keine getreuen, Freunde gehabt. Ich habe darin viel und selbst die größten Fehler begangen, indem ich mich zur rechten und unrechten Zeit in alles mi-

schen

schen wollte, und habe selbst die beleidigt, welche ich herauszustreichen mir vorgenommen hatte. Im Urtheilen bin ich zu schnell, und fasse daher übereilte Rathschläge, und kann bei keinem Geschäfte einen Aufschub leiden. Da meine Nebenbuhler bemerkt haben, daß ich nicht leicht zu fangen bin, wenn ich Zeit habe: so thun sie nichts anders, als daß sie mich treiben. Ich ertappe sie offenbar, hüte mich vor ihnen als Nebenbuhlern, und halte sie, was sie auch wirklich sind, für meine Feinde. — Wenn ich mir nicht angewöhnt hätte, über eine Sache, die ich freiwillig that, wenn sie auch schlecht ablief, keine Reue zu empfinden: so wäre ich der unglücklichste Mensch geworden. Die vornehmste Quelle meiner Leiden waren aber gemeiniglich die höchst dummen und schändlichen Streiche meiner Söhne, die Sorglosigkeit der Anverwandten, und ihr Neid gegen die Ihrigen, ein eigenthümlicher Fehler der Familie. Von meiner Jugend auf bin ich dem Schachspiele auf eine unmäßige Art ergeben gewesen, wodurch ich dem Franziscus Sforza, Prinzen von Mailand, bekannt wurde, und mir die Freundschaft vieler Großen zugezogen habe. Da ich aber jenes Spiel viele und beinahe vierzig Jahre hindurch beständig trieb: so kann ich nicht sagen, wieviel mein Hauswesen darunter gelitten hat. Noch ärger ging es mit dem Würfelspiel, indem ich meine Söhne selbst darin unterrichtet hatte, und mein Haus oft den Würfelspielern öffnete.

Im vierzehnten Kapitel, virtutes et constantia überschrieben, redet Cardan von seiner Beständigkeit im Glück und Unglück. „Ich habe, fährt er fort, zur Bewunderung andrer, meine unglücklichen Schicksale geduldig getragen, und bin in meinen glücklichen beständig der nämliche geblieben. Ich habe in meinem Glück meine Sitten nie geändert, bin nicht härter, ehrgeitziger, ungeduldiger geworden, habe die Armen nicht verachtet, habe meine alten Freunde nicht vergessen, habe mir im Umgange kein größres Ansehn gegeben, und keinen vornehmern Ton angenommen, habe nie köstlichere Kleider getragen, als ich zu der Rolle, die ich spielte, zu tragen genöthigt war. In traurigen Lagen meines Lebens bin ich aber doch von Natur nicht so standhaft geblieben, da ich oft Leiden tragen mußte, die meine Kräfte überstiegen; aber ich habe durch Kunst die Natur überwunden. Denn bei den größten Leiden meines Gemüths schlug ich mit einer Ruthe meine Schienbeine, biß mich heftig in den linken Arm, fastete, und machte mir durch Weinen Luft, wenn ich weinen konnte, denn oft konnte ich's nicht; stritte auch mit Vernunftgründen gegen meine Leiden, indem ich mir immer vorsagte: daß nichts neues unter der Sonne geschehe u. s. w. Oft bin ich auch, wenn meine Leiden zu groß wurden, durch die Güte des Himmels, und gleichsam durch ein Wunderwerk davon befreit worden, wie ich unten gesagt habe.

habe. Bei meinen Handlungen war ich sehr beständig, und vornehmlich bei Ausarbeitung meiner Schriften, so daß ich bei den angenehmsten, mir dargebotenen, Gelegenheiten von meiner Arbeit nicht wegging, sondern dabei sitzen blieb, indem ich wohl wußte, wie viel die Veränderlichkeit seiner Vorsätze meinem Vater geschadet hatte.“ — —

„Meine Freundschaft habe ich nie abgebrochen, und geschahe es einmal: so habe ich nie etwas verrathen, was unter uns Freunden vorgegangen war, habe auch keinem hinterher Vorwürfe gemacht. Ich rechne es mir als eine Tugend an, daß ich von meiner frühsten Jugend an nie gelogen, meine Armuth, meine so vielen traurigen Schicksale geduldig ertragen habe, und nie mit Recht einer Undankbarkeit beschuldigt werden kann.“ —

Das Meiste, was Cardan Kap. 15 — 36. erzählt, können wir übergehn. Einiges scheint aber doch in Absicht seines Charakters wichtig genug zu seyn, um hier angeführt zu werden.

Von frühester Jugend an hatte er sich angewöhnt, dies Gebet zu beten: „Herr Gott, schenke mir nach deiner unendlichen Güte ein langes Leben, Weisheit und Gesundheit des Geistes und Leibes.“ — In keinem Stücke, sagt er Kap. 23, bin ich

mir besser vorgekommen, als in Absicht meiner Lebensregeln wegen der Länge meines Lebens, und der Menge meiner Leiden. — Erstlich habe ich Gott immer für alles, was mir begegnet ist, gedankt; zweitens habe ich die Gottheit fleissig angerufen; drittens war es mir nicht genug bei einem Verlust den Schaden zu ersetzen, sondern machte, daß ich immer noch etwas darüber erhielt; viertens nahm ich immer auf die Zeit die genaueste Rücksicht, daß ich, wenn ich ritte, aß, im Bette lag, wachte, mit andern sprach, stets über etwas meditirte; fünftens verehrte ich die Greise sehr, und war gern bei ihnen; sechstens war ich auf alles aufmerksam, und glaubte, daß nichts von ungefähr geschehen könne; siebentens zog ich das Gewisse fast immer dem Ungewissen vor; achtens bestand ich auf keiner Sache, die mir misglückte, und machte lieber Versuche, als daß ich mich auf meine Geschicklichkeit und Kunst verließ, was vornehmlich bei Heilung der Kranken der Fall war. Im übrigen überließ ich mich dem Schicksale, und dachte über das Vergangene, wie die meisten thun, nicht weiter nach.

Sonderbar ist folgende Erzählung, die er uns über die Wahl seiner Frau mitgetheilt hat: „Ich wohnte zu Sacci, sagt er, und führte das glücklichste Leben von der Welt, als ich mich einstmals des Nachts in einem angenehmen, vollkommen schönen, mit Blumen und Früchten angefüllten

Garten

Garten erblickte. Es wehte eine sanfte Luft, so daß kein Mahler, kein Dichter, kein menschlicher Gedanke etwas angenehmeres hätte hervorbringen können. Ich befand mich am Eingange des Gartens, die Thür stand offen, und gleichfalls eine gegenüber, als ich ein Mädgen in einem weißen Kleide erblickte. Ich umarmte und küßte sie; aber beim ersten Kuß riegelte schon der Gärtner die Thür zu. Ich bat ihn inständigst, daß er sie offen lassen mögte; aber umsonst. Es kam mir also vor, als wenn ich, indem ich darüber traurig war, und immer noch an dem Mädgen hing, hinausgeschlossen wurde. In der nämlichen Nacht wurden wir aufgeweckt, — indem meines Nachbars Haus brannte. Wenige Tage darauf sah ich ein Mädgen auf der Straße, welche in ihrem Gesicht und Kleidern vollkommen dem Mädgen glich, das ich im Traum gesehn hatte. Ich empfand eine brennende *) Liebe — — und er heiratet dies Mädgen. — Fast allen Glauben übersteigen die Gefahren und widrigen Zufälle seines Lebens, deren Erzählung er ein eigenes Kapitel gewidmet hat. Viermal ist er in der äussersten Todesgefahr gewesen; zu den größten Leiden seines Lebens rechnet er — seine Unfähigkeit zum Heirathen vom einundzwanzigsten bis zum einunddreissigsten Jahre seines Lebens; die grausame

*) Er giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß das Feuer eine Vorbedeutung von seiner Liebe gewesen ist.

Hinrichtung seines Sohns; seine eigene Einkerkerung; die Gottlosigkeit seines dritten Sohns, und die Unfruchtbarkeit seiner Tochter. Die Nachstellungen nach seinem Leben sind in der That äusserst merkwürdig, und ein Beitrag zur Geschichte menschlicher versteckter Bosheit.

„Als ich, sagt er, zu Pavia öffentliche Collegia las, hatte ich eine Magd, einen jungen Menschen, Hercules, zwei Knaben, und wo ich nicht irre, einen Bedienten im Hause. Der eine von den Knaben war mein Hauslaquai und ein Musikus, der andre wurde zum Ausschicken gebraucht. 1562 wollte ich von Pavia weggehn und meine Professur niederlegen. Der Senat nahm dies übel, und suchte mich beizubehalten. Nun waren aber noch zwei Doctoren in Pavia, — einer war sogar mein Schüler gewesen, ein erzlistiger Kerl; der andre lehrte die Arzneikunst, ein einfältiger und, wie ich glaube, nicht böser Mensch. Da beide meine Nebenbuhler waren, so thaten sie alles mögliche, daß ich die Stadt verlassen mögte; da dies aber der Senat nicht zugeben wollte, ob ich gleich um meinen Abschied anhielt; so beschlossen sie, mich heimlicher Weise zu ermorden, und legten ihren Plan auf mein Leben von weitem an. Zuvörderst schrieben sie im Namen meines Schwiegersohns und meiner Tochter einen äusserst schändlichen und schmuzigen Brief, daß sie sich nämlich im Namen des Senats

nats und des ganzen Collegiums ihres Vaters (meiner) schämten, und mich einer öffentlichen Professur unwürdig hielten. Ueber eine so unverschämte und kühne Beschuldigung meiner eigenen Kinder bestürzt, wußte ich nicht, was ich machen, was ich sagen oder antworten sollte. Wenige Tage darauf wurde mir ein andrer Brief im Namen des Floravanti gebracht folgendes Inhalts: Er schäme sich im Namen des Vaterlands, des Collegiums und der ganzen Gesellschaft der Professoren, indem überall ausgestreut sey, daß ich mit den Knaben heimlich zu thun hätte, und gemeiniglich zwei zu gleicher Zeit mißbrauche. — Dadurch wollte man mich stürzen, und einen von jenen Doctoren in meine Stelle befördern." Cardan befreit sich von dem abscheulichen Verdacht einer ihm schuld gegebenen Knabenschänderei, aber seine Feinde machen neue Plane zu seiner Ermordung. Als er in der Akademie zu Pavia soll aufgenommen werden, findet er einen Balken am Eingange des Hauses so gelegt, daß er leicht darüber hätte zu Tode fallen können; ein andermal wird er zu einem Patienten gerufen, und man hat an der Hausthüre ein Stück Blei angebracht, daß es über den Cardan herabstürzen muß; noch ein andermal wollen sie ihn vergiften, und suchen vorher seine Hausleute zu entfernen, damit sie von seinen Speisen nicht mit vergiftet werden mögten.

Im 37sten Kapitel seiner Lebensbeschreibung erzählt er einige seiner sehr sonderbaren Eigenschaften,

nebst

nebst einigen Träumen, wovon Cardan sehr viel hielt, und in welcher Rücksicht er eine gewisse Prophezeihungsgabe zu besitzen glaubte. Das ganze Kapitel ist ein merkwürdiger Beitrag zur Stärke und den Ausschweifungen der menschlichen Einbildungskraft, die sonderlich bei hypochondrischen Leuten oft die sonderbarsten Empfindungen und Chimären hervorbringt.

„Auf Befehl meines Vaters, hebt er an, blieb ich gemeiniglich bis drei Stunden nach Anbruch des Tages im Bette liegen, und hatte von meinem vierten bis gegen das siebente Jahr des Morgens, ehe ich zur bestimmten Zeit aufstehn durfte, sonderbare Erscheinungen, die mir sehr angenehm waren, und mich nie vergebens auf sich warten liessen. Ich erblickte nämlich allerlei Bilder gleichsam von Luftkörpern, die aus ganz kleinen Ringen zu bestehen schienen, wie Panzerringe, ob ich gleich damals noch keinen Panzer gesehn hatte. Sie stiegen von der untersten rechten Ecke des Bettes in einem Halbcirkel in die Höhe, und fielen langsam zur linken Seite nieder, so daß ich sie nicht mehr sahe, als z. B. Bilder von Schlössern, Häusern, Thieren, Pferden, nebst den Reutern, Pflanzen, Bäumen, musikalischen Instrumenten, Theatern, Menschenkleidern und verschiedenen andern Kleidern; vornehmlich aber von Trompetern mit ihren Instrumenten, ob sie gleich keinen Ton von sich gaben. Ausserdem erschie-

erschienen mir Soldaten, Völker, Aecker und andre, mir noch auf diesen Tag verhaßte, Körpergestalten; ferner Haine, Wälder und andre Dinge, deren ich mich nicht mehr erinnere, oft auch eine ganze Menge zugleich vor meinen Augen vorbei elender Gegenstände, ohne daß sie sich unter einander vermischten. Alle diese Dinge waren hell und durchsichtig, aber doch nicht so, als wenn sie deswegen nicht wirklich vorhanden gewesen wären, auch nicht so dicht, daß sie das Auge nicht durchschauen konnte. Selbst die schattigten Zirkel waren ganz durchsichtige Räume. Ich fand an diesem Schauspiele ein großes Vernügen, und sah diese Wunderdinge starr an, daher mich meine Tante einmal fragte: Ob ich etwas sähe? Ob ich gleich noch ein junges Kind war, so dachte ich doch bei mir selbst, wenn du Ja sagst: so mögte sie böse werden, und dir den ganzen Spaas verderben; denn es erschienen mir auch allerlei Blumen und vierfüssige Thiere, und Vögel aller Art, ob ihnen gleich, da sie bloße luftige Bilder waren, die Farben fehlten. Da ich nun weder in meiner Jugend, noch in meinem Alter gelogen habe, und meine Tante mich einmal fragte, was ich so starr ansehe: so weiß ich nicht, was ich ihr geantwortet habe; ich glaube wohl, ich habe gar nichts geantwortet."

„Sehr oft sah ich im Traume einen Hahn, vor dem ich mich fürchtete, daß er nicht einmal mit mensch-

menschlicher Stimme zu reden anfangen mögte, welches aber doch kurz darauf geschah. Es waren gemeiniglich Drohworte, deren ich mich aber doch nicht mehr erinnere. Der Hahn hatte rothe Federn, einen rothen Kamm und dergleichen Backenbart. Ich glaube, daß ich ihn wohl hundertmal gesehn habe."

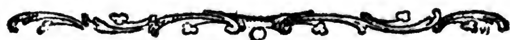
(Die Fortsezung folgt im nächsten Stück.)

Inhalt.

Inhalt.

Magazin
zur
Erfahrungsseelenkunde.

Sechsten Bandes zweites Stück.



Fortsetzung
der
Revision des 4ten, 5ten und 6ten Bandes dieses Magazins.

Die fortgesetzten Bände dieses Magazins enthalten wieder eine Menge, zum Theil sehr interessanter Aufsätze zur Erfahrungsseelenlehre, und verdienen eben sowohl, wie die drei erstern, eine genaue psychologische Beleuchtung; — theils deswegen, um verschiedene Gegenstände der empirischen Psychologie, und so manches sonderbare Phänomen menschlicher Empfindungen in ein helleres Licht zu setzen; theils auch, und woran jetzt jedem Schriftsteller so viel gelegen seyn sollte, um den immer mehr einreissenden Glauben an die Einwürkung guter oder böser Geister auf das Gemüth und die

Handlungen der Menschen mit Gründen der Vernunft zu widerlegen, und durch Aufdeckung seiner unreinen Quellen zu beschämen.

Einige Aufsätze dieses Magazins, dessen erste und vornehmste Absicht Vernunftaufklärung über die Natur unsrer Seele, ihrer Kräfte und Empfindungen ist, haben zwar selbst das Ansehn, als ob sie wohl eher jenen lächerlichen Geisterglauben befördern, als hindern, und statt der Aufklärung Verfinsterung bewürken könnten; allein sie sind in keiner andern Absicht aufgenommen worden, als vernünftige Leser zum Nachdenken und Forschen über dergleichen Materien zu reizen, und gelegentlich neuen Stoff zur Bearbeitung noch so manches unangebauten Feldes der Psychologie zu liefern.

Ueberhaupt ist bei Fortsetzung dieses Magazins, das den Beifall der aufgeklärtesten Männer gefunden hat, und, zur Freude und Aufmunterung der Herausgeber, von vielen in Ausarbeitung psychologischer Schriften gebraucht worden ist, immer darauf Rücksicht genommen worden, — nicht sowohl eine, etwa einem oder dem andern von den Herausgebern eigene, Theorie der Seelenlehre beim Publikum geltend zu machen; sondern durch eine zweckmässige, vom sel. Mendelsohn angegebene, Zusammenstellung merkwürdiger psychologischer Phänomene, neue und interessante Materialien zum Nach-

Nachdenken über sich selbst zu liefern, — der Pädagogik, die ohne ein genaues Studium der empirischen und rationalen Seelenkunde, die mißlichste aller Wissenschaften ist, lehrreiche Winke zu geben, — dem Aberglauben und der Schwärmerei entgegen zu würken, — die Heilmittel gegen Krankheiten des Verstandes und der Einbildungskraft aufzufinden und zu untersuchen, — und die Speculation über die Natur unsres Geistes und seiner transcendentalen Vorstellungen zu zeigen, wie unsicher man bei jedem Raisonnement über eine immaterielle Substanz, dergleichen unsre Seele seyn soll, verfährt, wenn man dabei die Theorie der Erfahrung aus dem Auge verliert, und einer bloß abstracten Vorstellungsart, in den Untersuchungen über Form und Entwicklung der Denkkraft, folgen will. [illegible] leicht es sich auch aus einer richtigen Vergleichung der uns bekannten Eigenschaften der Materie mit der Natur des Gedankens und Selbstbewußtseyns folgern läßt, daß der menschlichen Seele eine unveränderliche, von Organisation und körperlichem Einfluß unabhängige Denkform, als letzte Bedingung der Begriffe, eigenthümlich sey, ohne welche sich nichts a priori erklären liesse: so werden wir doch bei den Handlungen unsres Geistes alle Augenblicke an den Einfluß unsrer Sinne, auf die Entstehung und Fortpflanzung unsrer Ideen und Empfindungen erinnert, und gegen jene ganz reinen Operationen der Seele, wenn sie auch als letzte Bedingungen

des Denkens, nach einer abstracten Philosophie ihre Richtigkeit haben sollten, mißtrauisch gemacht.

Je mehr wir die empirische Psychologie, oder die eigentliche Naturhistorie der menschlichen Seele studiren, und dem Ursprunge unsrer Begriffe nachzuspüren suchen, je mehr lernen wir es einsehn, was und wie viel die Erfahrung in jedem Moment der Denkkraft über die Form, Bildung und Entwickelung der leztern vermag, wie wir ohne jenes Vehikel keiner einzigen Ideenaufnahme fähig sind, wie die Erfahrung nach und nach einer jeden menschlichen Seele eine eigenthümliche Dimensionskraft ihrer Vorstellungen und Empfindungen, und eine nothwendige Richtung giebt, und wie endlich die feinsten Abstractionen des Denkens selbst, und die moralischen Begriffe von unserm Willen sich vermöge der Sprache, der Imagination, und der auf Vergleichungen beruhenden Schlußkraft auf empirische Grundsätze beziehen, die in der Natur unsrer Gefühle ihren Grund haben. Das Studium der menschlichen Seele kann daher der Kenntniß unsrer Organe, ihrer Einflüsse und Würkungen auf die ganze Ideenmasse des Menschen, ihrer Krankheiten und Vollkommenheiten auf keine Weise entbehren, und dieses Studium kann für jeden nachdenkenden Kopf äusserst lehrreich und interressant werden, ohne daß man grade mit Gewißheit angeben kann, was wir vielleicht nie werden können, ob unsrer Seele das

Den=

Denken als einer immateriellen, oder bloß materiellen Substanz zugeschrieben werden müsse.

Nach dieser kurzen Einleitung will ich nun die verschiedenen Aufsätze in den drei letzten Bänden der Erfahrungsseelenkunde zu revidiren anfangen, welche gewisse Krankheiten und Verirrungen der menschlichen Vorstellungskraft und Imagination betreffen, und zum Theil sehr lehrreiche Winke enthalten, wie man sich vor dergleichen Uebeln sichern und davon befreien könne.

Im 4ten Bande, 1tes Stück S. 70. ff. steht ein lesenswürdiger Aufsatz von einem jungen aufgeklärten Gelehrten, Hrn. Lenz, welcher sich jetzt in Göttingen aufhält, und obigen Aufsatzes wegen mancherlei Verdrüßlichkeiten gehabt haben soll.

Daß übrigens einem jungen Mädgen von neun bis zehn Jahren, deren Eltern pietistisch gesinnt waren, und ihrem Kinde fürchterlich-schreckliche Begriffe von Teufel, Hölle und Verdammniß mogten beigebracht haben, nach einem frölich zugebrachten Geburtstage, — wobei das Blut in eine stärkere Bewegung gekommen war, — des Abends beim Zubettegehn der Teufel erscheint, und sie zu verschlingen droht, konnte sehr natürlich zugehn, indem zu der gehabten vermeinten Erscheinung schon alle

Bilder und Materialien in der Seele des Kindes bereit lagen, die vielleicht nur eines stärkern Blutstoßes bedurften, um mit aller Helligkeit und Lebhaftigkeit eines **wirklichen** Bildes hervorzutreten. Dergleichen Bilder mahlt die Seele oft mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit in einem Augenblicke aus, und das schnelle Erscheinen des Imaginationsbildes fällt uns dann um so viel mehr auf, weil wir gar nicht daran gearbeitet zu haben scheinen. Bei einem so jungen Kinde wäre eine so lebhaft imaginirte Vision freilich nicht wohl erklärbar, wenn man, was schon vorausgesetzt worden ist, nicht theils mit Gewißheit annehmen könnte, daß die Eltern ihrem Kinde von dem Teufel so manches mögen vorgeschwatzt haben; theils auch dem Mädgen allerlei gemahlte Bilder von jenem Gespenste der Einbildungskraft vorschweben mogten. Vielleicht konnte auch einer von dem Gesinde oder den Hausleuten sich wirklich, aus Scherz, in die Gestalt des Teufels verkleidet haben, wodurch der heftige Schreck des Mädgens, und die darauf sich natürlich gründende vierteljährige Krankheit derselben veranlaßt wurde. Erfahrnen Aerzten sind sonderbare Fälle genug bekannt, welche traurige, und oft fürchterliche, Würkungen ein plötzliches Schrecken, oder eine dergleichen gehabte Vision der Einbildungskraft, sonderlich bei jungen noch nervenschwachen Leuten nach sich ziehn kann. — Uebrigens kann auch vorerwähnte Geschichte lehren, wie abgeschmackt und

zugleich

zugleich gefährlich es sey, junge Kinderseelen, wie fast allgemein noch zur Schande der Pädagogik geschieht, mit jenen höllischen Bildern anzufüllen, und ihrer Einbildungskraft eine so schiefe und unvernünftige Richtung zu geben. Mögte man doch endlich einmal, zur Ehre der menschlichen Vernunft, die Lehre von bösen auf uns würkenden Geistern, denen so offenbar eine furchtsame und mißgeleitete Imagination ihr Daseyn gegeben hat, ganz aus der Erziehung und dem Religionsunterrichte der Menschen verbannen, und weit edlere, nutzbarere und zweckmässigere Begriffe an ihre Stelle setzen! — —

Wenn der Herr Einsender des obigen Aufsatzes von sich erzählt, daß er von seinem sechsten Jahre an bis in's siebente öfters des Nachts eine weiße Gestalt gesehn, darüber geweint, und gebeten habe, das garstige Ding wegzuschaffen: so rührte dies unstreitig von irgend einer Erzählung von einem weisgekleideten Geiste, davon die Ammen und alten Mütterchen leider! den Kindern so viel zu erzählen wissen, her, die auf die junge Seele einen lebhaften Eindruk gemacht hatte, — so wie sich überhaupt die folgenden, an sich beobachteten, Phänomene des Herrn Lenz aus einer sehr lebhaften Einbildungskraft, aus einer von ihm selbst angegebenen Anlage zum Nachtwandeln, aus einem sehr feinen Nervensystem, und die nächst folgende Erzählung aus einer Art Schwindel erklären lassen, ob gleich der Ver-

 fasser

fasser es nicht Schwindel nennen will. — Allein aus so frühen Jahren des Lebens kann man sich selten noch mit Gewißheit besinnen, in welchem Nebenzustande die Seele sich bei gewissen heftigen Empfindungen befunden habe.

„Einige Jahre darauf, heißt es, begegnete es mir mehrere Jahre hintereinander fast alle Nächte, daß ich, nachdem ich mich schlafen gelegt hatte, ganz sonderbare Auftritte hatte. Dies waren die, von denen ich mich in keiner menschlichen Sprache, wegen ihrer Ungewöhnlichkeit, wegen der bloß dunkeln Vorstellungen, in denen sie mir vorschweben, und wegen des damaligen Mangels an Beobachtungsgeist über mich selbst, nicht auslassen kann; es ging mit mir alles wie in einer Scheibe herum, dazu gesellten sich schöpferische Vorstellungen von unendlichen Millionen Zeiten und Räumen, die ich zu durchwandern hatte. Der Gedanke der Unmöglichkeit, je diese Reise, dieses Unermeßliche, das ich immer wie in einem unaufhörlichen Kreise vor mir sah, zu vollenden (und dies alles im wachenden Zustande), verursachte in mir ausserordentliche Bänglichkeit, in der ich mich oft nicht enthalten konnte, mit einem Satz aus dem Bette und ängstlichem Zurückwandern in die Stube, wo mein Vater gewöhnlich noch am Schreibtische saß, jenem Schrekken zu entgehn.“ — Alles dies sind Phänomene eines ängstlichen Schwindels, welcher oft die sonderbar-

derbarsten Empfindungen und Vorstellungen in der Seele veranlaßt, die man freilich in keinèr Sprache ausdrücken kann, weil es nur vorübergehende verworrene Sensationen sind. Die Bänglichkeit entstand aus der lage des Körpers, indem das Blut sich nach dem Gehirn hindrängte, und jene Bilder erzeugen half, wie aus dem Zusatze des Herrn Verfassers selbst erhellet, daß er diese feindseligen Bilder oft nachher dadurch zu verbannen wußte, wenn er sich nur schnell im Bette aufrichtete (wodurch das Blut wieder vom Kopfe herabgeleitet wurde), dann zum Besinnen kam — u. s. w.

Zur nähern Erklärung jener Phänomene muß man auch noch die vom Herrn Verfasser selbst erzählten Umstände hinzunehmen, „daß er überhaupt etwas kränklich und engbrüstig war, daß er eine schlechte Diät beobachtete, des Abends gemeiniglich viel Kartoffeln aß u. s. w. Es ist bekannt, welche schwermüthige Träume ein überladener Magen verursachen kann. Von einer Unordnung in seinem feinen Nervensystem kamen dann auch wohl jene sonderbaren Gefühlsvorstellungen her, indem ihm oft, wenn er zu Bette war, alles, was er anfühlte, eine ganz rauhe und höckrigte Oberfläche zu haben schien. Es sey das unausstehlichste Gefühl gewesen, welches ihn oft vermogt habe, die Finger zusammen zu knebeln, um nicht die Bettdecke oder sich selbst mit den Fingerspitzen zu berühren“ (wo sich bekannt-

 lich

lich eine Menge sehr empfindlicher Nerven vereinigen). Ich kenne jemand, der noch eine andre sonderbare Empfindung an seinen Fingern wahrnimmt. Wenn er sich zu Bette gelegt hat, scheinen sie ihm oft auf einmal anzuschwellen, und zwar mit einem heftigen Schmerz, und endlich eine solche ungeheure Länge zu bekommen, daß er sich, um sich von dieser Empfindung zu befreien, schnell aus dem Bette machen, und sich wieder ganz ermuntern muß.

Die Erscheinung der blauen Figur im Keller erklärt der Herr Einsender selbst ganz richtig dadurch, daß durch die Bewegung des Auges aus dem hellesten Tageslicht in einen dunkeln Ort im Sehnerven eine Veränderung der Farben bewürkt worden sey, und die Phantasie das Bild vollends ausgemahlt habe. Vielleicht hatten mehrere Menschen von langen Zeiten her auch einmal wegen Beschaffenheit der dortigen Luft und andrer Localumstände die nämliche Empfindung gehabt, und dadurch war dann der Volksglaube entstanden, daß sich in der Gegend eine blaue Figur sehn ließe.

Das bekannte Feuersprechen ist nichts weiter, als ein alberner Volksaberglaube, und die Facta, die man gemeiniglich davon erzählt, sind entweder ersonnen, oder das Feuer hat sich durch einen andern Umstand, aber wahrlich nicht durch das so genannte Besprechen, gelegt. Ein Landesherr sollte

doch

doch durchaus nicht dem Aberglauben seiner Unterthanen auf eine solche Art fröhnen, wie von dem Grafen Reus in Gera erzählt wird! Die Formeln, welche die Feuerbeschwörer hermurmeln, und die Ceremonieen, die sie dabei beobachten, sind höchst lächerlich und unvernünftig. Es verlohnt aber der Mühe nicht, sie abzuschreiben.

Der alte Bötticher zu Gera, ein vorgegebener Feuerprophet, ist gewiß ein alter abergläubiger Mann, dem es bisweilen im Kopfe spuken mag, und der vielleicht durch eine einzige, zufällig eingetroffene, Feuerprophezeihung durch das leichtgläubige Volk in den Prophetenrang erhoben worden ist. Jede Stadt hat dergleichen alberne Menschen aufzuweisen, die sich der Pöbel zu Gegenständen seines Erstaunens und seiner Bewunderung gewählt hat, und die nicht selten eine nicht geringe Gewalt auch über den vornehmen Pöbel zu behaupten pflegen.

Noch einige Belege zu dem Aufsatze: Ein unglücklicher Hang zum Theater. 4ter Band, 1tes Stück, S. 85. ff.

Dies ist die Aufschrift einer Sammlung an sich ziemlich unbedeutender Briefe, ob ihre Herausgabe gleich in B— viel Aufsehn gemacht zu haben scheint. Für die Psychologie haben sie freilich keinen

nen andern Werth, als daß sie den sonderbaren Uebergang einer verschrobenen Phantasie von Comedie zur Predigt, und von der Predigt zur Comedie anschaulich machen können; ein Uebergang, der sich bei einem jungen Mann, welcher von einer lebhaften Neigung zum Theater beherrscht wird, oder irgend einmal beherrscht wurde, sehr natürlich denken läßt, zumal wenn man dazu nimmt, daß es zwischen den Actionen des Schauspielers und so manches Geistlichen eine große Aehnlichkeit giebt. Uebrigens leuchtet aus den Briefen ein gutes ehrliches Herz hervor, das nur durch gewisse Umstände, durch eine Anlage zur Hypochondrie, und wahrscheinlich durch eine unglückliche Liebe, vielleicht auch durch eine verstimmte Neigung zur Thätigkeit und Eitelkeit, die Quelle überspannter Empfindungen und jener unseligen Liebe zum Theater wurde. In einer andern Lage, unter andern Umständen, würde der junge Mann, der Talente verräth, gewiß ein sehr brauchbarer Bürger des Staats geworden seyn.

Man wird übrigens wenig lebhafte Leute finden, welche nicht einmal eine Lust zum Theater in sich bemerkt haben sollten, und es ist von einigen unsrer besten Teutschen Köpfe bekannt, daß sie alle Gründe der Vernunft nöthig hatten, um sich nicht dem Theater zu widmen, wovon ich sonderbare Beispiele erzählen könnte. Die Sache ist ganz natürlich. Die

mensch-

menschliche Seele läßt sich erstaunlich gern auf eine angenehme Art täuschen, und die Täuschung ist ihr unzählig oft mehr werth, als Realität. Die im Schauspiel vorgestellten, in einem kurzen Zeitraum zusammengedrängten, mit den lebhaftesten Farben geschilderten Auftritte des menschlichen Lebens reissen die Einbildungskraft mit sich fort. Der Wechsel der dadurch hervorgebrachten Empfindungen gewährt der Vorstellungskraft eine leichte Thätigkeit, spannt die Seele, erhebt das Gefühl für große Handlungen und Ideen, und bringt uns gemeiniglich dahin, daß wir gern Triebfedern in der Intrigue des Stücks seyn mögten. Der erwartete und nach wenigen Augenblicken entschiedene Ausgang des Stücks, worin sich alles auf eine geschickte Art concentrirt, worauf wir vorher aufmerksam gemacht wurden, verschafft unsern Gefühlen gemeiniglich eine völlige Genugthuung. Wir sehn die ganze Scene vor Augen, anstatt daß wir im gemeinen menschlichen Leben nicht immer die Rollen ausspielen sehn, und wenn dies geschieht, durch die Länge der Zeit die gehörige Aufmerksamkeit und Spannung der Seele verlieren. Durch alle jene Umstände wird nun so äusserst leicht die Liebe zum Theater in jungen lebhaften Gemüthern erzeugt, und oft bis zur höchsten Höhe gebracht, wenn sich eine zärtliche Neigung des Herzens mit in's Spiel mischt, was beim Verfasser obiger Briefe sehr wahrscheinlich der Fall seyn mogte.

Geständ-

Geständnisse über das Vermögen künftige (zufällige) Dinge vorherzusehen. 4ter Band, 1tes Stück, S. 110. ff.

Von einem Frauenzimmer eingeschickt. Ich habe mich über jenes vermeinte Vermögen, welches der Natur der menschlichen Seele, in so fern es sich auf bloß zufällige Dinge erstreckt, gradezu widerspricht, schon öfter erklärt. Freilich bleibt es immer auffallend, wenn eine gewisse Vorhersage (vielleicht im Scherz oder Zorn gesagt), hinterher zufälliger Weise, und wohl gar genau eintrift; allein dies beweist für jenes Vermögen nichts.

Auszug aus einem Briefe. Seite 113. ff. Speier ꝛc. Dieser Brief rührt von einem jungen Gelehrten, Herrn Schlichting in Wien her, welcher mehrere sehr lehrreiche und interessante Aufsätze in dieses Magazin geliefert hat. Gegenwärtiger Brief ist ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Empfindungen, und ein Belag, wie frühzeitig schon das menschliche Herz einer gewissen religiösen Schwärmerei fähig sey, je nachdem die Seele mit dahin gehörigen Bildern frühzeitig angefüllt wurde. Herr Schlichting erzählt von seinem Bruder folgendes: „Mit dem eilften Jahre ging er (sein Bruder) mit einem Schulfreunde um, der desselben Temperaments war. — — Beide lesen

lesen seit einiger Zeit her ausrufende Asceten und märchenvolle Lebensbeschreibungen der Heiligen. Unter andern zog die Lebensart und der heilige romantische Wandel der Waldbrüder ihre Aufmerksamkeit auf sich. Nichts lieber und ergötzender war ihnen, als ein Geschichtchen zu lesen, wie ein frommer Mensch sich entschloß, aus der Welt zu reisen; wie er sich ein ödes Plätzchen tief in der Wildniß unter den Wohnungen von Löwen, Bären, Tiegern, Schlangen, Wölfen und andern wilden Thieren auswählte; da sich aus vier Stangen ein Hüttchen baute, rohe wilde Kräuter zum Mittagsmahl speiste, den ganzen Tag zum Himmel erseufzte, und den Rücken blutig schlug, oder in Dornen zur Abkühlung des Fleisches sich wälzte. (Dieser hohe Grad mönchischer Schwärmerei war aber wohl bei jenen jungen Leuten noch nicht anzunehmen, da in diesen Jahren die Abneigung vor Schmerz noch so stark ist, und das eingebildetverdienstliche jener strengen Ausübungen der Seele des Kindes noch nicht einzuleuchten, wenigstens sie nicht zu gleichen Handlungen zu stimmen scheint. Die beiden jungen Schwärmer, davon Herr Schlichting erzählt, mogten andre Gründe, die Schilderungen des glücklichen ungebundenen Lebens des Einsiedlers; die Freiheit vom Joch elterlicher Erziehung; die Bilder des Abentheuerlichen, welches so leicht die Seele mit sich fort reißt, vielleicht auch ein gefühlvolles Herz für die Schönheiten der Natur, und

andre

andre Local- und Gemüthsumstände der jungen Leute zu dem Entschluß, Einsiedler zu werden, bewegen.)

Sie fingen an, an einem einsamen Ort eine Stube auszuzieren; bald hing sie voll Bilder erdichteter Scenen und Personen. — — Endlich wurden die Bilder der Phantasie (vornehmlich durch ascetische Schriften des Jesuiten B—) in ihrer Seele so lebhaft, stark und dringend, daß sie sich nun schon aller ihrer übrigen Vorstellungen bemächtigte, und in dieser siegenden Darstellung nur nach ihrer Realität, sich nur nach wirklicher Befriedigung sehnten. — Sie entschlossen sich, dem Beispiel ihrer Heiligen zu folgen, packten Kleider und Wäsche ein, und Bücher, die von ihrer künftigen Lebensart handeln. Zur Nahrung wollten sie nichts bei sich haben, da ihnen die nächste beste Wurzel Speise war. — Sie bestimmten endlich die Zeit ihrer Pilgrimmsreise, und zwar die Nacht. Sie werden entdeckt, und die Eltern hindern natürlicher Weise den schwärmerischen Plan.“ —

Je mehr Schwärmer man bei einer Religionssecte antrift, je schwärmerischer, die Einbildung nährender, sinnlicher und bildlicher pflegt dann auch das System ihrer Lehren zu seyn; ob gleich auch dies nicht allemal der Fall ist. Eine einzige sehr stark und lebhaft gedachte Idee ist fähig, ein lebhaftes, oder auch schwermüthiges Gemüth bis zu

einem

einem erstaunlichen Grade von Fanatism hinaufzu⸗spannen, und es darin zu erhalten, so lange nicht jene Idee verwischt wird, oder sich unter einer Men⸗ge ganz neuer anziehender Vorstellungen so verliert, daß die Seele nicht mehr die ganze Aufmerksamkeit auf sie richten kann. Doch gewöhnlich kommen mehrere Hauptvorstellungen, und also auch mehrere Leidenschaften zusammen, die den Schwärmer bil⸗den, und ihn zu jeder Seelenkur unfähig machen, sobald er sich in seiner Gemüthslage glücklich fühlt, und je größer er sich in einer Art von Weltverach⸗tung vorkommt; — denn eine versteckte Eitelkeit liegt doch gemeiniglich zum Grunde, die sich nicht selten bis auf gewisse glänzende Vorzüge des Schwär⸗mers in einer andern Welt beziehen; nicht zu ge⸗denken, daß sehr viele Enthusiasten, Fanatiker, fromme Brüder, und wie sie alle heissen mögen, sich deswegen aus der Welt zurückzogen, weil sie in der⸗selben verkannt wurden, und darinn nicht glänzen konnten. Ueberdem hat der stille Umgang mit Gott und himmlischen Wesen, das Gefühl einer innern Erbauung, das Lesen ascetischer Schriften, das Be⸗kämpfen äußerer Versuchungen, etwas erstaunlich Hinreissendes für den menschlichen Geist, sobald er sich von den Geschäften des geselligen Lebens abge⸗sondert, und sich ganz in sich selbst hineingesenkt hat, und es hat Menschen genug gegeben, die bei aller Aufgeklärtheit des Geistes endlich, freilich wohl sehr oft durch einen gewissen äussern Umstand zur

Schwärmerei übergingen, weil alles Forschen und Denken, weil Wissenschaften und gelehrte Kenntnisse ihnen jenes behagliche Gefühl des in sich selbst versunkenen Gemüths nicht verschaffen konnten. Die Schwächen des Alters und der Nerven, die beunruhigenden Zweifel über Religionswahrheiten, die so häufig mit wahrem ernstlichen Forschen nach Wahrheit verbunden sind, die Sehnsucht des Herzens nach einer innern Ruhe bei so vielen Ungewißheiten der Religionssysteme, und vornehmlich der heisse Wunsch, ein in der Jugend geführtes zügelloses Leben gleichsam wieder gut zu machen, sind sehr geschickt, die Neigung zur Schwärmerei anzufachen und zu unterhalten, und es ist nicht leicht ein Mensch vor ihren Anfällen sicher, wenn er sich nicht immer in dem Gefühl von dem hohen Werthe einer gesunden Vernunft zu erhalten weiß.

Seite 120. steht ein Brief, nebst einer Einlage von Gesichten und Erscheinungen, die Herr Pfarrer Müller in Augspurg eingeschickt hat. Da ich mich hierüber im ersten Stück des gegenwärtigen sechsten Bandes der Erfahrungsseelenkunde weitläuftig erklärt habe; so brauche ich's nicht hier zu thun.

C. F. Pockels.

(Die Fortsezung folgt.)

Zur

Zur Seelenkrankheitskunde.

I.

Aehnlicher Fall zu der im zweiten Stück des fünften Bandes erzählten sonderbaren Ohnmacht.

Ein verheirathetes, älteres, nervenschwaches Frauenzimmer unsrer Stadt, lag am Faulfieber krank. Da die Krankheit am heftigsten war, verlor sie Nachts um zwölf Uhr die Empfindung. Der Arzt fand, als er kam, sie völlig empfindungslos, nur daß die Pulsadern noch immer, wie am Abend, schlugen, und die Augen nicht ganz geschlossen waren. Alle Reizungsmittel, selbst heftiges Bürsten unter den Fußsohlen, vermogten keine Bewegung hervorzubringen. Die Umstehenden, welche wider die Versicherung des Arztes glaubten, daß sie nicht wieder erwachen würde, liessen ihr die lezte Oelung geben. Gegen vier Uhr erwachte sie. Sie hatte alles, was mit ihr vorgenommen worden war, deutlich empfunden; was in ziemlicher Entfernung vom Bette, und nicht laut war ge-

sprochen worden, hatte sie genau gehört. Aber durch alle Anstrengung hatte sie es nicht dahin bringen können, durch Sprache, oder Mienen oder Bewegungen ihre Empfindungen auszudrücken.

Mein Gewährsmann ist unser würdiger Arzt Herr Doktor Brandis.

Hildesheim,
den 6ten Nov. 1787.

Köppen.

2.

Aus den Papieren eines Hypochondristen.

Den 14ten November überfiel mich schnell die Idee, daß man mich ermorden wolle; ob ich gleich nicht den mindesten hinreichenden Grund zu diesem Glauben hatte, und ich überzeugt war, daß kein Mensch so feindselige Gesinnungen gegen mich hege. Leute, die mir heute mit Stricken in der Hand begegneten, hielt ich für abgeschickte Mörder. Ein Bauer kam hinter mir her ausser der Stadt. Ich blieb ängstlich stehen, und redete ihn, um ihn zu inti-

intimidiren, wenn er etwa einen Anschlag auf mein Leben gemacht haben sollte, mit einem heftigen Ton an: wie das vor uns liegende Städtchen hiesse? Der Mann beantwortete meine Frage, ging vorüber, und ich empfand eine herzliche Freude, daß der Mann mir nicht mehr hinterm Rücken war. Ich hatte kurz vorher einen hohen Berg erstiegen, dadurch war wahrscheinlich mein Blut in eine heftige Bewegung gekommen, und die Bilder einer schwarzen Phantasie drängten sich dadurch um so viel stärker hervor. Heute Abend fand ich eine Neige Wasser in meinem Trinkglase stehen, ich vermuthete, daß Gift darin sey, und spülte das Glas erst sorgfältig aus, ob ich gleich wußte, daß ich die Neige Wasser sebst darin hatte stehn lassen.

Den 18ten Nov. Die Würkungen der ehlichen Umarmung auf meine Gemüthsstimmung werden immer gefährlicher, beschwerlicher und sonderbarer. O hätte ich das Ehebette nie bestiegen, hätte ich sonderlich in frühern Jahren die Ausbrüche meiner sinnlichen Einbildungskraft zu verhindern gesucht: so würde ich vielleicht der gesundeste Mann von der Welt seyn, anstatt, daß ich jezt täglich meinem Tode entgegen sehe! Die Sinnlichkeit überrascht mich auch jezt noch, wenn ich gleich nicht will, wenn ich mit Gründen der Vernunft dagegen kämpfe. Gemeiniglich fühle ich mich einige Stunden nach einer ehlichen Liebespflicht nicht grade ermattet, und

schwach zum Denken, sondern sehr heiter und aufgelegt, wissenschaftliche Untersuchungen anzufangen, auch bemerke ich dann einen heftigern als gewöhnlichen Kitzel zu launigen und witzigen Einfällen in mir; — aber der Zustand dauert nicht lange. Ich muß hinterher jeden Augenblick einer genossenen ehlichen Zärtlichkeit mit tagelangen Beängstigungen meiner Seele büßen. In diesem Zustande bin ich schrecklich mürrisch, glaube, die Menschen wollen mich ermorden, fürchte, bei allem guten Gewissen, das ich habe, von meinem Amte abgesetzt zu werden, und Hungers zu sterben, und fürchterliche Zweifel über die Zukunft und deren Ungewißheit verfolgen mich gleich Furien. Die Menschen, die ich sonst so sehr liebe, deren Umgang eines meiner ersten Bedürfnisse ist, werden mir unausstehlich, oft meinen herzlichsten Freunden geh ich aus dem Wege, und mein liebes Weib erscheint mir viel schlimmer, als es in der That ist. Was mir das für Mühe kostet, in Gesellschaften meinen Menschenabscheu zu verbergen, und meine üble laune nicht in Grobheiten, oft gegen den Unschuldigsten, ausarten zu lassen, kann ich keinem beschreiben. Bricht sie wirklich aus: so schone ich keines Menschen, ich bereue es hinterher; aber ich bin viel zu stolz, als meine Fehler den Beleidigten abzubitten. Auch sehr scharf und fein ist in jenem Zustande nach einer ehlichen Umarmung mein physiognomisches Gefühl. Ich entdecke im Gesicht andrer, Züge des Herzens, die mir sonst ent-

entwischten; — oder glaube, sie zu entdecken. Ein leiser Strich von Malice scheint mir auf jeder Stirn zu stehn. Jede Veränderung auf dem Gesicht des andern, sie sey so klein, als sie will, setzt mich in heftige Bewegungen. Ich fühle mich oft so aufgebracht, einem dummen Gesicht oder einem heimtückischen, das mir wenigstens so scheint, — Ohrfeigen zu geben. Die Ueberwindung, es nicht zu thun, kostet mir die größte Mühe. — — —

Den 20ten Nov. Ein satyrisches Gesicht eines Knaben machte mir heute viel Unruhe. Ich war über den Jungen so aufgebracht, ob er mir gleich nichts zu leide gethan hatte, daß ich hingehn und ihm sagen wollte, daß er noch am Galgen sterben würde.

Den 23ten Nov. Der Grad der Sensibilité ist oft ganz erstaunlich bei mir, und meine beßten Freunde werden mir nicht selten unausstehlich. Gegen die zuvorkommendsten Beweise ihrer Liebe bin ich oft geflissentlich kalt, und erwiedre sie mit bittern Ausdrücken oder Grobheiten. Es schmerzt mich sehr, daß ich auf diese Art so manchen edeln Menschen von mir zurückgestoßen habe, und daß ich ihn jetzt nicht deswegen um Verzeihung bitten kann. Ich kann es mir selten erklären, woher jene Empfindlichkeit augenblicklich entsteht. Am öftersten scheint sie eine Folge von Mißtrauen gegen meine Nebenmenschen zu seyn, oder auch eine Einbildung,

daß meine Eitelkeit beleidigt worden sey. Wenn zwei Menschen sich in der Gesellschaft in's Ohr zischeln, werd ich bange, verliere die Gegenwart meines Geistes, weil ich glaube, daß man über mich übel spricht, — und ich gebe mir oft das Ansehn eines Satyrikers, um meine Nachbarn in Gesellschaft in Furcht zu setzen. Aengstlichkeit, unbeschreibliche Aengstlichkeit überfällt mich, wenn ein andrer in mein Spiel sieht, oder sich neben mich stellt, wenn ich das Clavier spiele.

Den 28ten Dec. Mein Freund gab mir heute eine Art Liquor, um meine Magenschmerzen zu tilgen, die so oft der Grund meiner fürchterlichen Launen sind; auf einmal erwachte in mir das unglückliche Mißtrauen, daß der Liquor Gift gewesen seyn könne, und zwar ein langsam verzehrendes Gift, gleich dem aqua tofana.

Zur Seelennaturkunde.

I.

Ueber den Zustand der Seele nach dem Tode.

Ein Gespräch.

Damas.

Was meinen Sie, womit ich mich gestern Abend beschäftigte, als ich vom Balle nach Hause gekommen war?

Theokles.

Das wollt ich wohl errathen. Sie machten eine Elegie. Nicht so?

Damas.

Ach nein! Der Ball war gestern für mich noch erbaulich genug. Aber ich war sehr mißvergnügt, und darum ging ich so früh wieder weg. Indessen auf meiner Stube wurde ich erst vollends melancholisch. Endlich schlug ich eine Schrift von Herder

auf, die zufällig auf meinem Tische lag, und stieß grade auf die Zeile: Alles in der Natur ruft uns zu: es muß nur einmal gelebt seyn! Wohl wahr, dacht' ich, und las nicht weiter; wenn es nach dem Tode nicht besser seyn wird, wie es jetzt im Leben ist: so lohnt es wahrlich der Mühe nicht, noch auf einen neuen Beweis — —

Theokles.

Für die Unsterblichkeit der Seele zu sinnen, wollen Sie sagen. Der Schluß mag richtig seyn, aber der Vordersatz? —

Damas.

Lassen Sie mich doch erst ausreden. Eben der Vordersatz wollte mir nicht ein. Kaum hatt' ich den Schluß gemacht, so fing ich auch schon an, nachzudenken, ob's denn wohl wirklich nach dem Tode nicht besser seyn mögte, wie es hier im Leben ist, gesetzt, daß die Unsterblichkeit der Seele bewiesen wäre? Und darüber ging mir noch der Abend angenehmer hin, wie ich anfangs glaubte.

Theokles.

Also haben Sie philosophirt. Nun, da bin ich neugierig. Was brachten Sie denn durch Ihre Speculation heraus?

Damas.

Damas.

Nichts, gar nichts. Meine Phantasie schuf mir natürlicherweise manche Träume, aber meine Vernunft wußte sie zu würdigen. Das Resultat war, daß ich die Richtigkeit jener Lebensregel: Genieße, soviel du kannst, und leide, soviel du mußt, mehr als jemals fühlte.

Theokles.

Was zählen Sie denn alles zu den Träumen der Phantasie? Nennen Sie alles so, was der Mensch, ohne die Lehren der Religion zu Hülfe zu nehmen, von dem Zustande nach dem Tode sich denkt und sich denken kann?

Damas.

Nicht anders. Denn alle die Ideen, welche wir uns von der Art der Existenz, und von den Freuden und Leiden machen, die uns nach dem Tode bevorstehn, sind aus Materialien zusammengesetzt, die wir hier im Leben einsammeln. Unsre Hoffnungen gründen sich allein auf unsre Erfahrungen; jene können sich also auch nur in dem Lande ihre Erfüllung mit Wahrscheinlichkeit versprechen, wo diese statt finden. Betrachten Sie selbst nur einmal die mannichfaltigen Vorstellungen, die jeder, in gesunden Tagen, sich von dem Seyn nach dem Tode macht. Wie ähnlich sind diese oft den sonderbarsten

Träu-

Träumen! Ein jeder idealisirt sich jenseit des Grabes die gute Seite seines gegenwärtigen Verhältnisses, und den gewöhnlichen Menschen mag das vergnügen, auch wohl beruhigen; aber der aufgeklärte Mann lächelt über die Seifenblase, die das Kind bewundert, weil es sie für etwas mehr als Seifenblase hält. Für ihn hat die Beschaffenheit seines gegenwärtigen Daseyns um soviel größern Werth, da er die Unsicherheit der Bürgschaft einsieht, welche die Vernunft ihm für die Fortdauer desselben, auch nur so, wie es hier ist, zu leisten vermag.

Theokles.

Darin haben Sie Recht, mein lieber Freund: jeder denkt sich die Zukunft jenseit des Grabes auf seine Weise. Die Volksvorstellungen davon richten sich immer nach dem Grade der Cultur, auf dem das Volk steht, und sind dem gemäß gröber oder feiner. Auch die Ideen, welche einzelne Menschen unter gebildeten Nationen darüber haben, verändern und modificiren sich gar sehr nach dem Charakter und der individuellen Lage derselben. Allein demungeachtet sollt ich glauben, daß nicht alle Ideen, welche wir uns von dem Zustande nach dem Tode machen können, bloße Träume wären; wenigstens eine Idee, die hohe Wahrscheinlichkeit hat, ist für mich kein Traum der Phantasie mehr.

Damas

Damas.

Nun, was sind denn das für Ideen vom künftigen Zustande, die Ihnen so wahrscheinlich dünken?

Theokles.

Das will ich Ihnen sagen; es ist nur eine einzige. Es scheint mir nämlich eine unumstößliche Wahrheit zu seyn, daß der Zustand des Menschen nach dem Tode, wenn einmal einer angenommen wird, mit dem, worin der Mensch im Leben war, eine gewisse allgemeine Aehnlichkeit haben werde. Entweder wir müssen eine völlige Umwandlung unsers ganzen Wesens nach dem Tode statt finden lassen; oder, wenn es das bleibt, was es ist, so muß auch Fortgang derselben Kraftäußerungen seyn, die wir hier an ihm beobachten. Das erste kann man nicht behaupten; es hiesse von der Gottheit voraussetzen, sie habe nicht die leichtesten und einfachsten Mittel zur Erreichung ihrer Absicht mit uns gewählt, oder sie habe bei der Schöpfung unweise gehandelt. Denn ich kann doch schlechterdings keinen Zweck ergründen, warum uns das höchste Wesen beim Anbeginne der Schöpfung grade so werden ließ, wie wir gegenwärtig sind, um, nach Vollendung der irdischen Laufbahn, unsre Substanz in ihrem Wesen zu vernichten, und in eine neue mit einem andern Wesen umzuschaffen, die erst für den Genuß des künftigen Zustandes empfänglich wäre; statt daß es uns

uns gleich ursprünglich so hätte bilden können, daß wir fähig gewesen wären, ohne vorhergehende totale Verwandlung in diesen künftigen Zustand überzugehn. Also ist nur das andre übrig. Das Grundwesen des Menschen bleibt nach dem Tode, wie es im Leben war; folglich bleibt ihm auch dieselbe Kraft und dieselbe Anwendung davon, und demnach muß der künftige Zustand des Menschen im Allgemeinen ähnlich dem Gegenwärtigen seyn.

Damas.

Wie denken Sie sich aber das Grundwesen des Menschen, das nach dem Tode übrig bleiben wird? Materiell oder geistig?

Theokles.

Ich denke es mir so, wie ich es mir als Mensch denken kann, also materiell und geistig zugleich. Geistig, insofern es Kraft ist, und materiell, insofern keine Kraft ohne ein Subjekt seyn kann, worin sie sich befindet, und wodurch sie erst fähig wird, ihre Würkungen, das heißt, ihr Daseyn für die menschliche Erkenntniß zu erweisen.

Damas.

Das begreif ich nicht. Wie kann das Materielle des Menschen unsterblich seyn? Wenn sich je Unsterblichkeit beweisen läßt, so kann sie von einem bloß geistigen Wesen im Menschen bewiesen werden.

Wir

Wir sehn ja vor Augen, was mit der Materie nach dem Tode vorgeht; sie wird in ihre Bestandtheile aufgelöst, und in tausend andre Formen zerstreut.

Theokles.

Sagen Sie mir, lieber Freund, was nennen Sie Geist?

Damas.

Das weiß ich nicht. Ein Etwas, das nicht Materie ist.

Theokles.

Damit bin ich eben so klug. Wenn also Materie die Positive wäre, so würde Geist die Negative seyn. Ich für mein Theil kenne nichts im Weltalle, als Materie, kann mir wenigstens nichts anders denken. Wenn es möglich wäre, alle Materie aus meiner Vorstellung zu verbannen, und mich selbst über die Schranken meiner Erkenntnißform, über Raum und Zeit, zu erheben, so würde Nichts übrig bleiben, und dieses Nichts wäre dann nach Ihrer Erklärung Geist.

Damas.

Aber es ist doch nichts ungereimtes, sich ausser der Materie noch Etwas zu denken, das nicht Materie ist, so wie ich mir außer einem absoluten Ganzen noch ein von diesem verschiedenes Ganze, und noch

noch eins, und so in einer unendlichen Progression fort, denken kann. Gesetzt also, der Mensch hat keine sinnliche Anschauung des Geistigen, so folgt doch daraus die Nichtexistenz desselben noch nicht. Ueberdies, wenn Sie nichts als Materie anerkennen wollen, so müssen Sie auch die Gottheit zu einem materiellen Wesen machen, und dann wird ein Spinozist aus Ihnen.

Theokles.

Erlauben Sie, so weit sind wir noch nicht. Sie nennen Geist ein Etwas, das nicht Materie ist. Gut. Räumen Sie denn diesem Etwas die Existenz ein, nicht bloß die in der Vorstellung, sondern auch in der Wirklichkeit?

Damas.

Allerdings. Ein Etwas, das nicht in der Wirklichkeit existirte, würde mir hier nicht helfen.

Theokles.

Also wäre dieses wirkliche Etwas doch eine Substanz?

Damas.

Ja, insofern es existirt.

Theokles.

Kann aber eine Substanz existiren, ohne einen Punkt im Raume einzunehmen, und einen Moment der Zeit auszufüllen?

Damas.

Nach menschlicher Erkenntnißart ist dies unmöglich.

Theokles.

Und als Menschen müssen wir doch nach menschlicher Erkenntnißart urtheilen.

Damas.

Allerdings.

Theokles.

Folglich, wenn der Geist eine Substanz seyn soll, so muß er auch, als Substanz, einen Punkt im leeren Raume ausfüllen, und ein Moment der Zeit einnehmen. Was aber kann dieses? Nichts anders, als das Materielle, und Sie müssen also Ihren Geist entweder materiell machen, und das wäre, nach Ihrer Erklärung desselben, ein Widerspruch, oder Sie müssen ihm das Prädicat der Substanz, und mithin sogleich die Existenz in der Wirklichkeit absprechen.

Damas.

Sie haben mich da freilich in ein Labyrinth geführt, woraus ich mich nicht finden kann. Die Existenz eines immateriellen Wesens kann ich mir als Mensch nicht anschaulich denken; aber auf der andern Seite, wenn ein Geist und seine Existenz nicht gedenkbar seyn soll, was fangen wir dann mit unserm Begriffe von der Gottheit an? Ist denn diese auch ein materielles Wesen? Ich mögte doch nicht gern Spinozist werden, weil ich mich vor dem Namen fürchte.

Theokles.

Wer wollte sich vor Namen fürchten? Wenn ich darum von der Wahrheit des Spinozismus überzeugt wäre, würde es mir sehr gleichgültig seyn, was die Welt von mir sagte: Plauderem mihi ipse domi. Aber auch ich bin kein Spinozist, und Sie sollen es noch weniger durch mich werden. Lassen Sie uns einmal die Sache von einer andern Seite ansehn. Wofür halten Sie die Ursache im Menschen, welche die Phänomene des Denkens und Handelns in ihm bewürkt? Halten Sie diese für ein leidendes oder thätiges Wesen?

Damas.

Natürlich für ein thätiges.

Theo=

Theokles.

Was setzt Thätigkeit voraus?

Damas.

Eine Kraft.

Theokles.

Was ist Kraft?

Damas.

Ein selbstständiges Prinzipium der Bewegung, dessen Daseyn wir da annehmen, wo wir eine Folge von Veränderungen, entweder in der physischen oder intellectuellen Welt, beobachten.

Theokles.

Damit haben Sie mir bloß erklärt, wie wir auf eine Kraft schliessen, aber nicht, was Kraft sey.

Damas.

Ich kann Ihnen nichts weiter erklären; das Wesen der Kraft kennt ja kein Mensch.

Theokles.

Also nur, weil wir Würkungen, Bewegungen finden, schliessen wir auf ein Prinzipium, das sie verursache. Die Natur dieses Prinzipiums selbst aber ist uns verborgen. Nun sagen Sie mir, was

finden Sie bei dem Menschen für Aeusserungen, die auf eine selbstständige Kraft in ihm schliessen lassen.

Damas.

Zuvörderst die unwillkührlichen Lebensverrichtungen, das Schlagen des Herzens, das Verdauen der genossenen Speisen, kurz alles, was zum thierischen Leben gehört, läßt mich auf eine besondre Kraft schliessen, auf ein Lebensprinzipium, das in dem Mechanismus des Körpers, und in dem ätherischen Hauche, der diesen Mechanismus bei seiner Erzeugung in Würksamkeit setzte, gegründet ist. Wiederum verrathen das Erkennen, das Verfolgen des Erkannten bis zu höhern Bedingungen, und die Aeusserungen des Willens, die von der Erkenntniß des Verstandes abhängen, eine besondre Kraft, die wir Denkkraft nennen. Unter beiden ist diejenige die edelste, welche die herrschende ist, und die andre zu ihren Bestrebungen gebraucht, also die Denkkraft.

Theokles.

Von welcher Kraft wissen wir gewiß, daß sie einmal aufhört zu würken?

Damas.

Von der Lebenskraft. Sie hört auf zu würken, sobald der Mechanismus des Körpers zerstört ist.

Theo-

Theokles.

Wissen wir es aber auch von der Denkkraft?

Damas.

Das Räthsel vermag ich nicht zu lösen.

Theokles.

Es läßt sich vielleicht vermuthen, daß sie einmal zu würken aufhören werde, doch nicht gewiß behaupten; denn die Denkkraft und Lebenskraft würken, so lange sie in einer Substanz verbunden sind, mit einander und durch einander; aber jede von ihnen würkt doch auch in derselben Substanz gewissermaßen für sich, und unabhängig.

Damas.

Allein, wenn die Lebenskraft ganz aufhört zu würken, sollte damit nicht auch das Ende der Aeusserungen der Denkkraft verknüpft seyn?

Theokles.

Für unsre Beobachtung wohl, allein ob absolut? ist eine andre Frage. Eben weil der lebende Körper das Organ der Denkkraft ist, wodurch sie ihre Würkungen erweist, scheint es uns, daß, wenn der Körper stirbt, auch die Denkkraft aufhöre, die wir nur aus ihren Würkungen durch den Körper, so lange diese, vermöge des in ihm seyenden Lebens-

prinzipiums, für die Denkkraft, als äusseres Werkzeug, brauchbar war, erkannten. Aber der Künstler kann fortexistiren, wenn auch seine Instrumente vernichtet sind; und so, sollt ich meinen, wäre es auch mit der Denkkraft, gesezt, daß ihr Organ, der Körper, zerstört würde.

Damas.

Nun, wir wollen die Fortdauer dieser Denkkraft nach dem Tode einmal annehmen; worein würden Sie denn ihr Wesen setzen?

Theokles.

Das weiß ich nicht. Sie sagten ja selbst, das Wesen einer Kraft kenne kein Mensch. Besser, wir nennen dasselbe ein unbekanntes Etwas, als wir nennen es Geist, das nur ein Titel ohne Gehalt ist. Und so würde ich es auch mit dem Begriffe von der Gottheit machen. Die Gottheit ist die Kraft aller Kräfte, und das unermeßliche Weltall ist ihr Organ, wodurch sie in die Unendlichkeit hin ihre Würkungen erstreckt; denn nur aus den Würkungen erkennen wir eine Urkraft oder eine Gottheit, und denken Sie sich einmal den Gedanken recht lebhaft: Sie werden eben so ehrfurchtsvoll niederfallen und anbeten, als sonst.

Damas.

Also nach dem Tode bliebe nur die Denkkraft des Menschen übrig, das heißt, die Kraft zu erkennen, das Erkannte zu gebrauchen, und nach der Erkenntniß zu wollen; die Natur dieser Kraft aber ist unerforschlich. —

Theokles.

Eben, weil sie unerforschlich ist, nannte ich sie vorher geistig. Ich dachte nicht, daß Sie einen andern Begriff mit dem Worte geistig verbänden, und bediente mich des Worts nur, weil ich kein anders zur Bezeichnung der Denkkraft, als Kraft, wußte; denn eigentlich giebt's gar keines dafür.

Damas.

Aber ich erinnere mich, Sie behaupteten auch, daß das Grundwesen des Menschen, welches nach dem Tode übrig bliebe, nicht bloß geistig, sondern zugleich materiell sey?

Theokles.

Das hab' ich freilich behauptet; allein ich gab Ihnen dabei den Grund an, warum? Keine Kraft kann ohne ein materielles Subjekt seyn, wenn sie fähig werden will, für unsre Erkenntniß ihre Würkungen zu erweisen. Denken Sie sich das Subject weg, und so mag die Kraft für sich übrig bleiben,

 aber

aber nach den Schranken unsers Verstandes ist sie alsdann nicht mehr gedenkbar. Wollen wir uns also innerhalb dieser Schranken halten, wie wir, als Menschen, wohl thun müssen, so müssen wir auch der nach dem Tode übrig bleibenden Denkkraft des Menschen ein materielles Organ einräumen.

Damas.

Aber die körperliche Maschine verliert ja durch den Tod nichts von ihren Theilen. Der Abgang des materiellen Theils, der zum Grundwesen gehört, und sich durch den Tod mit diesem von dem Körper trennt, müßte doch bemerklich seyn, wenn gleich unmittelbar nach dem Tode das Gehirn zergliedert wird. Demungeachtet hat noch kein Anatom, soviel ich weiß, diesen Abgang entdeckt.

Theokles.

Ganz richtig! Noch kein Anatom, so wie noch kein Mensch, hat auch je die feinste und subtilste Materie, die sich denken läßt, erkannt. Das Subject der Denkkraft kann materiell seyn, und dennoch unsinnlich, das heißt, unerkennbar für einen menschlichen Sinn. Und so nehmen ja die größten Physiologen ausser den sichtbaren Theilen des Gehirns noch eine feine Materie an, die sie bald Lebensgeist, bald Aether nennen, und die man in dem todten Körper nicht mehr suchen müsse. Den Ursprung der Ideen, deren die Seele sich bewußt wird, erklären

sie

sie aus den Schwingungen oder dem Drucke, der durch die Einwürkung der äussern Gegenstände in diesem ätherischen unsichtbaren Theile des Gehirns entstehe. Sie legen nämlich diesem ätherischen Theile eben die Elasticität bei, wie der Materie des Lichts. Wenn man sich nun diese ätherische Materie in ihrer möglichen und höchsten Feinheit denkt, so wird es wenigstens nicht mehr so unbegreiflich, wie sie im Moment des Todes aus dem Körper entfliehn könne. Ihr Einwurf also scheint mir die Behauptung noch nicht umzustossen, daß, wenn die Seele nach dem Tode existirt, und zwar als eine Kraft, **wir** ihr auch ein Subject beilegen müssen, weil **wir** uns sonst keinen Begriff von ihrer Existenz zu machen im Stande sind.

Damas.

Ich will es zugeben; aber **wo**, lieber Freund, an welchem **Orte** sollen nun die Millionen von denkenden Subjecten existiren, die vor uns ihre körperliche Hüllen verlassen haben, und sie in den Jahrtausenden der Nachwelt noch verlassen werden? Sie wissen, daß man ihnen bald die Luft, bald irgend einen Planeten oder Fixstern zum Wohnplatze angewiesen hat. Ein neuerer Schriftsteller hat sogar eine Wanderung der geistigen Wesen in Rücksicht auf den **Ort** angenommen, und glaubt, wir Menschen mögten wohl schon im Monde existirt haben, würden in der Folge in einen der Sonne nähern Pla-

 neten,

neten, und endlich in die Sonne selbst versetzt werden; natürlich denn weiter aus einem Sonnensysteme in's andre, damit es in den Ewigkeiten nicht an Reisestationen fehle. Diese Ideen haben mir einmal viel Vergnügen gemacht, und der Dichter kann sie vortreflich brauchen, aber sie gehören zu den Seifenblasen, wovon ich vorher sagte. Das einzige, was sich noch von dem Orte des künftigen Aufenthalts der Seelen mit Wahrscheinlichkeit sagen läßt, ist wohl, daß sie im Raume existiren werden. Allein auch hier tritt eine große Schwierigkeit ein. Der Raum ist unendlich, das heißt, ich kann ihn in meiner Vorstellung nach allen Richtungen ausdehnen, und komme nie an die Gränze. Aus der Unendlichkeit des Raumes folgt Unendlichkeit der Materie; denn einen leeren Raum giebt es an und für sich nicht; da Raum überhaupt an und für sich nichts, sondern bloße Bedingung der sinnlichen Erkenntniß ist. Wenn also die Materie unendlich seyn muß, so weiß ich nicht, wo die Seelen nach dem Tode, besonders bei den Eigenschaften, die Sie ihnen zuschreiben, Platz finden werden. Eine jede muß doch einen Theil des Raumes einnehmen, sey dieser Theil nun auch so klein er wolle, und doch giebt es keinen Theil des Raumes, der nicht schon Materie enthielte, also nicht schon für die Aufnahme eines neuen Subjects verschlossen wäre. Da kommt der besser weg, der Unsterblichkeit der Seele überhaupt leugnet. Alsdann erscheint das ganze Universum,

versum, wie ein ewiger Kreislauf von Verände-
rungen, wo aus demselben Stoffe unaufhörlich neue Gestalten und Formen entstehn, die sich nach einiger Zeit in denselben Stoff wieder auflösen.

Theokles.

Fürchten Sie nichts. Wenn ich nur die Unsterblichkeit der Seele mit mathematischer Strenge beweisen könnte; um den Ort ihres künftigen Aufenthals würd' ich mir weiter keine Sorge machen. Wir können uns freilich denselben nicht anders, als im Raume, denken, aber warum können wir das nicht anders?

Damas.

Weil uns die Sinne keine andre Vorstellung von der Existenz einer Substanz möglich machen.

Theokles.

Also sind doch die Sinne nur allein an der Beschränkung dieser Vorstellung schuld?

Damas.

Ich glaub' es.

Theokles.

Wie nun? wenn die Sinne aufhören, die Werkzeuge zu seyn, wodurch die Seele allein Vorstellungen erhalten kann; wenn der Körper stirbt,

und

und die Denkkraft ihn verläßt, und für sich absolute existirt; sollte sie denn nicht eine andre Art von Existenz sich noch vorstellen können, als die im Raume?

Damas.

Es kömmt darauf an, ob die Seele, wenn sie vom Körper getrennt ist, überhaupt noch neue Vorstellungen bekommen kann, außer denen, die sie schon hat?

Theokles.

Warum nicht? Kann sie Vorstellungen bekommen durch das Medium des Körpers; wie vielmehr muß sie dieselben bekommen, wenn dieses Medium nicht mehr zwischen ihr und den Gegenständen ist, die sie sich vorstellt? In jenem Falle erhielt sie dieselben mittelbar; in diesem unmittelbar; in jenem sind die Vorstellungen beschränkt, in diesem unbeschränkt. Und vielleicht gehörte die Idee, daß Existenz nur im Raume möglich sey, zu den beschränkten. Ganz anders wird diese Idee werden, wenn die Vorstellung des Universums von der Seele unmittelbar empfangen, nicht erst, vermöge der Sinn, gebildet wird.

Damas.

Sie nehmen also an, daß nach dem Tode, wenn die Denkkraft nicht mehr durch die Sinne eingeschlossen wird, sie von dem Universum eine unbeschränkte Idee

Idee erhalten werde? — Gern würd' ich Ihnen das zugeben, wenn ich dann nur noch einen Unterschied zwischen der menschlichen Seele und der Gottheit aufzufinden wüßte. Bloß diese hat, menschlich zu reden, eine unbeschränkte Idee vom Universum; nach Ihrer Meinung aber soll die Seele nach dem Tode sie auch haben; sie wäre also in Ansehung dieses Prädicats der Gottheit nicht nur ähnlich, was man allenfalls gestatten könnte, sondern sogar mathematisch gleich.

Theokles.

Sie haben mich nicht recht verstanden, lieber Freund. Es war nicht die Rede davon, daß die Seele eine unbeschränkte Idee des Universum im eigentlichsten Sinne, so wie sie der Gottheit zukömmt, haben werde, sondern nur, daß ihre Idee davon nicht mehr die Schranken haben würde, welche sie hat, so lange die Seele dieselbe durch die Sinne erhält. Ich behauptete, daß die Seele nach dem Tode, wo sie die Fesseln des Körpers abwirft, sich eine andre Existenz, als bloß im Raume, denken könne, und Sie zweifelten, ob die Seele überhaupt ohne Sinne neue Vorstellungen empfangen dürfte. Diesen Zweifel wollt' ich nur aus dem Wege räumen.

Damas.

Nun erst begreif ich Sie. Sie meinen nämlich:

1) Wir

1) Wir Menschen können uns, als Menschen, die Existenz der Seele nicht anders, als im Raume, vorstellen.

2) Im Raume aber kann die Seele nicht seyn, weil die Materie schon unendlich ist, und es gar keinen leeren Raum giebt, der nicht ausgefüllt werden könnte.

3) Gleichwohl fließt hieraus noch nicht, daß die Seele darum überhaupt nicht existiren könne. Denn, daß wir uns Existenz nicht anders, als im Raume, vorzustellen vermögen, daran sind unsre Sinne schuld. Wenn die Seele dereinst von diesen nicht mehr gehindert werden wird, kann sie sich eine andre Art der Existenz, als im Raume, vorstellen, und folglich kann sie doch seyn.

Theokles.

Jetzt fassen Sie das Resultat zusammen. Daß die Seele nach dem Tode existiren werde, haben wir vorausgesetzt, wo sie existiren, und wie sie existiren wird, wissen wir nicht, und können es als Menschen niemals ergründen.

Damas.

Wie wenig ist es doch, was der Mensch von der Zukunft jenseit des Grabes weiß! — Man sollte das einem jeden sagen. Denn ich habe Menschen

schen sterben gesehn, welche die Todesangst um desto heftiger zerriß, weil sie von dem Zustande, der sie erwartete, mehr zu wissen glaubten, als sie wirklich wußten.

Theokles.

Eine sehr wahre Bemerkung, die Sie da machen! und woraus es sich erklären läßt, daß oft religiöse Menschen, besonders wenn sie mystische Religionsbegriffe haben, grade am unruhigsten sterben.

Damas.

Natürlich; es ist gewissermaßen Vorurtheil, daß der Tugendhafte immer ein sanftes Ende nehme. Es hängt alles von der Reihe der Bilder ab, welche der Seele in der Todesstunde vorschweben; manches auch von momentanen Eindrücken; denn diese können dem edlen Mann so gut, wie dem Bösewichte, den Tod schrecklich machen. Einer meiner geliebtesten Freunde träumte kurz vor seinem Tode, er sey schon in der Hölle, und alles Zureden konnte ihn nicht zu sich selbst bringen. Nachher entdeckte ich, daß die Ursache dieser seiner peinigenden Vorstellung ein Feuer war, welches nicht weit vom Bette im Camine brannte, und wovon die Flamme ihm in die Augen schien. Das Feuer wurde ausgelöscht, und er ward ruhiger. Nach einiger Zeit war der Tocht des Lichts sehr lang geworden; ich putzte das Licht, und es verbreitete sich plötz-

lich eine sanfte Helle im Zimmer. Auf den Sterbenden machte dies den glücklichen Eindruk, daß er sich einbildete, ihm sey die göttliche Gnade erschienen, und er werde selig werden. Im Entzücken darüber starb er. —

Theokles.

Wir sind von unserm Zwecke abgekommen. Es ist freilich wenig, was der Mensch von dem Zustande jenseit des Grabes weiß, aber aus dem Wenigen lassen sich doch einige fruchtbare Folgerungen ziehen.

Damas.

Und was wären das für welche?

Theokles.

Erstlich. Die Denkkraft strebt hienieden nach Erkenntniß des Wahren, Guten und Schönen; das wird sie auch jenseit des Grabes thun.

Zweitens. Je mehr einer hienieden seine Denkkraft geübt, und je besser er sie angewandt hat, auf einer desto höhern Stufe der Vollkommenheit und Glückseligkeit wird er nach dem Tode stehn.

Drittens. Je reiner, je edler, je erhabner die Vorstellungen sind, die ein Mensch hier im Leben eingesammelt hat, desto schönre Früchte werden sie ihm nach dem Tode bringen.

Vier-

Viertens. Folglich wird das Bewußtseyn der Tugend beseligen, und das Bewußtseyn des Lasters foltern; und da, wo Sinnlichkeit den Tugendhaften nicht mehr zerstreun, und den Lasterhaften nicht mehr betäuben kann, ist dies Himmel und Hölle genug.

Damas.

Noch eins; glauben Sie auch, daß wir nach dem Tode uns wiedersehn werden?

Theokles.

Ob wiedersehen? — Das wird von den Organen abhängen, worin die Denkkraft nach dem Tode gehüllt werden wird. Aber, wenn die Freundschaft unsre Gesinnungen harmonisch macht, wenn wir sympathetisch empfinden, wenn wir gemeinschaftlich nach dem höchsten Wahren, Guten und Schönen streben, wenn wir uns zur Anbetung des Unendlichen vereinigen, dann werden wir uns wieder erkennen, wenn wir uns auch nicht wiedersehen.

Göttingen.

Buhle.

Zur
Seelenheilkunde.

Die Beiträge zur Seelenheilkunde sind bisher immer noch die wenigsten gewesen, obgleich grade dieses Feld in einem Magazin der Erfahrungsseelenkunde am meisten bearbeitet zu werden verdiente. Jeder Mensch liegt an irgend einer Idee, an irgend einer Lieblingsgrille krank, und es ist uns unendlich viel daran gelegen, sonderlich bei der Erziehung, zu wissen, wie dieser oder jener von jener Krankheit geheilt wurde, durch welchen Ideenumtausch seine Vorstellungskraft eine bessere Richtung bekam, was Zeit, Umstände, Umgang, Lectüre dazu beitrugen, und wie überhaupt der menschliche Geist nicht nur vor Irrthümern in frühern Jahren bewahrt, sondern auch in spätern, sonderlich wenn jene Irrthümer einen großen Einfluß auf's practische Leben hatten, davon zurück gebracht werden konnte.

Die Curen der Seele haben viel Aehnlichkeit mit der Heilung körperlicher Krankeiten. In beiden Fällen muß der Patient oft Arzeneien gebrauchen, die sehr bitter sind, wenn sie eine gute Würkung haben sollen. Am bittersten kommen uns gemeiniglich die Heilmittel gegen die Krankheiten der

Seele

Seele vor; theils weil die wenigsten Menschen — so sehr es auch andre bemerken, an ihrer Seele krank zu seyn glauben, und also sich gegen die ihnen angebotenen Mittel sträuben; theils auch, weil die wenigsten Seelenärzte ihre Patienten mit weiser Schonung zu heilen wissen, sondern nach einer Methode verfahren, die den Schwächen jener unangemessen ist, und die Wunden mehr aufreißt, als heilt.

Welcher Menschenfreund wird sich nicht betrüben, wenn er um sich herschaut, und bemerkt, daß die meisten Leiden, die die Menschheit drücken, von uns selbst herrühren, daß ein Theil derselben sich durch einen unersättlichen Ehrgeiz, durch eine traurige Habsucht nach Titeln, Ehrenstellen, Belohnungen höchst unglücklich macht, und oft seine heiligsten Pflichten jenen Leidenschaften, die eine gesunde Philosophie nicht billigen kann, aufopfert; daß ein andrer Theil von Menschen durch einen überspannten Grad der Sinnlichkeit vor der Zeit verwelkt, und alle Kraft in Thätigkeit, allen Einfluß in's Beste der Gesellschaft durch einen erschlafften Körper, durch einen noch erschlafftern Geist verliert; daß wieder andere durch eine giftige Verläumdungssucht, durch einen unauslöschlichen Hang zum Betrügen und die Wahrheit zu verstecken, ihr Glück untergraben, und die Zufriedenheit vieler andern vielleicht auf immer stören; daß überhaupt die Unmäßigkeit der Leidenschaften und das aufgehobene

 Gleich-

Gleichgewicht der menschlichen Seelenkräfte an allen den Uebeln Schuld sind, die von uns selbst herrühren, und den Erdkreis überschwemmen. — — Und welcher Menschenfreund wird, durch dergleichen Beobachtungen veranlaßt, nicht wünschen, daß durch eine genaue Kenntniß des menschlichen Herzens immer mehrere Heilmethoden jener Seelenkrankheiten in Gang gebracht werden mögten, und daß vornehmlich jeder aufgeklärte Erzieher es sich zur Pflicht machen mögte, auf die Mittel, Umstände, Lagen, Ideenverbindungen, moralischen Gefühle Acht zu geben, wodurch die Seele nach und nach, oder auch auf einmal zu einem gesunden Selbstbesinnen kommt.

Ich habe so manchmal darüber nachgedacht, woher es doch kommen möge, daß bei aller neuen Erziehungskunst und Aufklärung, wenn man das Ding beim Lichte betrachtet, die Menschen doch noch nicht viel besser geworden sind, und zu werden scheinen, und ich habe gefunden, daß noch nicht die genauste Aufmerksamkeit auf die Bildung junger Seelen gewandt werden müsse. Bei noch genauern Beobachtungen, und durch den Umgang mit vielerlei Erziehern und Zöglingen habe ich vornehmlich wahrgenommen, daß man den ersten versteckten Keimen des moralischen Uebels in den Kinderseelen nicht nur nicht fleißig genug nachspürt, sondern auch bei den ersten Aeußerungen der Sinneslust,

nesluſt, des Ehrgeitzes, der Rechthaberei, des Eigenſinnes, der Spottſucht und anderer Herzens-ſeuchen zu ſorglos iſt, und das Uebel nicht auf eine weiſe und geſchickte Art in der Geburt zu erſticken ſucht. Man arbeitet immer zu ſehr im Ganzen, hemmt nur den Ausbruch grober Fehler, und läßt die Cultur des beſondern Menſchen, oder jeder ſeiner individuellen Leidenſchaften liegen. Freilich koſtet dies ſehr viel Menſchenſtudirung, ſehr vielen pädagogiſchen Fleiß; allein der Garten wird immer verwildert bleiben, wenn nicht das Unkraut mit der Wurzel ausgeriſſen wird, und hie und da Neſſeln ſtehen bleiben, die man auszureiſſen nicht der Mühe werth achtet.

Wie äuſſerſt intereſſant müßte es daher nicht ſeyn, wenn mehrere aufmerkſame Menſchenkenner und Erzieher die Mittel der Welt bekannt machen wollten, wie ſie dieſe und jene Leidenſchaft ihrer Zöglinge zu beſſern, zu mildern, und ihr eine gute Richtung geben lernten. Z. B. Wie ſie ein eigenſinniges Kind von ſeinem Eigenſinn; eine Gemüthsart, die überall das Lächerliche aufſucht, von dieſem Uebel; einen Knaben oder Mädgen von ihrer Verſtellungskunſt, wieder ein anders von der Neigung zu lügen u. ſ. w. geheilt haben. Eben ſo wichtig für die Belehrung der Menſchen würden getreue Darſtellungen von ſchon erwachſenen Männern und Frauenzimmern ſeyn: wie ſie nach und nach über ſo manchen Fehler ihres Herzens Herren wurden,

 und

und wie es ihnen gelang, durch die Stimme der Vernunft das Gewicht der Leidenschaft zu unterdrücken. Je genauer dergleichen Schilderungen wären, je nutzbarer würden sie seyn, und je leichter würden andere Menschen in ähnlichen Lagen dadurch zu gleichen Siegen über ihre Fehler vermogt werden. Wir werden selten dadurch zu einer moralischen Besserung gebracht, wenn man uns gradezu die Mittel und Regeln vorschreiben will. Stärker und mächtiger würken auf uns Beispiele und Schilderungen von andern Personen, worin wir uns gleichsam wie in einem Spiegel erblicken, und ohne daß sie an uns gerichtet zu seyn scheinen, uns nicht selten die edelsten Entschliessungen ablocken.

Ich bitte und ermuntre die bisherigen Mitarbeiter dieses Magazins, in ihrem Kreise, in ihrem Umgange und ihren Verhältnissen auf die Mittel aufmerksam zu seyn, wodurch Menschen von verjährten Fehlern des Herzens zurückkamen, oder auch davor bewahrt wurden, und jede ihrer Beobachtungen und Entdeckungen wird gewiß den Lesern der Erfahrungsseelenkunde äußerst willkommen seyn.

P.

Zur
Seelenzeichenkunde.

Fragmente aus dem Tagebuch eines Beobachters Seinselbst.

Die Furcht, lieber alles in der Welt als eitel, schmeichlerisch und heuchlerisch zu scheinen, hat mich von unzähligen, wenigstens gesetzmäßigen (wenn auch nicht der Quelle nach tugendhaften) Handlungen, besonders solchen, die an Großmuth gränzen, zurückgehalten. Denn der mögliche Gedanke andrer, ich wolle besser scheinen, als ich sey, war mir unerträglich; lieber wollte ich in der behaglichen Mittelmäßigkeit bleiben. Aber ist nicht eben diese Furcht ein Beweis von einer raffinirten Eitelkeit, und daß ich eben deswegen den Schein derselben haßte, weil ich wirklich eitel war? Zugleich ist's aber auch ein Beweis, daß ich mit ziemlicher Kälte viel über einen Entschluß zu denken pflegte, und über dem Denken die Wärme zum Handeln verlor.

Bei Anton Reisers Bemerkung (Th. 3. S. 176): „Mystik und Metaphysik treffen in so fern wirk-

wirklich zusammen, als jene oft eben das vermittelst der Einbildungskraft zufälligerweise herausgebracht hat, was in dieser ein Werk der nachdenkenden Vernunft ist," fielen mir Kants Träume eines Geistersehers ein, in Beziehung auf seine jetzigen Schriften. Kant realisirt jetzt durch ernste, kalte Philosophie seine Phantasieen und Träume; welches um so begreiflicher ist, da in jenem Buche doch ein Philosoph phantasirt hat, und diese sollen ja wohl öfters im Traume besser als im Wachen räsonniren. Vielleicht wahrer, inniger, origineller! Ob ich gleich kein Philosoph bin, so hab' ich doch oft die erhabensten, größten und befriedigendsten Blicke und Uebersichten im Schlafe — vielleicht sind sie aber nur alsdann im Verhältniß zu der schwächern und mattern Denkkraft größer, erhabner und befriedigender: denn dasjenige, dessen ich mich am Morgen noch deutlich davon erinnere, hat doch bei weitem diesen Werth nicht, den ich am Abend vorher zu fühlen glaubte, vielleicht weil ich früh mehr als Abends verlangte.

Beobachtungen über meinen Charakter: Wenig feine Empfindungen — wenig Rührung — intensiv und extensiv schwache Phantasie — schweres Denken; mühsames Schreiben — abstractes und subtiles Denken, zuweilen Spitzfindigkeit — Unglaube und Zweifelsucht — Kälte, langsame Prüfung, Furcht vor Uebereilung und Schwärmerei;

rei; beinahe Aergerlichkeit über den, mit dem ich nicht sympathisiren kann. — Achtung für's Gute, so fern es recht und erhaben ist. — Gewohnheit, das Mangelhafte, die Schranken des Guten und Bösen zu bemerken. — Mäßigung in der Liebe und im Abscheu, Billigkeit, affectfreies Urtheil — Gewohnheit, Unähnlichkeiten schnell zu bemerken, Scharfsinn. — Unterlassungssünden aus Mangel an Eifer. Diese halte ich meist für schlimmer, als Begehungssünden aus Stolz und gröberer Sinnlichkeit. — Uebergewicht der vorstellenden Kräfte. — Hang zur Sonderbarkeit. — Langsamer Wechsel der Vorstellungen. — Festigkeit einmal befestigter Neigungen und Gewohnheiten, weil solche Lagen der Vorstellungen, worin Neigungen anfangen, selten sind, also leichter vorhandne fordauern, als neue entstehen. — Absondrung des Denkens vom Empfinden und Handeln. — Feste Freundschaft. Wenn auch äussere Ursachen Trennung veranlassen, und die Empfindung geschwächt ist, so ist doch die innerste verborgne Neigung kaum zu erschüttern. — Wenig Eitelkeit, viel Stolz — Lebhafte Aeusserung und Gefühl eigner Mängel; Verbergung des Guten; eine gewisse Scham, gut zu scheinen, und Empfindungen, Eifer mit Worten zu zeigen, die Beifall erhalten könnten. — Schwierigkeit, sich jedesmal in die gehörige Stimmung zu versetzen. — Schwäche des Triebs, andern zu gefallen, in gewissen Stücken. —

Ich denke mehr in Gesellschaft, und fühle mehr in der Einsamkeit. Der abwesende Freund ist mir mehrentheils wichtiger und interessanter, meine Empfindungen für ihn zärter, zuweilen gar enthusiastisch, als der Freund, mit dem ich eben spreche. Es ist, als wenn mich etwas gewaltsam zurückzöge, wenn ich Freundschaftsgefühle in Worten ergiessen will; ich fürchte, zu wenig zu sagen, und doch vielleicht dem Freunde mehr sagen zu scheinen, als ich empfand. Will ich's doch, so erkaltet mit den Worten die Empfindung. Eine verworrne Empfindung von Schaam unterdrückt den Ausbruch von Gefühlen für's Gute, wo ein Zeuge dabei ist, und diese Scham schwächt auch so lange die Empfindung selbst. In erwachsnen Jahren hab' ich auch vielleicht nie aus eigner Rührung oder Mitleid in andrer Gegenwart geweint, selbst da, wo ich mit dem innersten Gefühl den Gedanken verband, daß vielleicht eine Thräne des Mitgefühls Trost für den geliebten Leidenden seyn würde. Kaum war ich allein, so ergoß sich das volle Herz in einen Strom von Thränen.

Die männlichen Eigenschaften des Geistes zogen mich immer am stärksten an. Standhaftigkeit, Festigkeit, Duldsamkeit und Muth waren mir sehr bald die verehrungswürdigsten Eigenschaften eines Mannes, und ich dachte mir immer künftige Lagen meines erwachsnen Alters, wo ich diese auf eine

recht

recht auszeichnende und glänzende Art ausüben und zeigen wollte; doch lag mir an dem Fecisse beinahe mehr. Der Umgang mit kleinen Kindern war mir mehrentheils zu fad, und ein Erwachsner, der mich in eine ernsthafte Unterredung zog, erwarb sich dadurch meine ganze Zuneigung. Jede eigentlich kindische Behandlung, die manchmal captatio benevolentiae seyn sollte, würkte grade das Gegentheil; ich fühlte mich gedemüthigt. Es war mir fast immer ärgerlich, wenn ich aus der Gesellschaft der Erwachsnen unter die Kinder verwiesen wurde.

Wie kommt's, daß mich in Wissenschaften, die ich eigentlich studire, nicht bloß im Vorbeigehn ansehe, beinahe nichts, was ich gearbeitet vorfinde, nur zur Hälfte befriedigt, daß mir's, wenn's Andre noch so gut finden, doch das Rechte nicht ist, und ich immer eine — oft nur dunkle, aber äusserst lebhafte — Ahndung von etwas Besserm fühle, die mir den Genuß dessen, was da ist, zur Hälfte verdirbt, und macht, daß ich's auch nicht so fortpflanze und brauche, wie es wohl gut wäre. Wo es dann geschehen muß, weil ich nichts Beßres weiß und habe, da geschieht's doch mit Widerwillen und Unlust, deren unzeitigen Ausbruch ich oft gewaltsam hemmen muß. Ist das Seelenkrankheit, oder was sonst?

An

An dem Mangel an Wärme und Enthusiasmus für's Gute, besonders für's Moralische, ist mein Hang zum Speculiren, zum Auflösen und Zergliedern, zum allgemeinen, abgezognen Denken, vornehmlich schuld. Gespaltne Strahlen wärmen minder als vereinte, und gespaltne Gedanken können das Herz nicht erwärmen, und ein kühles Herz kann nur aus Eitelkeit Eifer heuchlen. Ich finde immer Bedenklichkeiten gegen die Reinheit und den ächten Gehalt des Guten, und kann mich nicht schnell und feurig dafür interessiren. Ich finde es oft verdächtig, wenn auch das Herz zu wallen anfängt, diesen Aufwallungen mich preiß zu geben; besonders hält mich aber die Erinnerung an etwas zurück, das sich meiner öftern Bemerkung dargeboten hat. Ich meine dieses, daß wir öfters, um das glänzende Gute zu thun, einen Theil der Erfüllung unsrer stillen, eingeschränkten, nahen, aber deshalb nicht unheiligen Pflichten aufzuopfern pflegen. Ich bin eingeschränkt, und fühle es, daß ich's bin, und will nicht weiter würken, als ich kann. Es ist auch eine Art von Aufopferung, und die unedelste Art derselben wohl nicht, auf große Tugenden Verzicht zu thun, um die kleinern zu behaupten, und es ist eine Art von geistiger Enthaltsamkeit, die mir so wichtig scheint, als die körperliche nur immer seyn mag, welche darin besteht, seiner Sittlichkeit keinen höhern Schwung geben zu wollen, als man, ohne Schwindel und gefährlichen Fall zu befürchten, jetzt

eben

eben aushalten kann. Auch der Trieb nach Erhöhung seiner edelsten Vollkommenheit, das heißt, der sittlichen, kann durch Ausschweifung und Ueberschnellung seinen eignen Endzweck aufhalten und hindern. — Der andre Hauptgrund meiner Kälte bei Veranlassungen, wo ich hätte warm seyn sollen, ist der Mangel an Biegsamkeit und Geschmeidigkeit meines Charakters, die mühsame und schleppende Umschmelzung der Gestalt und des Tons meiner Vorstellungen. Ich bin eben in andre Gedanken vertieft, in fremdartige Betrachtungen und Gefühle hineingezogen, die meine ganze Vorstellungskraft noch beschäftigen und fesseln. Nun kann nichts tiefe Eindrücke auf meine Seele machen, alles Heterogene wird abgestoßen, oder in meinen vorigen Gedankenkreis hineingezogen, wo es nun ganz anders aussieht, und ganz etwas anders würkt, als wenn außer dieser und in einer ganz andern Verbindung es mir sich darstellte. Am kältsten werde ich, wo die Begriffe des andern, mit dem ich eben zu thun habe, mir zu idealisch, seine Foderungen übertrieben, der Eifer schwärmerisch und von keiner allseitigen Vorstellung der Sache, wie sie in der wirklichen Welt ist und seyn kann, begleitet zu seyn scheint.

M.

Belag zur Geschichte der Ahndungen.

Die Ahndungsgeschichte, welche Herr Bartels in seinen Briefen über Calabrien und Sicilien *) S. 408. ff. erzählt, verdient sehr, in Ihrem Magazin zur Erfahrungsseelenkunde aufbewahrt und psychologisch beleuchtet zu werden; ob das Phänomen gleich selbst nicht so unerklärbar seyn mag, als Herr Bartels glaubt. Hier ist die ganze Stelle:

„Es scheint, es liegen noch Kräfte in den Menschen, bis zu deren Entstehungsquelle bis jetzt das Auge des scharfsinnigsten Psychologen nicht hat dringen können, und unter diese gehört das Vermögen der Vorahndung oder der Vorempfindung zufälliger künftiger Dinge, bei nicht erhitzter Einbildungskraft. Alle die Hokus Pokus der Somnambuleurs und ihrer Lehrer lassen sich bis jetzt noch wohl, so viel ich glaube, durch Erhitzung der Einbildungskraft, Anstrengung der geschwächten Nerven, und Reiz des Zeugungstriebes, hervorgebracht gedenken; — aber daß

*) Göttingen. 1787. 8. 1ster Theil.

daß eine Frau alle die Schrecken des Erdbebens im Schlaf voraussah, und sie anzeigte, ihre Phantasie nicht erhitzt war, wie sie dies that, man auch gar nicht weiß, wie durch Ideenassociation die Vorstellungen grade jetzt in ihr erregt werden konnten, und sie doch alles vorher sah, und vorher verkündigte, das bleibt mir ein unerklärliches Phänomen. Sonderbar aber ist's, daß der größte Theil ähnlicher Entdeckungen fast immer an Weibern gemacht wird, oder es fast immer alte abgelebte Menschen, oder von zerrüttetem Nervensystem sind, bei denen wir diese Kräfte bemerken. Komme diese Kraft woher sie wolle, folgende Geschichte ist unläugbar wahr. (Ich habe verschiedene Zeugen davon gesprochen, und die Erzählung steht selbst ungefähr eben so in der Beschreibung des Erdbebens von der Akademie). Donna Lukrezia Ruffo, eine siebenzigjährige Frau, sah im Schlaf eine Nacht zuvor alle Schrecken des Erdbebens (1783), und ward dadurch so erschüttert, daß sie mit einem heftigen Klaggeschrei erwachte. Ihre Familie, aus dem Schlaf gestört, eilte furchtvoll zu ihr hin, und wie sie ihr die Ursache erzählte, und besonders eine genaue Beschreibung von der Seerevolution gab, ward sie verlacht. Ihr Schwiegersohn war hernach einer von denen, der sehr vom Meere gemißhandelt, verschlungen und wieder ausgeworfen ward, dann sich in eine Menge Netze verwickelte, und beinah so auf die traurigste Art erstickte." So weit der Reisebeschreiber.

Wenn

Wenn auch die Sache, wie sie hier erzählt wird, buchstäblich wahr seyn sollte (so leicht auch sonst den Reisebeschreibern etwas Wunderbares und Seltsames aufgebunden wird, — wovon fast alle Reisebeschreibungen die deutlichsten Beweise enthalten): so scheint sie doch für die Ahndungen nichts zu beweisen. Wer weiß denn erstlich gewiß, daß die Frau von aller erhitzten Einbildungskraft frei war, als sie den Traum hatte? Wer weiß, welche Bilder, Beschreibungen und Erzählungen von vergangenen Erdbeben ihr grade damals vorschwebten, als sie einschlief? In einem Lande, wo dergleichen schreckliche Naturphänomene öfter vorfallen, wo man die Kinder schon von Jugend auf mit Erzählung derselben unterhält, — ist's ja wohl nichts unnatürliches, von einem Erdbeben zu träumen. Die Frau war ohnedas alt; folglich sehr wahrscheinlich von einer ängstlichen und furchtsamen Gemüthsart, und von schwachen Nerven; — wie viele alte Weiber mögen dort von Erdbeben träumen! Also in dem Traum selbst liegt nichts ungewöhnliches, nichts unerklärbares. — Aber sie sah alle Schrecken des nachher erfolgten Erdbebens vorher? — Wenn sie einmal von einem Erdbeben träumte, so war es wieder sehr natürlich, daß ihr die Phantasie die Schrecken desselben vormalte; — sie sah vermöge dieser Phantasie Häuser umstürzen, Feuer aus der Erde hervorbrechen, die See in heftige Bewegung gerathen, und was sich sonst bei einem Erdbeben

schreckliches zutragen könnte. Alles dies waren natürliche Folgen einer einmal durch die Einbildungskraft entstandenen Ideenassociation, die man hier freilich, so wie überhaupt die Folge der Traumideen bei den meisten Menschen, nicht bestimmt angeben kann, weil die Seele im Schlaf über sich selbst zu reflectiren nicht sehr aufgelegt ist. — Aber sie sahe die Schrecken dieses wirklichen Erdbebens vorher? Hier entsteht nun die große Frage, die uns der Verfasser nicht beantwortet, ob sie die Schrecken des geträumten Erdbebens nur überhaupt, oder nach allen einzelnen Umständen so genau beschrieben habe, daß man die Erfüllung des Traums selbst im Detail nicht läugnen konnte. Jene Beschreibung überhaupt würde nichts beweisen; denn alle Erdbeben haben ja wohl in Absicht des mit sich führenden Schrecklichen eine Aehnlichkeit mit einander, — ja selbst bei einer genauern Erfüllung einzelner geträumter Umstände, die hernach beim Erdbeben wirklich vorfielen, konnte sich vieles noch durch einen bloßen Zufall ereignen, — vieles konnte das alte Weib auch hinterher geträumt zu haben glauben, was sie nicht geträumt hatte, wie gemeiniglich zur Erfüllung eines bedeutenden Traums so manches hinterher zugesetzt wird, um dem Dinge so recht den Anschein einer Ahndung zu geben.

Das, was bei der angeführten Erzählung am auffallendsten ist, besteht darin, daß die Donna

Ruffo grade die Nacht vorher von dem Erdbeben träumte. Allein, sollte man hiervon nicht lieber einen physischen Grund, als gewisse geheime Kräfte der Seele anzugeben suchen, die doch, so lange wir die denkende Substanz des Menschen nicht genauer kennen, — nichts als eine Hypothese bleiben werden, die durch die Neigung der Menschen zum Wunderbaren ihre vornehmste Stärke erhält. Wenn die Idee von einem Erdbeben in der Seele der siebenzigjährigen Frau entstand: so konnte die Veranlassung dazu aus einem physischen Vorgefühl von jener schrecklichen Revolution entstehn, welches sich mehrere Tage vorher nicht nur bei Menschen, sondern sogar bei Thieren zu äussern pflegt, wie ich aus mehrern Erzählungen von gebornen Italiänern und glaubwürdigen Männern weiß, die jenes ängstliche Vorgefühl wirklich empfunden haben. Nach der Erzählung dieser Männer fühlen viele Menschen vor einem bald entstehenden Erdbeben eine innere Bangigkeit, eine Mattigkeit in ihren Gliedern, ein schweres Athmen, welches wohl von der Veränderungen der Luft abhängen mag, die vor jedem Erdbeben hergehn soll. Herr Bartels läugnet, daß wenigstens beim leztern Erdbeben die Menschen nichts davon vorher empfunden hätten; — aber wie leicht konnten selbst die Vorzeichen an Thieren einen ängstlichen Traum über eine nahe bevorstehende Erdrevolution hervorbringen, und die Veranlassung zu der Ideenassociation bei der Donna Ruffo

werden,

werden, die sich der Verfasser nicht erklären kann, da sie doch sehr natürlich in jenen Vorzeichen liegen konnte.

Nachdem er die Lufterscheinungen, die der Aberglaube in dortigen Gegenden für Vorzeichen halten wollte, als solche geläugnet hat, fährt er so fort: „Merkwürdiger sind unstreitig die Vorempfindungen, die sich an lebenden Geschöpfen zeigten. Nur der Mensch blieb von diesen Vorgefühlen frei; — (aber alle, und ein jeder? — wer kann das bestimmen?) weder auf seinen Körper, noch auf die Heiterkeit seines Geistes hatte es den geringsten Einfluß; seine Empfindungsnerven wurden durch das, was in den Thieren die quälendste Unruhe veranlaßte, nicht gerührt; ein Beweis, wie weit schärfer das Perceptionsvermögen durch den äussern Sinn bei den Thieren als bei den Menschen ist. Aber auch bei den Thieren selbst nahm man hier eine große Verschiedenheit wahr. Bei einigen äusserte es sich früher, schneller und heftiger, bei andern später, langsamer und gelinder. Diese Begebenheiten sind zu sonderbar, als daß ich Ihnen nicht das, was ich davon zuverlässig weiß, mittheilen sollte. Die Fische im Meer schienen kurze Zeit vorher, und während der ganzen traurigen Periode, wie in einem Taumel zu leben, eilten unruhig im Wasser, häufiger als sonst, in die Netze der Fischer, und büßten ihre Vorempfindung durch einen frühen Tod.

Die Vögel in der Luft durchkreuzten, wie von irgend einer Furcht gejagt, schreiend die Luft, und auch sie schienen weniger schlau, den Fallstrikken der Menschen entgehn zu können: eben die Unruhe bemerkte man an Gänsen, Tauben, Hünern u. s. w. Unter den vierfüßigen Thieren schienen Hunde und Esel die zu seyn, auf die dies Vorgefühl am frühesten und heftigsten würkte; sie liefen mit wildem starren Blick furchtsam umher, und füllten mit schrecklichem Geheul und Geschrei die Luft. Pferde, Ochsen, Maulesel und andre ähnliche Thiere zitterten vorher am ganzen Körper, stampften wiehernd und brüllend den Boden, spitzten die Ohren, und ihr Auge rollte starr und argwöhnisch umher. In dem schrecklichen Moment selbst stemmten sie die Beine auf dem Boden von einander, damit sie sich vor dem Fall sicherten, und doch wurden sie oft niedergestürzt. Einige suchten kurz vorher vergeblich zu fliehen, wurden aber von dem Toben der Erde erreicht, und blieben unbeweglich stehn. Die Schweine schienen am wenigsten dies Vorgefühl zu äussern; aber die Katzen, obgleich später, als die Esel und Hunde, doch sehr heftig. Sie krümmten sich, ihr Haar fing an starr wie Borsten empor zu stehn, ihre Augen wurden blutig und wäßrig, und sie stellten ein schreckliches Klaggeschrei an.

Daß übrigens obige Ahndungsgeschichte der Donna Ruffo durch Zeugen bestätigt wird, die

der Verfasser darüber gesprochen haben will, thut zur Verificirung einer wirklichen Ahndung nichts. Waren jene Zeugen aufgeklärte Leute, liessen sie sich nicht hintergehn, waren sie nicht schon für die Ahndungsgeschichte eingenommen, und hatten sie das Ding mit philosophischer Aufmerksamkeit geprüft? Die Menschen werden nur zu leicht betrogen, wenn es auf Wundererzählungen ankommt, und der scharfsinnigste Kopf muß grade alsdann selbst sehr auf seiner Hut seyn. Die Akademie zu Neapel hat die nämliche Geschichte erzählt, und fast eben so, wie der Verfasser; aber — wie oft haben sich die hochlöblichen Akademieen täuschen lassen!

Ich merke noch geflissentlich die Stelle aus des Verfassers Briefen an, daß nämlich dergleichen Phänomene fast immer an Weibern, an abgelebten und nervenkranken Personen jene Vorhersehungskräfte bemerkt werden sollen. Ich glaube aber, daß uns auch nichts als diese Bemerkung selbst gegen diese Kräfte mißtrauischer machen sollte. Die weibliche Phantasie ist, nach dem Zeugniß aller Psychologen und aller Zeiten, der größten Ausschweifungen fähig. Die Schwärmerei jeder Art hat immer in der Seele des andern Geschlechts eine freundliche Aufnahme gefunden, und die Geisterseherei, Traumdeuterei, Ahndungswuth, Vorherwisserei wird nie aussterben, so lange es Weiber giebt. — Abgelebte Personen sind schon darum

nicht mehr gültige Zeugen ihrer schwärmerischen Aussagen, von gewissen an sich bemerkten sonderbaren Phänomenen, weil sie oft die Schwäche des Geistes an richtigen Untersuchungen hindert, weil das Alter sehr abergläubig, furchtsam und leichtgläubig ist, und weil sein Hang zum Wunderbaren die Phantasie so leicht auf Abwege bringt. Nervenschwache Menschen endlich —— sollen die die Gefäße jener geheimen Kräfte der menschlichen Seele seyn? — O welche erbärmliche Maschinen hätte dann die Natur zur Darstellung ihrer Geheimnisse gewählt, und wie wenig könnte die Vernunft solchen Kräften trauen, die erst durch eine Erschlaftheit der Menschennatur sichtbar werden könnten.

Unterdessen scheinen unsre aufgeklärten Zeiten in der That jenen sonderbaren unpsychologischen Satz allgemein machen zu wollen, daß die Größe und Erhabenheit der Menschennatur erst durch gewisse vorhergegangene Erschlaffungen der Vernunft sichtbar werden können, und daß, um die Vollkommenheit derselben kennen zu lernen, allerlei ungewöhnliche Krisen der Empfindung vorhergehn müßten. Diesen Irrwahn haben nicht bloß die Bremischen Geschichten einer sonderbaren Gattung des neumodischen Wahnwitzes befördert, sondern es sind mehrere Umstände zusammengekommen, selbst von Seiten der religiösen Schwärmerei, um jenen Unsinn gültig zu machen. Eine natürliche Folge unsrer

neuen

neuen schwärmerischen Religionsbegriffe, die alles auf bloße Emfindungen reduciren wollen, und eben dadurch jedem schwachen Kopfe Gelegenheit geben, sich den Gesetzen eines vernünftigen Nachdenkens über religiöse Gegenstände zu entziehn, und seiner verworrenen Einbildungskraft, das, was das Größte, Erhabenste und Heiligste an dem Menschen ist, — seine gesunde Vernunft aufzuopfern.

Fortsetzung des Lebens des H. Cardans.

„Als ich mehr zum Knaben heranwuchs, und sich obige Erscheinungen verloren hatten, so traten zwei andre an ihre Stelle, die hernach beständig blieben, und noch jetzt vorhanden sind, obgleich, nachdem ich meine Probleme geschrieben, und meinen Freunden bekannt gemacht hatte, eine jener Erscheinungen bisweilen aufhörte. Die eine besteht darin, daß ich, so oft ich die Augen gen Himmel richte, den Mond sehe; die andre sonderbare Eigenschaft ist die (welche ich zufällig bemerkt habe), daß, wenn ich dazwischen komme, wenn sich Leute streiten, kein Blut vergossen, auch keiner verwundet wird. Ich habe mich daher mit Vorbedacht zwischen Zänker und Aufrührer gemischt, und es ist niemals einer dann verwundet worden. Wenn ich in Gesellschaft mit Jägern war, so habe ich sogar bemerkt, daß das Wild weder durch Spiesse, noch durch Hunde verwundet wurde, und ich habe mich hierin nie getäuscht; so daß, als ich einstmals den Fürsten Miglovani auf die Jagd begleitete, und ein Haase gefangen wurde, den man den Zähnen der Hunde entriß, derselbe ganz unbeschädigt war, worüber alle erstaunten. Bloß bei freiwilligen Abzapfungen des Bluts, und bei Hinrichtung öffentlicher Ver-

Verbrecher äussert sich jene sonderbare Eigenschaft meiner Natur nicht." —

„Etwas anders ganz sonderbares in meinem Leben ist auch das, daß ich dann aus meinen traurigen Lagen herauskam, wenn gar keine Hülfe mehr da zu seyn schien. Und ob dies gleich ganz natürlich zuging, so machte doch die Art und Weise, daß es häufig, ja beständig so kam, daß man es übernatürlich nennen mögte." — (Eben so, ob gleich das obige Gesicht mit dem Hahn natürlich zuging, so war es doch wunderbar, daß das nämliche Gesicht so und auf die nämliche Art wiederkam.) *)

Ich will noch zwei Beispiele erzählen, wie ich auf einmal durch eine besondre Leitung des Himmels aus meiner traurigen Lage herausgerissen wurde. Es war 1543 im Sommer, um welche Zeit ich täglich gewohnt war, das Haus des Ant. Vicomerati, eines Patriciers unsrer Stadt, zu besuchen, und daselbst den ganzen Tag hindurch Schach zu spielen.

*) Ein lebhaftes Bild der Imagination, das sich durch irgend einen Umstand tief der Seele eingedrückt hat, pflegt im Wachen sowohl als im Schlafen augenblicklich wieder zu erscheinen, daher das öftere Träumen von dem Hahn, da die Idee ohnedas mit einer innern Furcht verbunden war, sehr natürlich zuging. P.

Wir spielten um ein bis vier Realen jedes Spiel, so daß ich, da ich zu siegen gewohnt war, fast jeden Tag ein Goldstück, bald auch mehr, bald weniger mit wegtrug. Der Mann gab sein Geld gern, und ich hatte einen doppelten Gewinn, mein Gold und meinen Sieg im Schachspiel. Ich kam aber dadurch so herunter, daß ich schon über zwei Jahre weder auf meine Künste, noch auf meinen Verdienst, noch auf meinen Ruf und die Studien Rücksicht genommen hatte. Eines Tags, gegen Ende des Augusts, nahm mich der Mann, entweder weil sein öftres Verlieren im Spiel ihn zu gereuen anfing, oder weil er sahe, daß ich von meinem Vorsatz auf keine Art abgebracht werden konnte, vor, und zwang mich zu schwören, daß ich niemals des Spiels wegen wiederkommen wollte. Ich schwur bei allen Göttern, und von diesem Tage an legte ich mich ganz auf die Studien."

(Ein andermal nöthigt ihn der Einsturz seines Hauses sein Vaterland zu verlassen.)

„Ich will noch ein Beispiel, obgleich von einer etwas andern Art, erzählen. Ich lag eben an einem Brustgeschwür krank, woran ich schon oft bis zur Verzweiflung gelitten hatte, und las in den Collectaneen meines Vaters, wenn jemand des Morgens früh um acht Uhr den 1sten April die Mutter Maria mit gebeugtem Knie und dem Vater Unser

und

und mit dem englischen Gruß die heil. Jungfrau anriefe, daß sie bei ihrem Sohn um eine erlaubte Sache eine Fürbitte einlegen mögte, man seine Bitte erfüllt sehn würde. Ich bemerkte den Tag und die Stunde, verrichtete mein Gebet, und wurde noch in dem nämlichen Jahre kurirt. Lange Zeit drauf wurde ich auch auf die nämliche Art vom Podagra kurirt; ob ich mich hierbei auch gleich der Arzneikunst bediente."

„Nun will ich auch noch vier sehr sonderbare Phänomene in Absicht meines ältesten Sohns anführen, davon sich das eine an seinem Tauftage, das andre in seinem letzten Lebenjahre, das dritte in der Stunde, als er sein Verbrechen, warum er hingerichtet wurde, bekannte, das vierte vom ersten Tage seiner Gefangenschaft an, bis an seinen Todestag, ereignet hat."

Man höre folgende abergläubige Grillen eines Mannes, der übrigens als ein so großer Kopf, als ein Prodigium der Gelehrsamkeit bekannt ist. —

„Mein ältester Sohn war 1534 gebohren. Als er getauft war, schien die Sonne sehr hell in's Zimmer, — um die fünfte und sechste Stunde des Tages. Alle waren nach der Gewohnheit bei der Wöchnerinn gegenwärtig, das Kind und die Wärterinn ausgenommen. Der Vorhang war vom Fenster

weg-

weggenommen, und hing an der Wand, als auf einmal eine große Horniß hereinkam. Sie umflatterte das Kind, alle Anwesende fürchteten sich, sie that aber keinem etwas, sondern flog mit einem so heftigen Geräusch gegen den Vorhang, als wenn eine Trommel geschlagen würde. Wir liefen hinzu; fanden nichts, und doch hatte sie auch nicht hinauskommen können, da wir sie genau mit unsern Augen verfolgten. Alle prophezeihten daraus nichts Gutes; aber keiner muthmaßte doch einen so traurigen Tod des Kindes."

„In dem Jahre, als mein Sohn umgebracht wurde, schenkte ich ihm ein neues seidenes Kleid, wie es die Aerzte zu tragen pflegen. Mit diesem Kleide ging er eines Sonntags vor das Thor, wo sich ein Fleischer aufhielt. Eins seiner Schweine sprang aus dem Kothe auf, rannte auf meinen Sohn zu, und beschmuzte ihn so abscheulich, daß die Fleischer und Nachbarn mit Spiessen das Schwein wegzutreiben suchten, bis mein Sohn sich endlich selbst durch die Flucht von ihm befreite. Wider seine Gewohnheit kam er sehr betrübt zu mir, erzählte alles, und fragte: was das Ding zu bedeuten hätte? Ich antwortete ihm: er mögte sich in Acht nehmen, daß, da er ein so schweinisches Leben führe, er nicht auch einmal ein solches Ende nehme! — ob er gleich, sein Würfelspielen und seine Unmäßigkeit im Essen und Trinken ausgenommen, der beßte Junge war, und ein schuldloses Leben führte.

„Es war im Hornung, und der Anfang des nächstfolgenden Jahrs, als ich mich zu Pavia aufhielt, und dort Collegia las, als ich von ungefähr meine Hand besah, und unten an meinem rechten Goldfinger das Bild eines blutigen Schwerdtes erblickte. Ich gerieth in ein plötzliches Schrecken. Den nämlichen Abend kam ein Bote zu Fuß mit Briefen von meinem Schwiegersohn, worin er mir meldete, daß mein Sohn gefangen sey, und daß ich nach Mailand kommen mögte. Von diesem Tage an ließ sich dieses Zeiches dreiundfunfzig Tage lang sehen, es stieg immer höher. Am letzten Tage war es bis zur obersten Fingerspitze hinaufgerückt, und sah flammend blutroth aus. Ich, ob ich gleich nicht so etwas vermuthete, war vor Schrecken doch ganz ausser mir, wußte nicht, was ich sagen oder denken sollte, — um Mitternacht wurde mein Sohn mit einem Schwerdte hingerichtet, den Morgen drauf war das Zeichen auf meinem Finger fast ganz verschwunden, den Tag drauf war nichts mehr davon zu sehn.“

„Beinahe zwanzig Tage vorher, als er gefangen saß, studirte ich in meiner Bibliothek, und hörte eine Stimme, als wenn jemand etwas Bejammernswürdiges bekannte, das bald ein Ende nehmen sollte; es war, als wenn mir das Herz geöffnet, zerfleischt und aus dem Leibe gerissen würde. Wüthend sprang ich auf, lief in den Hof, fand da Leute, von denen

nen ich das Haus gemiethet hätte, und schriee laut aus (indem ich wohl wußte, wie sehr ich meinem Sohn helfen konnte, wenn er sein Verbrechen nicht eingestehn, oder gar daran unschuldig seyn würde,): „Ach! weil er sich des Todes seiner Frau bewußt ist, und ihn nun bekannt hat, so wird er zum Tode verdammt und mit dem Beil hingerichtet werden.“ Ich kleidete mich sogleich an und ging auf den Markt, wo ich meinen Schwiegersohn sehr traurig fand. Wo wollen Sie hin? fragt' er. Ich besorge, war meine Antwort, daß mein Sohn alles bekannt hat. So ist's, erwiederte er, er hat eben alles bekannt; ich hatte jemand ausgeschickt, der horchen sollte, und dieser hat mir den ganzen Verlauf der Sache erzählt.“

„Zu andern Eigenheiten meiner Natur gehört auch die, daß mein Fleisch bisweilen wie Schwefel und Weihrauch riecht.“

„Auch dies war sonderbar an mir, daß ich, da frei von Sorgen war, selbst mit Beihülfe meiner Lehrer, weder den Archimedes noch Ptolomäus verstehn konnte; im hohen Alter hingegen, dreissig Jahre darnach, von Geschäften umringt, von Sorgen gehindert, hab' ich beide, ohne andre Beihülfe, deutlich verstehn können.“

Es wird selten ein großer Mann ohne einen kleinen Aberglauben irgend einer Art gefunden werden.

den. Die Aufgeklärtheit der Vernunft, der Scharfsinn des Geistes schützt nicht immer vor allerlei Vorurtheilen, die man entweder schon in der Jugend eingesogen hat, oder in spätern Jahren aus einer gewissen Anhänglichkeit an dem Wunderbaren anzunehmen pflegt, sonderlich wenn sich Privatneigungen bei Annahme jener Vorurtheile mit in's Spiel mischen. Jeder große Kopf scheint irgend eine Stelle an sich zu haben, die man nicht stark berühren darf, ohne sehr deutliche Vernunftblößen, ich will nicht sagen, ohne eine kleine Tinktur von Wahnsinn zu bemerken. Die menschliche Seele hat gleichsam ihre Fächer; — mehrere können mit den vortreflichsten Kenntnissen und mit einer lichtvollen Helle der Vernunft angefüllt seyn; aber ein einziges kann dem Ungeachtet Unsinn enthalten. Daher das unbegreifliche Eclipsiren so vieler vortreflichen Köpfe, daher das unbegreifliche Ankleben derselben an gewissen, sonderlich Religionsirrthümern, daher ihr Scharfsinn in andern Fächern, z. B. in der Mathematik, und ihr blinder Glaube an theologische Wahrheiten, die der Vernunft schnurgrade entgegen stehn.

Cardan *) vereinigte in seinem Kopfe eine ungeheure Masse gelehrter Kenntnisse. Lessing schätzte ihn

*) Leibnitz sagt von ihm: Qui étoit affectivement un grand homme avec tout ses défauts, & auroit été incomparable sans ces défauts. E. Théodicée pag. 435.

ihn erstaunlich hoch, und seine Schriften verrathen oft eine durchdachte Philosophie, die man in damaligen Zeiten nicht hätte erwarten sollen. Aber bei seinen vortreflichsten Gedanken, sonderlich in der praktischen Philosophie, bei seiner großen Menschenkenntniß, bei seiner reifen Lectüre der Alten sieht man dem ungeachtet immer einen Schwärmer, der sich Dinge erträumte, die nicht waren, und die doch in seinen Augen sonnenklare Wahrheiten zu seyn schienen. Seine Neigung zum Sonderbaren, die in tausend physischen und moralischen Stimmungen seiner Natur ihren Grund haben mogten, hielt ihm sehr oft ein falsches Glas vor, durch welches er anders als andre Menschen sah. Eine stete Aufmerksamkeit auf sich selbst, und die Würkungen seiner Phantasie, ließ ihn Wunderdinge an sich wahrnehmen, die ganz natürlich zugingen, und seine Kränklichkeit des Körpers erzeugte nach und nach in ihm eine Eigenthümlichkeit der Laune, über die er nicht mehr Herr zu werden vermogte. Zugleich lag der Grund zu seinen vielen und sonderbaren Ideen mit in den Umständen des damaligen Zeitalters, und in der Art, wie man sich damals gelehrte Kenntnisse erwarb. Wer irgend einen Ruf als Gelehrter haben wollte, mußte sich mit auf die Astrologie legen, was sonderlich im sechszehnten Jahrhundert in Italien der Fall war. Diese Wissenschaft, welche bei den meisten in eine bloße Sterndeuterei ausartete, verwirrte damals sehr viele Köpfe, und gewöhnte

sie

sie leicht an den Gedanken, zukünftige Dinge vorhersehn zu können, und lenkte auf ihre Verehrer eine ängstliche Aufmerksamkeit in Absicht der Schicksale ihres Lebens. An eine gesunde, von so vielen physischen Hypothesen gereinigte, Philosophie war überhaupt genommen noch nicht zu gedenken, der Glaube an geheime Wunderkräfte der Natur beherrschte noch alle gelehrte Köpfe, und der geheime Stolz stellte deswegen eine Menge von sonderbaren Männern damaliger Zeit auf, die an sich ausserordentliche Dinge wahrgenommen haben wollten, worunter Cardan gewiß den ersten Platz behauptet.

Es sind schon in dem Vorhergehenden eine Menge dergleichen sonderbarer Phänomene von Cardan erzählt worden. Manches Ueberflüssige, was nicht hierher gehört, hab' ich aus seiner Erzählung ausgelassen. Vielleicht dürfte die Fortsetzung seiner Lebensbeschreibung manchem Leser des Magazins noch interessanter als das vorhergehende vorkommen, indeß glaub' ich, wird doch keiner sich von ihm hinreissen lassen, seinen Träumereien Glauben beizumessen, sondern wird sein Leben immer aus dem Gesichtspunkte eines ausserordentlichen gelehrten Schwärmers betrachten.

Im 37sten Kapitel seiner Biographie fährt er fort die sonderbaren Eigenschaften, die er an sich wahrgenommen, zu erzählen, wozu denn auch seine

Träume gehören, die nach seiner Meinung sehr richtige Vorbedeutungen seiner Schicksale gewesen sind. Wie leicht konnte sich Cardan eine Erfüllung derselben erträumen, da ihm unzählige Unglücksfälle Gelegenheit gaben, sie auf gewisse vorhergehabte Traumbilder zu appliciren!

„Um das Jahr 1534, da ich mich noch zu nichts bestimmt hatte, und meine Sachen sehr schlecht standen, sah' ich mich einst des Morgens im Traume, als ob ich am Fuße eines mir rechter Hand liegenden Berges umher lief. Zugleich erblickte ich eine ungeheure Menge Menschen von allerlei Ständen, Geschlechtern und Altern, nämlich von Weibern, Männern, Greisen, Knaben, Kindern, Armen und Reichen, die alle verschieden gekleidet waren. Ich fragte, nach welchem Ziele wir nun eigentlich alle liefen? und einer von denselben antwortete mir: zum Tode! Ich erschrack. Da ich grade den Berg zur linken Hand hatte, wand mich so, daß ich ihn zur rechten bekam, und fing an, die Weinreben, welche von der Stelle an, wo ich stand, bis in die Mitte des Berges mit dürren Zweigen, wie im Herbst, bedeckt und ohne Trauben waren, zu ergreifen und auf den Berg hinanzuklettern. Anfangs ging es sehr mühsam, da der Berg oder Hügel am Fuße ziemlich steil war; als ich aber die steile Stelle überstiegen hatte, wurde es mir vermöge der

Wein-

Weinreben leicht hinaufzusteigen. Ich kam auf den Gipfel und erblickte, indem ich begierig war, über denselben fortzuschreiten, eine Menge nackter und steiler Steinklumpen, und es fehlte nicht viel, daß ich mich nicht in die tiefe Erde warf, und in den finstern Abgrund hinabstürzte; so daß mich dieser Traum, obgleich schon funfzig Jahre verflossen sind, wenn ich daran denke, noch erschreckt und traurig macht. Ich wand mich daher zur Rechten, ging weiter, ohne daß ich vor Furcht wußte, wohin, und erblickte mich endlich im Vorhofe eines Bauerhauses, welches mit Spreu, Binsen und Schilf bedeckt war, und führte einen Knaben von ungefähr zwölf Jahren in einem aschfarbigen Kleide an meiner rechten Hand, — wo ich dann erwachte."

Nun höre man, wie Cardan sich selbst diesen Traum, der ein ganz gewöhnlicher Traum war — erklärt und auslegt. Dieser Traum deutete offenbar die Unsterblichkeit meines Namens, meine beständigen und ungeheuren Arbeiten und Mühseligkeiten, mein Gefängniß, meine große Furcht und Traurigkeit, meine harte Lage wegen der Steine, meinen fruchtlosen Zustand wegen des Mangels an Bäumen und nützlichen Kräutern, aber doch auch meiner einstweilen angenehmen, einförmigen und bessern Schicksale an. Mein Traum hat mich belehrt, daß ich einen beständigen Ruhm haben würde; denn die Weinreben bringen eine jährliche Ernde-

te. Der Knabe zeigte meinen guten Schutzgeist an, oder vielleicht auch meinen Enkel. Das Bauerhaus in der Einöde, die Hoffnung zur Ruhe. — Der Schrecken und der Abgrund, den ich erblickte, hat den Fall meines Sohns anzeigen können."

„Ein andermal träumte es mir, als ob ich vom Körper getrennt im Mondhimmel war, und mich über meinen einsamen Zustand beklagte, als ich auf einmal folgende Stimme meines Vaters vernahm: Ich bin dir von Gott zu deinem Wächter gegeben. Alles ist hier voll von Seelen, die du aber nicht siehst, so daß du weder mit mir noch mit ihnen reden kannst. Du wirst aber in diesem Himmel siebentausend Jahre bleiben, und eben so lange in den andern Planeten, bis zum achten, alsdann wirst du in's Reich Gottes eingehn! Diesen Traum hab' ich mir so ausgelegt: Die Seele meines Vaters zeigte meinen Schutzgeist, der Mond die Grammatik, Mercur die Geometrie und Arithmetik, Venus die Musik, die Weissagungsgabe und die Dichtkunst, die Sonne die Sittenlehre, Jupiter die Naturlehre, Mars die Medicin, Saturn den Ackerbau, die Kräuterkunde und die übrigen geringern Wissenschaften, der achte die Erndtelese, nämlich die Weisheit und andre Studien u. s. w. an."

Er erzählt noch einige andre Träume, die wir übergehn können. Merkwürdig ist's, mit welcher

Ueber-

Ueberzeugung, daß jenes alles auf eine wirklich wunderbare Art und auf eigenthümliche Veranlassung Gottes geschehn sey, er seine Traumerzählung schließt. „Zu meinen Verdiensten, sagt er, kann man alles dies nicht rechnen. Es sind Geschenke Gottes, der keinem etwas, am wenigsten mir, schuldig ist. Diejenigen irren sich auch gröblich, welche sich einbilden, daß jene Dinge von mir aus einer eiteln und mächtigen Ruhmbegierde, wovon ich ganz entfernt bin, ersonnen worden wären, — und warum sollte ich endlich das Gute, was ich nicht durch mich, sondern durch Gottes Gnade besitze, mit solchen Märchen und Fabeln zu verunstalten suchen?"

Im 38sten Kapitel berührt er fünf besondre Eigenschaften, durch welche er unterstützt worden ist.

„Bisher, fährt er fort, hab' ich von mir als einem Manne gesprochen, der sogar bisweilen unter andern Menschen in Absicht seiner Natur und seiner Wissenschaft stand. Nun will ich aber von meiner in der That wunderbaren Natur reden, die um soviel bewundernswürdiger ist, da in mir etwas liegt, wovon ich nicht weiß, was es ist, was nicht aus mir durch eigne Kräfte hervorgebracht wird, was meine Kräfte übersteigt, und was ich am Ende des 1526sten Jahres oder am Anfange des folgenden entdeckt habe, so daß seit

der Zeit 46 Jahre verflossen sind. Ich nehme nämlich wahr, daß etwas von aussen mit einem Geräusch, und zwar grade von der Seite in mein Ohr schallt, wo von mir gesprochen wird. Ist's etwas Gutes, so gelangt es, es mag nun von der rechten oder linken Seite herkommen, in mein rechtes Ohr, und macht ein ordentliches Geräusch; ist's etwas Böses, so ist das Geräusch tumultuarisch, und kommt grade von der Stelle her, wo die tumultuerischen Stimmen entstehn. Wenn die Sache öfters übel abläuft, so wird die Stimme, da sie auf der linken Seite geendigt werden sollte, angestrengter, und die Töne vermehren sich." Er erzählt noch mehr von dieser Gabe, fremde Stimmen zu hören, welche mit dem 1568sten Jahre verschwand; ferner behauptet er, daß er vermöge der Träume kurz bevorstehende Dinge (33 Jahre lang) habe vorhersehn können. Was er von einem gewissen Glanze sagt, der ihn gegen seine Nebenbuhler geschützt, und zu seinen Arbeiten und Geschäften auf eine angenehme Art aufgeholfen habe, ist wie so vieles, was er über seine geheimen Kräfte geschrieben hat, unverständlich, ob er gleich jenen Glanz, wo nicht für eine wirklich göttliche Sache, aber doch für ein Meisterstück der menschlichen Natur erklärt. Cardan glaubt, daß ihm jene Eigenschaften von Gott zum Troste bei seinen mannichfaltigen Leiden gegeben worden sind, und führt noch zuletzt im 38sten Kapitel an, daß auch dies ein sehr sonderbares Phänomen gewe-

sen

sen sey, daß er nie von seinem Unglück befreit worden, als bis er habe verzweifeln wollen, bis keine Hoffnung mehr für ihn dagewesen sey, und daß er dann immer in neue Abgründe hinabgestürzt sey, wenn es mit ihm gut gestanden. „Mein Leben, sagt er, glich einem Schiff mit drei Ruderbänken, daß bei den Ungewittern bald in den tiefsten Abgrund geworfen, bald auf die höchsten Wogen hinaufgeschleudert wird. O wie oft hab' ich bei mir dieses mein klägliches Schicksal beweint! — nicht nur, weil alles sehr übel ging, und alle Hoffnung verschwunden war, sondern weil ich auch meine Schicksale nicht so einrichten konnte, wie ich wollte, und keinen Ausweg zu meiner Rettung vor mir sah. — Aber nach zwei bis drei Monaten war alles ohne meine Bemühung und mein Zuthun verändert u. s. w.

Kap. 39. handelt von seiner Gelehrsamkeit.

„Ich habe die Sprachkunst, so wie auch das Griechische, Französische und Spanische nie gelernt, bin aber, ich weiß nicht wie, zur Kenntniß dieser Sprachen gelangt. (An einem andern Orte sagt er ausdrücklich, daß er die lateinische Sprache durch eine Art Wunderwerk auf einmal gelernt.) Eben so wenig hab' ich von der Rhetorik, Optik und der Wissenschaft von Gewichten verstanden, indem ich gar keinen Fleiß darauf gewandt. Die Astronomie ist mir auch unbekannt geblieben, weil sie mir

zu schwer schien, desto eifriger und bis zur Narrheit hab' ich die Musik getrieben, und mich nicht minder in der Theorie verloren Auf die Geographie, die polemische Philosophie, Moral, Jurisprudenz und Theologie hab' ich mich nicht gelegt, weil sie zu weitläuftige und von meinem Plan entfernte Wissenschaften sind, und den ganzen Fleiß eines Mannes erfoderten. Ich habe aber mich doch auch mit keiner bösen, schädlichen und eiteln Wissenschaft abgegeben, daher ich mich der Chiromantie, der Kunst Gifte zu bereiten und der Chymie, so wie auch der Physiognomie enthalten habe, weil leztere eine weitläuftige, höchst schwere Sache ist, ein starkes Gedächtniß und scharfe Sinne nöthig hat, die mir fehlen. Mit der Magie, welche sich auf Zaubereien gründet, mit Citiren der Geister oder Verstorbenen hab' ich mich auch nicht beschäftigt. Unter den lobenswürdigen Wissenschaften hab' ich vernachlässigt die Botanik, weil mir das Gedächtniß fehlte, den Ackerbau, weil man ihn mehr praktisch üben, als bloß im Kopfe haben muß; die Anatomie, wovon mich vieles abgeschreckt hat. Verse hab' ich auch nicht gemacht, ausser wenn es nöthig war, und das sehr wenige. Warum mögen mir nun so viele Wissenschaften zugeschrieben worden seyn, woran ich nicht gedacht habe, wenn man nicht meinen Ruf in der Medicin dadurch hat veringern wollen?

Pluribus intentus minor est ad singula sensus.

Auf

Auf die Astrologie, welche künftige Dinge vorherzusagen lehrt, hab' ich mich mehr, als ich gesollt, gelegt, und ihr zu meinem Unglück Glauben beigemessen. Von der natürlichen Astrologie hab' ich keinen Gebrauch gemacht, denn ich habe sie erst seit drei Jahren, nämlich in einem Alter von ungefähr 71 Jahren, erlernt.

„Die Wissenschaften, die ich aber wirklich verstanden habe, sind folgende: die Geometrie, Arithmetik, theoretische und praktische Medicin, die Dialektik, die natürliche Magie, das Schachspiel, die lateinische und andre Sprachen, theoretische Musik. Die Schiffskunst hab' ich nicht gelernt, auch nicht die Kriegs- und Baukunst. — Wenn man alle vorzügliche Wissenschaften auf sechsunddreissig rechnet: so hab' ich mich um sechsundzwanzig derselben gar nicht bekümmert, sondern nur zehn davon getrieben. Verschiedne haben mir aber eine größre Kenntniß und Erfahrung zugeschrieben, wegen der Darstellung meiner Ideen, welche durch ein tiefes und festes Nachsinnen, und die Verbindung mit mehrern richtig verstandenen Sachen unterhalten wird. — Zu der Anzahl jener zehn Wissenschaften rechne ich nun noch die Kenntniß sehr vieler Geschichten, welche, ob sie gleich keine eigentliche Wissenschaft ausmacht, doch viel zur Zierde dessen, was darin enthalten ist, gereicht. Ich muß noch dies hinzusetzen, indem ich zugleich einen jeden er-

ermahne, daß man sich eher mit wenigem als mit vielem, aber mit anhaltendem Fleiß beschäftigen müsse. Vorzüglich muß man vor allen Dingen diejenigen Kenntnisse suchen, welche dem menschlichen Geschlecht, und zuvörderst uns selbst, nützlich sind; muß zusammenhängende und wahre Prinzipien annehmen, die alten nicht aus Haß oder Ehrgeiz verlassen, sondern bald die bald jene als die besten versuchen. Ob du dich gleich berühmt zu machen oder einen Vortheil daraus zu ziehn suchst, so ist's doch besser, eine neue Wahrheit vollkommen zu bearbeiten, als tausend zu verfolgen und — nichts zu Stande zu bringen."

Das 40ste Kapitel seines Buchs handelt von seinen glücklichen Curen, die er an sehr vielen Kranken verrichtet, und deren Anzahl er auf 180 rechnet. Er betheuert, daß er auch hier nichts aus Ruhmbegierde oder mit Unwahrheit gesagt habe.

Es war der 22ste December 1557, da mir es sehr wohl zu gehn schien. Es war Mitternacht, ich hatte noch nicht einschlafen können, als ich aber einschlafen wollte, kam es mir vor, als wenn mein Bette und das ganze Schlafzimmer eine Erschütterung litte. Ich glaubte, es wär' ein Erdbeben. Endlich überfiel mich der Schlaf, und ich fragte, sobald es Tag geworden war, den Simon Sosia, der

der jeßt hier zu Rom lebt, und in einem Rollbette lag, ob er etwas gemerkt habe? Eine Erschütterung der Stube und des Bettes, war seine Antwort. Um welche Zeit? fragt' ich weiter; um sechs oder sieben Uhr, erwiederte er. Ich begab mich darauf auf den Markt, und erkundigte mich bei mehrern, ob sie in der vergangenen Nacht ein Erdbeben verspürt hätten? Keiner bejahete es. Ich ging nach Hause, und siehe! ein Bedienter kam sehr traurig zu mir gelaufen, und erzählte mir, daß Johann Baptista (mein Sohn); die Brandoria Serona, seine Geliebte, die aber äusserst arm war, zum Weibe genommen habe. Hinc dolor, hinc lachrymae! Ich gehe zu ihm, und finde, daß alles geschehn ist. — Ich hielt es für einen göttlichen Wink, welcher mir des Nachts den am vorhergehenden Abend gefaßten Entschluß meines Sohns habe entdecken wollen; denn sobald es Tag geworden war, ging ich zu meinem Sohn, eh' er das Haus verließ, und sagte ihm: (nicht bloß weil ich durch jene Erscheinung aufmerksam gemacht wurde, sondern er mir selbst sehr zerstreut vorkam,) Mein Sohn, nimm dich heute in Acht, damit du nicht ein großes Unglück stiftest. Ich weiß noch die Stelle, wo ich's ihm sagte, ich war an der Thür, weiß aber nicht, ob ich etwas von der Erschütterung hinzufügte. Nicht lange darauf fühle ich nochmals, daß das Zimmer bebt; ich fühle mit der Hand um

mich

mich her, und merke, daß mir das Herz heftig klopft; denn ich lag auf der linken Seite. Ich wandte mich um, und das Beben des Zimmers und das Herzklopfen hörte auf. Ich legte mich wieder auf die linke Seite, und beides kam wieder, daher ich denn schloß, daß eins aus dem andern entstand. Ich wußte wohl, daß das Beben der Stube und des Bettes vermöge des Herzklopfens eine natürliche Erscheinung war, ich sah' aber nicht ein, wie die erste Erschütterung entstanden seyn sollte; ich habe nur bemerkt, daß sie eine doppelte Erschütterung war, eine natürliche, welche aus dem Klopfen des Herzens entstand, und eine andre, die durch meinen Schutzgeist, vermöge des ersten, hervorgebracht wurde. —

Ein ähnlicher Zufall trug sich 1531 zu. Eine sanfte Hündinn bellte wider ihre Gewohnheit unaufhörlich fort; — die Raben saßen auf dem Dachgipfel und krächzten ungewöhnlich; — ein Knabe spaltete Holz, und es sprangen Feuerfunken heraus, — — ich heiratete plötzlich meine Frau, und seit der Zeit ist mir viel Uebels begegnet. Doch, setzt der große, aber äusserst abergläubige Mann hinzu, waren nicht alle dergleichen Dinge von einem göttlichen Einflusse. Denn als ich ungefähr dreizehn Jahr alt war, ergrif auf dem Ambrosischen Felde ein Rabe meine Rockfalte, und wollte sie nicht los

lassen,

lassen, ob ich ihn gleich mit Gewalt mit mir fortzog, und wegjagen wollte, und doch ist mir damals viele Jahre hindurch, so wie auch den Meinen, nichts Uebels begegnet.

„In meiner Jugend konnt' ich auch das, was in der Stube war, im Finstern eben so gut sehn, als wenn ich Licht gehabt hätte. Aber nicht lange nachher ist diese Fähigkeit verschwunden."

Es ist unbegreiflich, welche Kleinigkeiten der Mensch für gewisse Vorherbedeutungen halten kann, wenn einmal seine Seele an den Glauben an dergleichen Dinge gewöhnt ist. Im Februar 1565 brennt ihm das Bette zweimal an, und daraus macht er den Schluß, daß er nicht in Bononien bleiben würde. 1552 steigt eine stille Haushündinn, die zu Hause geblieben ist, auf den Tisch, und reißt seine Hefte zu öffentlichen Vorlesungen entzwei, läßt hingegen sein Buch de fato, welches näher vor ihr lag, unberührt liegen, und dies soll dann wieder ein Vorzeichen gewesen seyn, daß er am Ende des Jahrs aufgehört habe, acht Jahre lang keine öffentlichen Vorlesungen zu halten. Ein andermal löst sich die Binde auf, woran ein Smaragd an seinem Halse angehängt ist; noch ein andermal findet er, daß die Ringe, welche er an seinen Fingern trug, alle an einem einzigen sitzen, und dies hält er dann

wiederum

wiederum für Vorbedeutungen seiner Einkerkerung und Befreiung, so wie andrer Uebel, die darauf erfolgt sind.

Vornehmlich schreibt sich Cardan eine Fähigkeit zu, den Ausgang der Krankheiten auf's gewisseste vorhergesehn und bestimmt zu haben, was die eigentliche Ursache des Todes seyn würde. Er stellt darüber mit vielen kostbare Wetten an, und er gewinnt sie jedesmahl. Er führt noch ein Paar sonderbare Beispiele seiner Vorhersehungsgabe im 43ten Kapitel seines Buchs an.

Ein gewisser J. St. Bisso glaubte, daß ich die Chiromantie verstünde; er kam zu mir und bat mich, daß ich ihm etwas in Absicht seines Lebens prophezeihn mögte. Ich erwiederte, seine Bekannten hätten ihn betrogen, ich sey kein Chiromant; demungeachtet dringt er in mich, und ich erkläre: daß er es mir nicht übel nehmen möge, wenn ich ihm etwas sehr hartes vorhersagen würde, — er stehe in Gefahr, im kurzem aufgehangen zu werden. Noch in derselben Woche wird er ergriffen, man bringt ihn auf die Folter, er läugnet sein Verbrechen mit vieler Hartnäckigkeit, nichts destoweniger wurde er nach sechs Monaten aufgehangen, nachdem man ihm vorher die Hand abgehauen hatte."

„Nicht

„Nicht so zufällig kann das genannt werden, was sich mit dem Paul Eufomia, einem jungen Menschen, und meinem sonstigen Alumnus zugetragen hat. Er war völlig gesund; eines Abends ließ ich mir Papier geben, und schrieb darauf: „daß er, wenn er sich nicht hütete, in kurzem sterben werde.“ Nicht Sterndeuterei, oder ein mir bekannter Streich, den man dem jungen Mann spielen wollte, lag bei diesem Vorherwissen zum Grunde; ich gebe die Ursachen an, — binnen sechs bis acht Tagen wird er krank, und stirbt in eben so viel Tagen darauf wirklich.“ —

„Was soll ich von einer andern Begebenheit zu Rom sagen? Soviel Gäste da waren, soviel können sie noch bezeugen. Ich erklärte, daß, wenn sie es mir nicht übel auslegen würden, ich ihnen etwas sagen wolle. Einer aus der Gesellschaft antwortete: Du willst gewiß den Tod eines unter uns vorherverkündigen? Meine Antwort war: ja! Und noch in diesem Jahre, am 1sten December starb er auch wirklich.

Im 43sten Kapitel fährt Cardan fort die Sonderbarkeiten, die er an sich bemerkt haben will, und die er hier gar res prorsus supra naturam nennt, zu beschreiben. Ich führe auch diese als Beläge der erstaunlichen Stärke einer hypochondrischen Einbildungskraft über den Verstand der größten Köpfe an. —

„Als

„Als ich zu Pavia studirte, hört' ich einst des Morgens, eh' ich ganz aufgewacht war, an der Wand einen Stoß; das angränzende Zimmer war ganz leer, — als ich ganz aufwachte, hört' ich den Stoß nochmals, als wenn er mit einem Hammer geschähe. Ich erfuhr darauf, daß um die nämliche Stunde des Abends Galeazius, mein vertrauter Freund, gestorben sey. Doch kann die ganze Sache natürlich zugegangen seyn. Erstlich kann das ganze Phänomen seinen Grund in einem Traume gehabt haben. Zweitens konnte das Schlagen an der Wand von einer natürlichen Ursache herrühren. Endlich drittens konnten meine Bekannten, da sie mich wegen jenes Phänomens niedergeschlagen sahn, und ich aus Furcht den ganzen Tag zu Hause blieb, den Tod meines Freundes fingirt und auf die angezeigte Stunde verlegt haben, ob er gleich viel eher gestorben seyn konnte. Daher ich die Sache auch nicht weiter wunderbar nennen will." Ganz anders urtheilt Cardan von folgenden Erscheinungen.

Es war das 1536ste Jahr, als ich einst, ich glaube, es war im Julius, aus dem Speisezimmer herausging. Ich roch sogleich einen heftigen Gestank, als wenn eben eine Menge Wachskerzen ausgelöscht wären. Ich rief meinem Knaben, und fragte ihn: ob er einen Geruch empfände? O welch ein Wachsgeruch! antwortete er — ich hieß ihn schwei-

schweigen, fragte die Magd und meine Frau, alle bewunderten die Sache, meine Mutter ausgenommen, welche, wie ich glaube, wegen des Schnupfens nicht roch. Ich glaubte gleich, daß dieses wunderbare Phänomen den Tod von jemand anzeigen müßte, ich begab mich wieder in mein Bette, konnte aber nicht einschlafen. Aber nun trug sich noch etwas seltsameres zu. Ich hörte deutlich auf der öffentlichen Straße Schweine grunzen, obgleich keine vorhanden waren, und Enten schnattern, welches die ganze Nacht dauerte. Von so vielen Erscheinungen niedergeschlagen, wußte ich nicht, was ich des Morgens machen sollte. Ich lief von der Frühstückzeit an ausser der Stadt herum, kehre endlich wieder nach meinem Hause zurück, und erblicke meine Mutter, welche mich antrieb, dem vom Bliz getroffenen Nachbar zu Hülfe zu eilen, — ich lief hinzu und fand ihn todt."

Noch eine andre Erscheinung ist folgende. Als meine Mutter in den lezten Zügen lag, hört' ich, ob ich gleich bei hellem Sonnenlichte nichts sahe, funfzehn Schläge — so ungefähr, als wenn das Wasser tropfenweise auf das Pflaster fällt. Die Nacht vorher zählte ich von dergleichen Schlägen an die 120. Aber ich stand bei mir an, ob nicht vielleicht einer meiner Hausleute mir bei meiner Angst einen Streich spielen wollte, weil die Schläge von der

rechten Hand kamen. — Nicht lange darauf hört ich das Geräusch eines mit Brettern beladenen Wagens, als ob sie mit einmal abgeladen würden, mein Bette zitterte, und — meine Mutter war unterdessen gestorben, weiß aber nicht, setzt er hinzu, was die Schläge bedeutet haben. Ich will das übergehn, was mir in der Mitte des Junius 1570 begegnet ist. Es kam mir vor, als wenn jemand des Nachts bei verschlossenen Thüren und Fenstern in meinem Zimmer herumwanderte." —

Alles Vorhergehende übertrift an schwärmischer Einbildungskraft und ungewöhnlichem Unsinn folgendes.

Wer mag wohl der Mann gewesen seyn, fragt Cardan, welcher mir in meinem zwanzigsten Jahre den lateinischen Apulejus verkaufte, und sogleich wieder wegging? Ich war damals nur ein einzigesmal in der (lateinischen) Schule gewesen, hatte noch gar keine Kenntnisse in dieser Sprache erlangt, hatte den Apulejus bloß deswegen gekauft, weil er vergoldet war — und den andern Tag darauf war ich soweit in der lateinischen Sprache, als ich jetzt bin, hatte auch zugleich das Griechische, Spanische und Französische mit gelernt, daß ich Bücher darin lesen konnte, — ob ich gleich von der Sprache und den grammaticalischen Regeln vorher nichts wußte. Im Jahr

Jahr 1560 im Monat Mai, da ich wegen des Todes meines Sohns den Schlaf nach und nach verloren hatte, bat ich Gott, daß er sich meiner erbarmen mögte, indem ich wegen meines beständigen Wachens entweder sterben, oder wahnwitzig werden, oder mein Amt nothwendig niederlegen müsse. — Geschähe das leztere, so könnte ich nicht mehr ein ehrbares leben führen; geschäh' es, daß ich wahnwitzig würde, so würde ich ein Spott aller leute werden, würde den Rest meines Vermögens verzehren, und alle Hoffnung meines Unterkommens verlieren, da ich in meinem Alter meine lebensart nicht mehr verändern könnte: — ich bäte also, daß er (Gott) mich möge sterben lassen, da dies einmal doch das Schicksal aller Menschen sey, — und legte mich sogleich in's Bette. Die Stunde verstrich langsam, ich war gezwungen, um zehn Uhr aufzustehn, weil ich nicht länger als höchstens zwei Stunden im Bette bleiben konnte. Plözlich überfiel mich aber der Schlaf, und es kam mir so vor, als hört' ich aus der Dunkelheit eine Stimme; woher? und von wem? sie kam, konnte ich nicht wegen der Finsterniß unterscheiden. Was klagst du, worüber beunruhigst du dich? eh' ich noch antwortete, fuhr sie fort: über den Tod deines Sohns? Ich antwortete, ja allerdings! Darauf antwortete es mir wieder: lege den Stein, welchen du an deinen Hals gehangen, in den Mund, und so lange

du ihn darin hältst, wirst du an deinen Sohn nicht denken! Ich erwachte sogleich, und dachte darüber nach, was mein Smaragd mit dem Nichtdenken an meinen Sohn für eine Verbindung haben könne; — ich that es, und was unglaublich scheinen mögte, ich vergaß alles, was meinen Sohn betraf, theils damals, als ich wieder in Schlaf kam, theils in dem darauf folgenden ganzen Jahre und einem halben. Inzwischen, wenn ich aß, oder öffentliche Vorlesungen hielt, und ich dann den wohlthätigen Smaragd nicht gebrauchen konnte, wurd' ich bis zum Todesschweiß gequält."

In der Nacht vor dem 13ten August 1572 hörte ich von der rechten Seite her ein entsetzliches Geräusch. Ich hatte Licht angezündet, wachte, und es war nicht weit von der zweiten Nachtstunde. Es kam mir so vor, als wenn ein Wagen mit Brettern abgeladen würde. Ich sehe mich um, es war im Eingange meines Schlafgemachs, wo ein Knabe schlief. Die Thür stand offen, und ich sehe auf einmal einen Bauer hereinkommen — blicke ihn scharf an, und — höre von ihm folgende Worte: Te sin casa. Worauf er sogleich verschwand. Ich kannte weder die Sprache, noch sein Gesicht, noch verstand auch, was obige Worte sagen wollten.

Im Monat April 1570 trug sich folgendes zu. Als ich eben ein Gutachten für meinen Patron den Cardi-

Cardinal Morono geschrieben hatte, war mir ein Bogen davon auf die Erde gefallen. Ich war mißvergnügt darüber, stehe auf, und siehe! das Blatt hebt sich zugleich mit mir in die Höhe, fliegt nach dem Tische hin, und bleibt an seinem Querbalken emporgerichtet hängen. Voller Bewunderung rufe ich dem Rodulph, und zeige ihm den wunderbaren Vorfall; er sahe aber die Bewegung nicht, und ich habe nicht begreifen können, was die Sache mag bedeutet haben.“

Cardan erzählt in diesem Kapitel noch mehr dergleichen Histörchen, und sagt am Ende desselben, daß er sehr viele nicht einmal berührt habe.

Das 44ste Kapitel handelt von seinen neuen Entdeckungen in der Dialektik, Arithmetik, Naturlehre, Moralphilosophie und Medicin. Darauf folgt im 45sten Kapitel das lange Verzeichniß seiner mathematischen, astronomischen, physischen, moralischen, vermischten, medicinischen, theologischen und andrer Schriften. Er erinnert noch einmal, daß er öfters im Traume zum Schreiben angereizt worden sey, und daß ihn zugleich das Verlangen, seinen Namen zu verewigen, dahin vermogt habe. Ausser der ungeheuren Menge seiner noch verhandenen Schriften hatte er im 37sten Jahre neun seiner Bücher ganz verbrannt, weil er einsahe, daß sie

eben keinen Nutzen stiften würden. Im Jahr 1573 verbrannte er noch 120 Bücher, und zog nur das Beste davon aus. So interessant übrigens das ganze Kapitel für den Litterator seyn mag, so zwecklos wäre es hier noch mehr von seinen gelehrten Arbeiten zu sagen.

Im 46sten Kapitel, de me ipso überschrieben, gesteht Cardan ein, daß es ihn, ungeachtet seiner unzähligen erduldeten Uebel, nicht gereut, gelebt zu haben, und schätzt sich vornehmlich deswegen glücklich, daß er von so vielen und erhabnen Dingen eine gewisse und seltne Kenntniß besessen habe, und daß er nun (in seinem Alter) wisse, daß die Natur des Menschen an der Gottheit selbst Antheil habe.

Das 47ste Kapitel handelt von seinem Schutzgeist, dessen er schon oft im Vorhergehenden gedenkt. Er nennt eine Menge großer Leute, die einen dergleichen Schutzgeist gehabt haben sollen, worunter er sich ausdrücklich rechnet, und die Anmerkung dabei macht, daß alle, die einen dergleichen Dämon gehabt hätten, Socrates und er ausgenommen, sehr glückliche Menschen gewesen wären.

„Daß mir ein solcher Dämon beigewohnt, sagt er, davon bin ich schon längst überzeugt gewesen, hab' es aber nicht eher begriffen, auf welche Art er mich

mich von bevorstehenden Zufällen unterrichtet, als nach meinem 74sten Lebensjahre, als ich mein Leben zu beschreiben anfing.“ Diesem Schutzgeist schreibt er nun alle die im Vorhergehenden erzählten sonderbaren Zufälle zu, und glaubt, daß es ohne eine solche göttliche Hülfe unmöglich gewesen, so viel Dinge mit größter Deutlichkeit vorherzusehn, ohne sich darin zu irren. Er glaubt, daß jene oben erzählten Vorbedeutungen an Raben und Hunden daher gerührt hätten, indem der Schutzgeist auf die unvernünftigen Seelen der Thiere eben sowohl als auf die Menschen würken könne, daß er in diesen durch gewisse Schattenbilder, oder auch durch glänzende Gegenstände Furcht und Schrecken erregen könne.

Er theilt alle Schutzgeister in folgende Klassen ein. Schutzgeister, die gewisse Uebel verhindern, wie der des Socrates war; Warnungsschutzgeister, wie der beim Tode des Cicero; lehrende Schutzgeister, die uns durch Träume, Thiere, äussere Zufälle, durch geheime Erinnerungen, daß wir uns an einen gewissen Ort begeben sollen, oder durch Täuschung eines oder mehrerer unsrer Sinne, desgleichen durch natürliche und unnatürliche Begebenheiten von zukünftigen Dingen Nachricht ertheilen. Die Schutzgeister sind ferner von guter und böser Art.

Es bleiben hierbei, fährt er fort, allerlei Zweifel übrig; warum grade für mich, und nicht eben so für andre der Schutzgeist soviel Sorge trägt, da ich, wie einige meinen, keine Vorzüge in Absicht meiner Gelehrsamkeit besitze; — oder soll ich mir jene Sorgfalt des Schutzgeistes wegen meiner unermeßlichen Wahrheits- und Weisheitsliebe, oder meiner Verachtung äusserer Güter, selbst bei meiner Armuth, oder meiner Neigung zur Gerechtigkeit, oder soll ich alles Gott allein zuschreiben, der dies nach einem ihm allein bekannten Endzweck an mir thut?

Noch mehr! warum warnt mich der Schutzgeist nicht gradezu, warum bald auf diese, bald auf jene Art; soll ich etwa, wie z. B. durch jenes ununordentliche Geräusch, ein Vertrauen auf Gott setzen lernen, daß er alles sieht, ob ich ihn gleich nicht sehe? Er konnte mich ja auch durch einen Traum, durch ein andres Wunder deutlicher unterrichten; aber jene Art mag vielleicht mehr eine göttliche Sorgfalt für mich anzeigen; — — doch, fährt er fort, es wäre thörigt, über dergleichen Dinge sich mit voreiligen Untersuchungen abzugeben.

Uebrigens läugnet Cardan nicht, daß sich auch der Schutzgeist wirklich irren könne. Man höre, wie er dies zu erklären und seinen Schutzgeist zu retten

ten sucht: „Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Ursache jener Vorzeichen, nämlich der Schutzgeist, so wie die ganze Natur, eine gewisse bestimmte Bewegung hat, und so wie in der immer in ihrem Gleise bleibenden Natur aus einem Fehler der Materie unförmliche Geschöpfe entstehn können; so kann es auch in Absicht jener Geister Gebrechen geben. Ich glaube nicht, daß der Schutzgeist seiner Natur nach edler als die Vernunft sey, und dennoch irrt sich oft diese wegen der Materie, die auch für das Instrument jenes Geistes gehalten werden muß. Und gleichwie in gewissen Jahren aus Mangel der Sonnenwürkung viele unförmliche Geschöpfe entstehn: so können auch durch die auf den Körper oder die Seele würkende himmlische Kraft, die verhindert worden ist, Unvollkommenheiten und Irrthümer in der auf gewisse Zeichen gegründeten Vorhererkenntniß künftiger Dinge entstehn. Da der Schutzgeist ein immaterielles Wesen ist, und als ein gutes Geschöpf von Gott abhängt; so zeigt er nach dem Willen Gottes das Künftige richtig an, und irrt sich nie; denn die menschliche Natur ist an sich so eingerichtet, daß sie der Seele das richtig anzeigen muß, was sie von dem Geiste empfängt; allein das Instrument, wodurch sie Unterricht geben will, ist nicht immer zur Aufnahme jener Vorhererkenntnisse gut eingerichtet" u. s. w.

Im 48sten Kapitel führt er die Zeugnisse von 73 gelehrten Männern an, die in ihren Schriften seiner mit Ehren gedacht haben. Selbst seine Feinde gestanden ihm eine ungeheure Gelehrsamkeit zu; und Scaliger, sein Erzfeind, nannte ihn das tiefsinnigste, glücklichste und unvergleichlichste Genie.

Sehr auffallend sind vornehmlich die im Vorhergehenden erzählten fabelhaften Grillen des grossen Mannes, wenn man sie mit den durchdachten Untersuchungen mathematischer und philosophischer Wahrheiten vergleicht, die in seinen Schriften häufig vorkommen. In diesen Untersuchungen bemerkt man auf allen Seiten einen scharfsinnigen Denker, und in obigen Erzählungen seiner an sich bemerkten sonderbaren Phänomene einen Schwärmer, dessen Einbildungskraft alle Augenblicke mit ihm davon läuft, und der die allerunbedeutendsten Kleinigkeiten für Vorzeichen gewisser Begebenheiten, oder Winke seines guten Dämons hält. Diese letzte Idee haben überhaupt mehrere große Köpfe gehabt, — und sie hat so etwas Behagliches, der menschlichen Eitelkeit Schmeichelndes, und bei unsern mannigfaltigen Schwachheiten und Leiden so etwas Tröstendes an sich, daß die meisten Menschen sich geneigt fühlen, an gewisse uns begleitende Schutzgeister zu glauben, und sie sich unter allerlei Gestalten zu denken. Die

Men-

Menschen suchen sich gar zu gern die Beweise von einer sie bewachenden göttlichen Providenz so anschaulich als möglich zu machen, und es ist den meisten leichter, sich in Gedanken einen gewissen Schutzgeist zu wählen, der alle ihre Angelegenheiten auf göttliche Veranlassung besorgt, als sich die Harmonie des Ganzen, worin die Schicksale eines jeden einzelnen weislich mit eingeschlossen sind, in Beziehung auf sich, deutlich vorzustellen. Jeder Mensch ist überdem geneigt, entweder, weil er sich für ein sehr wichtiges Individuum hält, oder weil er sehr sonderbare Phänomene an sich wirklich, wenigstens in gewissen Zeiten, zu bemerken glaubt, sich leicht in eine nähere Verbindung mit der Gottheit hineinzuträumen, und gleichsam durch ein Zwischensubject die Lücke auszufüllen, die zwischen ihm und der Gottheit ist. In dieser Idee wird er nun durch eine Menge von Umständen bestärkt, die selbst ein philosophisches Raisonnement über die Kette aller Wesen, vom Wurm bis zur Gottheit hinan, so sehr dies auch noch bloße Hypothese seyn mag, zu bestätigen sucht. Es kommt ihm sehr natürlich vor, daß mit dem Menschen die Grade der Erkenntniß und Geistesvollkommenheit noch nicht aufhören, sondern von Stuffe zu Stuffe in Wesen ausser uns, immer weiter vorrücken müßten. Da diese Wesen, insofern sie sich nicht durch Sinne und Erfahrungen deutlich beweisen lassen, immer idealische Geschöpfe bleiben;

bleiben; so behält die menschliche Einbildungskraft die Freiheit, in dieselben Kenntnisse, und Fähigkeiten hineinzudenken, soviel sie will, sich Geschöpfe zu schaffen, die die Gottheit wohl nie geschaffen haben mag, und ihnen eine Macht über die menschlichen Angelegenheiten, und sogar einen Einfluß auf unsern Verstand und Willen zuzugestehn, den sie nicht haben können. Die ewige Ordnung aller Dinge, die nie aus ihrem Gleise weicht, immer durch die genaueste Verbindung zwischen Ursach und Würkung dieselbe bleibt, und die Schicksale eines jeden einzelnen, so wie die Denkungs- und Handlungsart aller, an unverletzliche Gesetze bindet, macht, um mich so auszudrücken, den Succurs jener aussermenschlichen Wesen völlig unnöthig und unbegreiflich. Die Gottheit, jene ewige und weise Ordnung aller Dinge und Kräfte, bedarf zur Regierung ihres unendlichen Reichs keiner Boten und Gesandten, und keiner Dämonen, um die Menschen zu warnen, da sie ihnen die Vernunft zu Lehrern und Erkenntnißquelle aller Wahrheit gegeben hat. —

Ich komme nach dieser Episode auf Cardan zurück. Es ist sehr begreiflich, wie ein Mann von seinem melancholischen und finstern Temperament, ein Mann, der so unzählich viel Uebel ausgestanden hatte, und in sich gewisse Vorzüge vor andern Menschen zu bemerken glaubte, auf den Gedanken kommen

men konnte, daß ihn ein Dämon begleiten müsse. — Er fand die Beispiele ähnlicher Meinungen in andern großen Köpfen vor, seine Leiden hatten oft eine sehr sonderbare Wendung genommen; die genaue Aufmerksamkeit auf alle seine körperlichen Empfindungen hatte ihm die Erfüllung gewisser vorhergesehenen Begebenheiten (freilich auf eine ganz natürliche Art) sehen lassen, — das Alter kam hinzu, das so leicht abergläubig werden kann, und alle diese Umstände mußten jenen Glauben an einen Dämon bestärken helfen. Auch würkte vielleicht das Ausserordentliche jener Meinung auf ihn so stark, daß er schon des Ausserordentlichen wegen, was bei den Hypochondristen so viele Würkung thut, an jener Meinung ein Behagen fand; so wie Lessing wahrscheinlich des Ausserordentlichen wegen ein Vertheidiger von der Seelenwanderung der Menschen war.

Cardan hat die Idee von einem ihn begleitenden Dämon auch nicht gleich anfangs gehabt, sondern erst in seinem spätern Alter angenommen, nachdem er nämlich sein Leben zu beschreiben anfing, und nochmals einen genauen Blick auf alle seine Schicksale warf. Am Ende seines Lebens mogten ihm viele derselben in einem ganz neuen Lichte erscheinen, und vieles konnte ihm, durch die Schwächen des Alters verführt, wunderbar vorkommen, was jeder unbefangne Leser seiner Schriften ganz natürlich findet.

findet. Ueberdem ist wohl nicht zu läugnen, daß Cardan öfters an einer Art melancholischen Wahnwitzes krank gelegen hat, der ihm Dinge zeigte, die nicht existirten, und seine Einbildungskraft mit Wunderbildern anfüllte. Gabriel Naudäus, welcher die Schriften Cardans vielleicht mehr als jeder andrer studirt hat, hat ein eigenes Urtheil über jenen sonderbaren Mann abgefaßt, und sein ganzes Temperament auf eine sehr gute psychologische Art beleuchtet, was im folgenden Stück, nebst dem Rest von Cardans Lebensbeschreibung vorkommen wird.

P.

(Die Fortsetzung folgt.)

Im

Inhalt.

Zur

Inhalt.

Magazin
zur
Erfahrungsseelenkunde.
Sechsten Bandes drittes Stück.



Fortsetzung
der
Revision des 4ten, 5ten und 6ten Bandes dieses Magazins.

Seelenkrankheitskunde.

Das Gutachten über den Gemüthszustand des verabschiedeten Soldaten Matthias Matthiesen und des Züchnermeisters T..., eine Schatzgräbergeschichte vom Herrn Metzger, (4ten Bandes 2tes Stück Seite 25 f f.) ist ein neuer Beitrag zu der Erfahrung, daß die Menschen sich durch nichts leichter, als durch chimärische Hofnungen künftiger Glücksgüter täuschen lassen. Die Erzählung gegenwärtiger Geschichte zeigt es ganz deutlich, wie der Soldat Matthiesen auf seine Schatz-

gräbergrillen gekommen ist; er war ein unwissender Mensch, der von natürlichen Dingen und ihren Ursachen wenig Kenntniß hatte, ob er sich gleich mit Chirurgie und Baderkunst abgab. In seinen Diensten bei einem herumreisenden Charletan, welcher sich für einen Kaiserl. Königl. Leibarzt ausgab, mag er seinen Kopf mit einer Menge abergläubiger Ideen vollgepfropft haben, bis er endlich durch Lesung unsinniger Bücher so weit gebracht wurde, daß er sich mit der Verbannung der Geister und mit Schatzgraben abgab.

Man hat sich oft gewundert, daß in neuern Zeiten dergleichen Leute, Schatzgräber, Geisterbanner, Geisterbesprecher, Geisterseher, und wie diese Narren alle heissen mögen, wieder so vielen Unfug zu treiben anfangen; allein sie haben ihn immer getrieben, und werden ihn treiben, so lange die Menschen sonderlich in niedern Ständen die Köpfe von unterirdischen Geistern und von verborgenen Erdschätzen noch so voll haben. Wer mit gemeinen Leuten wenig umgegangen ist, kann es kaum glauben, wie sehr der Pöbel, der Vornehme nicht ausgenommen, an jenen Possen hängt, und wie schwer er sich davon durch Vernunftgründe abbringen läßt. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, dem Ideengange des gemeinen Mannes hierin nachzugehen, und habe fast immer gefunden, daß seine abergläubischen Grillen mit seinen schiefen Religionsbegriffen von einem Teufel in der genauesten Verbindung stehen. Außerdem

haben

haben die meisten Schatzgräbergeschichten so etwas Sonderbares, Seltsames und Außerordentlichscheinendes an sich, daß sie die zügellose Einbildungskraft des gemeinen Mannes leicht fesseln, und die Liebe zum Wunderbaren ganz vorzüglich nähern.

Geschichte eines sonderbaren Wahnsinnes, und dadurch am Ende verursachten Mordes, vom Herrn D. Glawing zu Brieg. (4ten Bandes 2tes Stück Seite 32 ff.) Der Mann, dessen sonderbare Geschichte hier erzählt wird, hatte schon in frühern Jahren einen Ansatz von Wahnwitz. Er entlief seinen Eltern und nährte sich vom Holzschlagen, bis an den Augenblick, als er der Mörder eines andern wurde. Er arbeitete übrigens emsig, redete öfters vernünftig, unvermuhtet aber fiel er in alberne Reden. Er ging in keine Kirche, und arbeitete an Sonn- und Festtagen, wenn er nicht mit Gewalt davon abgehalten wurde. Er lästerte öfters Gott, hieß alle Menschen Hunde. Wenn er seine Mitarbeiter beten sah, wurde er unwillig, und sagte: ihr Narren! ich habe wohl einstens auch einmal im Buche gebetet, weil ich aber sehe, daß dieses Plarren zu nichts taugt; so unterließ ich dieses. (Es ist eine sonderbare Erscheinung bei vielen Wahnwitzigen, daß sie sich nichts aus dem, was Gottesdienst und Religion angeht, machen, und sich hierin oft eine auffallende Freiheit im Denken erlauben.) Zu ei-

einer andern Zeit sah man ihn einen Kloß ergreifen, und sich damit an die Brust und den Kopf zu wiederholten malen dergestalt schlagen, daß andere sich davor entsazten; ja er verlangte einst von einem andern Kohlenbrenner, mit dem er im Walde arbeitete, daß er ihn todt schlagen sollte. Er aß Hunde, Kazen, Ottern und Füchse. Wenn ein Gewitter am Himmel war; so lästerte er Gott, und pflegte zu sagen: er treibe Leichtfertigkeit. Wenn ihn seine Raserey überfiel; so fing er an zu lachen, und mit sich selbst zu sprechen, sich mit einem Stück Holz oder Axt zu schlagen, und so ein Anfall dauerte oft zwei bis drei Tage, in welchem Zeitraume er sich auch bei Nachtzeit mit einem Knippel heftig zerschlug. Ja sein Wahnsinn ging öfters so weit, daß er mit einem Messer sich die Brust aufrizte, und mit einer stumpfen Axt auf den Unterleib hauete, wobei er sagte: ich wünschte, daß ich mich in kleine Stücken zerhauen könnte, ich wollte mir die Därme selbst heraus ziehen, denn aus den Stücken würde doch wieder ein Ganzes; ich habe einstens schon in der Erde tod gelegen, und bin doch wieder aufgestanden. *) Einen Hund schlachtete er, warf ihn sodann in ein mit Wasser angefülltes Loch, zehrte davon vier Wochen, obgleich die neben ihm arbeitenden

*) Ein sonderbares Beispiel von einer Frau, welche glaubte daß sie gestorben sey, und sich wunderte, daß sie zu Zeiten auflebte kommt unten vor.

den Kohlenbrenner es kaum vor Gestank aushalten konnten. Ein Bauer schenkte ihm ein altes abgenuztes Pferd, dieses schlachtete er, zog es ab, und speisete lange Zeit davon. — Er aß noch schmuzigere Gerüchte, und unternahm noch sonderbarere Handlungen, die man in der Erzählung des Ganzen nachlesen kann. Wie leicht wahnsinnige Leute zum Zorn gereizt werden können, und wie äußerst gefährlich es ist, sie in Freiheit herumgehen zu lassen, was doch zur Schande einer vernünftigen Polizey so oft geschieht, zeigt sein Mord, den er bloß deswegen an einem andern Bauer begieng, weil er ihn einigemahl mit Ernst Kohlen aufzuladen antrieb, und deswegen in einen Wortwechsel mit dem Bauer kam. Er ergrif plözlich seine Kohlenhacke, und schlug sie dem Bauer mit einer solchen Gewalt in den Kopf, daß sie darin stecken blieb. Der unglückliche Mann starb den andern Tag darauf an dieser Verwundung, und der unsinnige Mörder ward auf Zeitlebens ins Zuchthaus gebracht. Auch hier trieb er seine Tollheit fort, drohete oft, die andern Inquisiten zu erschlagen, forderte Hunde und Kazen zu essen, und lachte über alle Religionserinnerungen.

Der Wahnsinnige Walock Flaccus, so hieß der Mörder, gehörte offenbar zu den tollen Leuten, bei welchen das ganze Gehirn die meiste Zeit in Verwirrung gerathen ist, und die Anzahl dieser Wahnsinnigen ist die größte. Sie unternehmen täglich eine Menge alberner Handlungen, wovon man kei-

nen Grund angeben, und die man nicht aus einer vorhergegangenen bestimmten Idee erklären kann. Daher fallen sie im Gespräch augenblicklich von einem ins andere; der Faden ihrer Begriffe reist schon wieder, ehe sie ihn noch angeknüpft haben, und sie haben durchaus nicht mehr die Kraft, die Seele auf einen einzigen Punct mit Nachdenken zu heften. In dem Uebereinanderhineilen der Ideen, ohne daß eine in der andern einen Grund zu haben scheint, besteht der erste Anfang alles Wahnwitzes, oder auch in dem Mangel der Kraft, einen einmahl gefaßten Geschichtspunct einer oder mehrerer Ideen gar nicht mehr verrücken zu können, welches bei den Wahnsinnigen der Fall ist, die eigentlich nur an einer Idee krank liegen, übrigens aber ganz vernünftig sind, wie bei dem Mann der Fall war, der sich Gott der Vater zu seyn einbildete, und deswegen sich über die Narrheit eines andern nicht satt lachen konnte, welcher sich für Gott den Sohn hielt, weil ersterer als Gott der Vater besser zu wissen glaubte, wer sein Sohn seyn könne.

Ueberspannter Stolz und Liebe sind ohnstreitig, nebst vielerlei körperlichen Ursachen, die sich sollten richtig angeben lassen, die gewöhnlichen Quellen des Wahnsinnes, sonderlich beim andern Geschlecht; ein Beweis, daß jene Leidenschaften die allergrößten Erschütterungen des Gehirns hervorzubringen im Stande sind; den aus Stolz Verrückten geht es gemeiniglich wie den Betrunkenen; sie ver-

theil-

theidigen sich mit größter Lebhaftigkeit gegen alle Vorwürfe, daß sie ihren Verstand verlohren hätten, so wie diese es selten zugeben, daß sie ihr Gehirn berauscht haben. Ich erinnere mich, daß mir einst ein Wahnsinniger die Gründe genau detaillirte, daß er seinen Verstand nicht verlohren haben könne, und die Gründe waren nicht unvernünftig. Leute hingegen, die blödsinnig gebohren werden, gestehen gemeiniglich den Mangel ihres Verstandes laut ein, und ihre Verrücktheit ist selten so gefährlich, als die, derjenigen, welche ihren Verstand in spätern Jahren verliehren.

Auszug aus einem Briefe. Stralsund. (4ten Bandes 2tes Stück. Seite 38. ff.)

Enthält Beiträge zu den tausend und abermahl tausend Erzählungen von Visionen, jener so bekannten Spielereyen der menschlichen Einbildungskraft. „Die Gattin des Herrn Stadtmusikus Kahlow in Stralsund liegt in Wochen. Sie wacht. Eine menschliche Figur, als Türk oder Orientaler gekleidet, stellt sich neben die Stubenthür. Das gute Weib glaubt, ihr Mann habe sich verkleidet, sie ruft ihm, sich ihr zu nähern, allein vergebens, die Figur bleibt auf ihrem Posten stehen. Endlich fällt ihr ihr Bruder ein, den sie zärtlich liebte, und der beim Abschiede nach Constantinopel, wohin er vor mehrern Jahren gegangen, ihr gesagt hatte: Schwester! wenn ich

weit von dir gerissen, sterben sollte, denn überbringe ich dir selbst die Todespost. Nun erblickt sie in dem täuschenden Manne den verlohrnen Bruder, schreit auf: ach Leopold! so hieß der Bruder, und weg ist das Bild!" —

Dies Phönomen ist wohl nicht schwer zu erklären. Was ist natürlicher, als daß die Wöchnerinn ihren geliebten nach der Türkey gereisten Bruder sich öfters in orientalischer Kleidung gedacht hat, und daß sie durch einen Ideensprung auch wohl einmahl ihrem Manne ein solches Kleid andichtete, zumal da sie als Schauspielerinn, oder Tänzerinn viel so gekleidete Masquen gesehen haben mag. Der Mann antwortete nicht, da sie ihm ruft — nun fällt ihr eben so natürlich ihr entfernter Bruder ein, sie trägt seine Gesichtszüge vermöge der Einbildungskraft in das Bild über, und glaubt nun würklich ihren Bruder zu sehen; das Bild der Imagination wird so stark, als eine würklich sinnliche Anschauung, was so unzählig oft bei lebhaften Leuten der Fall ist. In allen diesen Ideenfolgen liegt nichts Ungewöhnliches. Hiezu kommt noch der vom Herrn Einsender sehr richtig bemerkte Umstand, daß sie eine Wöchnerinn, folglich eine Kranke war, deren Nervensystem angegriffen und in einer Zerrüttung war. „Einer solchen oft ganz kurz daurenden Disposition, (fährt der Verfasser sehr gründlich zu raisonniren fort,) und sonderlich der körperlichen Theile, die uns Ideen durch äußere sinnliche Vorstellungen zuführen, schreibe

be ich das zu, was wir Phantasmen nennen, da unserm Auge das Schreckbild als würklich dastehend scheinen kann, was unsere Imagination einst bestürmt hat, und bin daher der Meinung, daß wir, noch unbekannt mit dem Knoten des Bandes, welches Körper und Geist so dicht verknüpft, dem Geiste zuschreiben, was wir dem Körper beimessen sollten!" —

Daß das Gehirn der Wöchnerinnen sehr oft durch die Geburt auf eine außerordentliche Art angegriffen wird, lehret nicht nur eine Menge auffallender Beispiele von Verstandesverrückungen bei gebährenden Weibern, sondern noch sehr viel andere sehr merkwürdige Phönomene ihrer verworrenen Einbildungskraft. Bonnetus erzählt von einer Frau, welche im Wochenbette in eine solche Unsinnigkeit gerieth, daß sie sich für eine unterirdische Furie ausgab, plözlich aus dem Bette aufsprang und mit grimmigem Gesichte ausrief: Ich bin die höllische Tisiphone, ich bin ein brennender Geist! und fiel mit den Nägeln ihrer Hände das Gesicht und die Augen ihres Mannes an.

Die zweite im gegenwärtigen Briefe vorkommende Vision hat der Herr Einsender dem Herr Professor M. in G. . . nacherzählt, und dieser soll das Factum von einem sehr glaubhaften und unverwerflichen Zeugen, dem es wiederfahren ist, gehört haben. „Einer seiner Freunde (des Professor M . .) der es ihm mit der größten Ueberzeugung erzählt, so daß er auch in Betracht

der Glaubwürdigkeit des Erzählers kein Mißtrauen in die Wahrheit des Vorfalls setze, sey einst Abends aus einer Gesellschaft, in der man bis zur Munterkeit ein Glas Wein getrunken, zu Hause gekommen, und weil sein Bedienter grade nicht zu Hause gewesen, selbst in die Küche gegangen, um sich eine Pfeiffe anzuzünden. Die heitere Stimmung seines Herzens, da er kurz zuvor eine Gesellschaft scherzender Freunde verlassen hatte, konnte also gar nicht Ideen der Art in ihm erwecken, die seinem Auge ein so trauriges Bild vorgerückt hätten, als er beim Hinübergehen über die Diele erblickte. Hier sahe er eines seiner Kinder in völliger Todenkleidung im Sarge liegen. Er schrickt zurück, und schweigt, um abzuwarten obs Täuschung sey. Eben dieses Kind aber, das er als Todten sahe, wird, wo ich nicht irre, in Zeit von acht Tagen krank, stirbt, und wird auf dieselbe Stelle, und in derselben Kleidung hingesezt!" —

Ich läugne, daß der Freund des Herrn Professor M . . bei seiner Nachhausekunft aus einer fröhlichen Gesellschaft durchaus so gestimmt gewesen seyn müsse, daß ihm ein solches Schrekbild nicht habe in die Seele kommen können, — solches Phantasma der Einbildungskraft, denn für eine würkliche Sensation von aussen wird man doch das Ding nicht halten können, man müßte denn verzweifelt abergläubig seyn. Wenn wir im Genuß der Freude auf uns Acht geben, sonderlich, wenn das fröhliche Ge-

Geräusch um uns her still zu werden anfängt; so werden wir oft bemerken, daß unsere Seele allerley schwarze Bilder durchkreutzen. Wir wissen nicht woher sie kommen, und wohin sie wieder verschwinden, obs gleichwohl ausgemacht ist, daß sie abgerissene Zweige einer verstekten Ideen association seyn müssen. Ist die Vorstellungskraft nun just sehr lebhaft gemacht worden, was nach einem Glase Wein sehr wohl geschehen kann, kommt die Dunkelheit der Nacht hinzu, so scheint es mir sehr natürlich, daß ein Vater sein Kind im Sarge vor sich liegen sehen kann, ohne einmal hinzu zu nehmen, daß vielleicht einige Zeit vorher, vielleicht in der fröhlichen Gesellschaft selbst, von einem todten Kinde gesprochen worden ist, daß man einer ähnlichen Vision erwähnt, oder daß vielleicht eine Veränderung in Sehnerven ein dergleichen unangenehmes Bild hervorgebracht hat. Es kommen bei solchen Visionen gemeiniglich so viel Umstände zusammen, die sie zweifelhaft machen, daß man oft nur wenig Prüfungsgeist haben muß, um die Sache von ihrer täuschenden Seite kennen zu lernen, wozu aber die getäuscht worden, selten geschikt sind, weil sie im Augenblik der Ueberraschung nicht über sich selbst und die mitwürkenden Nebenumstände nachdenken können, und die Lebhaftigkeit des imaginirten Bildes auch hinterher als geglaubte würkliche Erfahrung ihnen alles Raisonnement über die Sache ekelhaft macht. Daß das Kind einige Zeit nachher würk-

lich



lich krank wird, und stirbt, scheint nun freilich etwas außerordentliches zu seyn, allein es entstehen hier wieder eine Menge Fragen. War das Kind nicht überhaupt schon kränklich; hat die Erzählung der Erscheinung wo nicht unmittelbar auf das Kind, aber doch vielleicht durch die Mutter, durch die Amme auf dasselbe würken können, herrschte nicht grade damahls eine Epidemie? — oder was mir auch sehr wichtig scheint, glaubte nicht der gute Vater, als er sein todtes Kind würklich vor sich liegen sahe, vorher einen solchen Anblick des Nachts gehabt zu haben, den er nicht gehabt hatte; so wie wir oft nach einer auffallenden Begebenheit darauf schwören sollten, daß wir schon vorher davon gewisse Empfindungen gehabt hätten, die wir doch gewiß nicht gehabt haben. Die menschliche Seele transferirt oft gegenwärtige Sensationen durch die Einbildungskraft auf längst vergangene Zustände ihrer Existenz, und glaubt hinterher Sachen vorher gesehen zu haben, die ihr vor dem Factum nicht in den Sinn gekommen sind. (Ich wünschte daß dieses Capitel der Seelenlehre von einem scharfsinnigen Kopfe einmal genau abgehandelt werden möchte.) Daß der Vater das Kind in der nehmlichen Todtenkleidung sahe, als es ihm vorher erschienen war, ist wohl nichts besonders, da ein Sterbe-Hemd, unter welchem man sich die Todten gemeiniglich denkt, der gewöhnliche Putz ist, den man uns in die Erde mit giebt. Auch werden die

Tod-

Todten an den meisten Oertern auf die Diele gestellt.

Im 3ten Stück des 4ten Bandes hat uns in Absicht der Seelenkrankheitskunde vornehmlich das merkwürdig geschienen, was von dem ohnlängst verstorbenen Lauterbach in Wolfenbüttel erzählt wird. Dieser Mann, welcher sich in seiner Jugend auf die Theologie und Orientalischen Sprachen gelegt hatte, übrigens ein einsichtsvoller, verständiger Mann war, gehörte zu der Classe wahnsinniger Leute, welche an einer gewissen einzelnen Haupt-Idee krank liegen, die bei ihm darinn bestand, daß von der Beschaffenheit der Steine die Begebenheiten in der Welt abhingen. Der eine verkündigte nach seiner Meinung Pest, der andere Krieg, der dritte Feuersbrunst, und so alle Unordnungen und Unglüksfälle, die nur immer in der Welt vorkommen. Er sonderte daher alle solche bedeutende Steine sorgfältig von einander, und wenn er sie alle besäße; so würde von ihm das Schiksal der ganzen Welt abgehangen haben. Als vor einigen Jahren das große Erdbeben in Calabrien entstand, machte man ihm den Vorwurf: er wollte der Regierer der Welt seyn, und habe ein solches schrekliches Unglük nicht verhütet. Er entschuldigte sich kurz damit, daß er den Stein, wovon es abhänge, nicht habe habhaft werden können. Oft bemerkt man ihn auf der Straße

stig

still stehen und seinen Blik unverwandt auf einen Stein richten. Er prophezeihet theure Kornpreise und andere Uebel daraus.

Auf seinem Zimmer hat er eine große Menge Kieselsteine groß und klein. Diese zu berichtigen ist er unermüdet. Haben sie ihre Kraft verlohren, dann wirft er sie weg, und sucht andere. Er hat eine große Menge in Gestalt eines Menschenskelets gelegt, wovon ein jeder einen der innern oder äußern Theile des Menschen bedeutet. Mit Hülfe dieser, wenn er sie nämlich alle komplet hat, welches inzwischen selten ist, kann er alle Krankheiten seiner Meinung nach kuriren. Kommt einer zu ihm und klagt: er habe die Schwindsucht; so steht er ruhig auf. Da kann man sagt er bald zu kommen, ich brauche nur diesen Stein hier umzudrehen, der bedeutet die Lunge, nun können sie getrost nach Hause gehn, ihre Krankheit wird sich gewiß geben. Hat er aber zum Unglük den Stein nicht, welcher den Theil, in dem die Krankheit sizt, bezeichnet; so sagt er es freymüthig und entschuldigt sich, daß er nicht des andern Wunsch befriedigen könne.

Noch einige andere sonderbare diesen seltsamen Mann betreffende Umstände kann man in der Erzählung des Herrn Voß selbst nachlesen. Es läßt sich, da man die Geschichte dieses Mannes nicht genauer kennt, nicht leicht entscheiden, wie die Idee, daß von den Steinen die Begebenheiten der Welt abhingen, zur Hauptanlage seines Wahnwitzes geworden ist.

ist. Ohne alle Veranlaßung ist sie gewiß nicht entstanden. Vielleicht hat er in physisch-mystischen Büchern allerlei von der geheimen Kraft der Steine gelesen, vielleicht haben ihn symbolische Ausdrücke und Bilder, die in der Bibel von Steinen vorkommen, zuerst auf seine Grille gebracht. Es ist schwer von dergleichen Leute selbst zu erfahren, wie sie auf ihre albernen Meinungen gekommen sind, gemeiniglich wissen sie es auch selbst nicht, da jeder Wahnsinn eine überraschende und urplötzliche Ursach zum Grunde hat, die eine oder mehrere verworrene Ideen zur herrschenden in der menschlichen Seele macht.

Die Seite 21 erzählte hypochondrische Grille ist nicht von Bedeutung. Ein milzsüchtiger Mann kann sich sehr leicht einbilden, daß er vergiftet worden sey. Wichtiger ist das, was der Herr K. . Gemeinheits-Commissarius Gödicke in Camin von sich selbst erzählt. Eine der bekannten Spaldingschen ähnliche Erfahrung.

H. . G. . geht aufs Feld, mit einer heitern Gemüthsstimmung, um zu sehen ob seine Arbeitsleute seine Befehle befolgt haben. Vergnügt kommt er bei ihnen an; aber nach einer viertel Stunde da er einem und dem andern etwas zur Arbeit gehöriges, wie gewöhnlich gelassen, in Erinnerung bringen und sagen will, findet er sich unfähig, seine Gedanken durch die gehörige Zusammenfügung der

Wor-

Worte, nach der wahren Folge, ordentlich vorzubringen. Vielmehr kommt das hinterste Wort bald vorn, das mittelste bald hinten, das vorderste bald in die Mitte, und auch umgekehrt. Keiner seiner Leute konnte verstehen, was er eigentlich haben wollte. Aber seiner Vernunft war er indeß gewiß vollkommen mächtig. „Ich dachte, fährt er fort, ganz richtig, sahe dieses Auffallende nebst den Beurtheilungen von meinen Leuten ein, ich ließ mir aber doch von meiner Verlegenheit nichts merken; — sondern ging nach Hause zurük. Auch auf dem Heimgehen dauerte diese Sprachverwirrung bei vollenkommnem gesunden Bewustseyn fort, bis ein Aderlaß die richtige Wortfolge wieder herstellte, und dem sonderbaren Zustande ein Ende machte.

Ich habe mich schon einmal bei Gelegenheit der Spaldingischen Erfahrung über dergleichen Seelenzustände erklärt, und will hier nur noch dies hinzusetzen. Bekanntlich denken wir durch Hülfe symbolischer Zeichen, vornehmlich der Worte, die jedesmal das Gedächtniß dem Gedanken, welcher ausgedrukt werden soll, wieder zuführt; aber die Seele denkt sich einen Satz, kann sich ihn denken, ohne daß sie sich die Verbindung seiner symbolischen Zeichen in der ordentlichen Wortfolge vorstellt, vorausgesezt, daß jener Satz ihr schon oft gegenwärtig gewesen ist, und sie eine deutliche Uebersicht seiner Bedeutung gehabt hat. Es giebt demnach jedesmal ein doppeltes Bewustseyn der Seele — des Satzes,

oder

oder eigentlich des Sinnes des Satzes, und des Ausdruks, oder der Ausdrücke dieses Sinnes. Geht nun eine Verwirrung in den Gehirnfiebern vor, verliehrt das Gedächtniß die Kraft zu einem gewissen Gedanken seine ihm eigentliche Wortfolge herbeizuführen; so wird der Gedanke immer deutlich in der Seele vorhanden seyn, aber unwillkürlich werden sich die Worte untereinander werfen, gerade so wie der Herr Verfasser von sich erzählt. Wenn wir auf uns Acht geben, so werden wir oft bemerken, daß wir uns ein gewisses Object deutlich vorstellen können, ohne seine symbolischen Ausdrücke behalten zu haben, ob wir gleich immer ein Bedürfniß fühlen, den symbolischen Ausdruk ins Gedächtniß zurük zu bringen. Hiebei fällt mir ein, was Bonnetus von sich erzählt, daß er nehmlich, ob er gleich lange die Kräuterkunde gelehrt hatte, sich niemals auf das Wort Pimpinelle besinnen konnte, wenn er auch gleich dieses Gewächs vor sich sahe, und sonst ein gutes Gedächtniß besaß. Geßner führt in seinen neuesten Entdeckungen in der Arzneigelahrtheit. B. 1. S. 137 ff. unter der Rubrik: Krankheiten der innern Sinne, ein merkwürdiges Beyspiel von Vergessenheit an, welches hier aufgezeichnet zu werden verdient. Ein Mann von 73 Jahren empfand im Anfang des Jänners (1770) einen Krampf in den Muskeln des Mundes, und ein Kützeln, wie vom Kriechen der Ameisen. Den 20ten Jänner bemerkte man bei einiger

Verwirrung der Gedanken einen besondern Fehler der Sprache an ihm. Er sprach zwar leicht und fließend; brauchte aber ganz ungewöhnliche selbgemachte Worte, die kein Mensch verstand. Die Anzahl dieser Worte ist nicht groß, aber sie werden oft nach einander wiederhohlt. Bisweilen gehen einige verlohren, und werden mit neuen ersezt. Auch spricht er Zahlen aus, wenn er schnell reden will. Gewöhnliche Worte braucht er mehrentheils in der rechten Bedeutung. Er weiß, daß er unverständlich spricht. Schreiben und Reden ist gleich unrichtig. Er kann seinen Namen nicht richtig schreiben. Schreibt er; so kommen eben solche neugemachte sinnlose Worte aufs Papier, als er ausspricht. Auch kann er nicht lesen, ob gleich mehr sinnliche Gegenstände die gehörigen Begriffe in ihm erwecken.

Noch ein anderes Beispiel dieser Art.

Ein Schulmann erkannte nach einer starken Apoplexie zwar Buchstaben und Worte, aber wenn er sie aussprechen wollte; so kamen ihm immer andere in den Mund, so groß auch sein Bestreben war, seinen Vorstellungen gemäß zu sprechen.

Die Seite 26 (3tes Stük 4ten Bandes) erzählte Genesungsgeschichte betraf doch wohl nichts anders als eine körperliche Krankheit.

Die

Die Fragmente aus dem Tagebuche des verstorbenen R. . . S. 33. welche auch im 5ten Bande fortgesezt worden, enthalten manche wichtige Winke für junge Leute und für Eltern — wie gefährlich eine in die Seele gelegte Empfindsamkeit sonderlich durch den unnatürlichen Mißbrauch gewisser Triebe werden könne, und wie das Laster der Selbstbefleckung von so vielen aus Unwissenheit und Mangel einer genauen Kenntniß des menschlichen Körpers getrieben wird. Schilderungen über die Entstehung und Entwickelung unsrer Empfindungen, wie im gegenwärtigen Beitrage vorkommen, können manchen unbedeutend scheinen, weil sie zu individuell sind, indeß glaube ich, stiften sie für aufmerksame Leser doch gewiß den Nutzen, auf sich bei ähnlichen Gelegenheiten, sonderlich bei Anlagen zur Empfindsamkeit sehr Acht zu haben. Zeigen dergleichen Aufsätze zugleich die traurigen Folgen anfangs unbedeutend scheinender Triebe; so können sie bei der Erziehung der Kinder sehr lehrreiche und warnende Beispiele werden.

Verrückung aus Liebe. S. 43. Man wird bei dergleichen schreklichen Beispielen von der Heftigkeit dieser Leidenschaft immer bemerken, daß schon in früherer Jugend, in einer fehlerhaften Erziehung, der erste Grund ihrer nachherigen Ausbrüche liegt. Das Mädchen, dessen Geschichte hier erzählt wird,

wurde in ihrer Kindheit verzärtelt, zu einem eigensinnigen, mürrischen und empfindsamen Geschöpf erzogen. Wurde zu keiner weiblichen Arbeit angehalten, las beständig, und sie wurde bald eine fromme Empfindsame, die immer betete und sang. Starkes Getränke als Caffee, ferner häufiges Sitzen, und guter Appetit machten ihren Körper stark und beim Erwachen neuer Gefühle sehr reizbar. Sie verliebte sich auf einem Ball in einen Officier, (weswegen schon manches Mädchen toll geworden ist) aber sie bekömmt ihn nicht wieder zu sehen. Ein anderer Freier stellt sich ein, und sie muß auf Zubringen der Eltern ihm ihr Jawort geben. Ihr Gemahl gewinnt bald ihre ganze Liebe; aber endlich kommt ihr der Officier wieder in den Kopf — und endlich ist eine gänzliche Verrückung da. Beispiele der Art sind gar nicht selten; aber sie bleiben immer sehr traurige Beweise von der Heftigkeit weiblicher Leidenschaften.

Das Sonderbarste, was in diesem 3ten Stük des 4ten Bandes unter der Rubrik: Seelenkrankheitskunde etwas uneigentlich vorkommt, ist das, was Herr Kammerrath Tiemann von einer gewissen Frau erzählt, welche bei jeder neuen Schwangerschaft ein Glied eines ihrer Finger verlohren haben soll. Sie sagte: drei oder vier Wochen nach einer neuen Empfängniß empfinde ich einen Schuß

am

am ersten Gliede eines Fingers. Das Glied des Fingers fängt denn an zu schwüren, mit unausstehlicher Hitze zu brennen; allgemach verwandelt sich das Geschwür in eine mit hellem Wasser angefüllte Blase; nachdem ich diese mit einer Nadel durchstochen, scheint das Fleisch um den Knochen in Fäulniß überzugehen. Endlich fällt der Knochen des beschädigten ersten Gliedes heraus, und alsdann ist in Zeit von vier und zwanzig Stunden der verstümmelte Finger ganz wieder zugeheilt." Sie hat 7 Kinder und folglich auch 7 Glieder an verschiedenen Fingern verlohren. — Ich überlasse gern den Aerzten die Auflösung dieses physiologisch-psychologischen Räzels.

C. F. Pockels.

(Die Fortsezung künftig.)

Zur
Seelenkrankheitskunde.

I.
Merkwürdige Beispiele vom Lebensüberdruß.

a) Eines hypochondrischen Geistlichen.

Am 7ten Junius vorigen Jahres (1787) starb zu A. . im Sarbrückischen der reformirte Pfarrer H. . Der arme Mann war bei aller derjenigen Munterkeit, die er in jüngern Jahren besaß, und auch gegen das Ende seines lebens noch in Gesellschaften affectirte, hypochondrisch, und ließ dieses Uebel, statt bei Zeiten die gehörigen Mittel dagegen zu gebrauchen, immer tiefer einwurzeln. Ungefähr am 3ten Junius erklärte er sich plözlich gegen seine Schwester, die seine Haushaltung besorgte: Die Zeit meines Abscheidens ist nahe! Ich lebe nur noch eine Woche und alsdenn, ich muß! — alsdenn stürz ich mich ins Wasser! Die Schwester sank bei diesen Worten ohnmächtig zu ihres Bruders Füßen nieder. Durch ungarisches Wasser brachte er dieselbe so weit wieder zu sich,

sich, daß sie die Augen aufschlug, und sagte dann zu ihr: Ey Schwester, ich habe nicht geglaubt, daß die Nachricht, die ich dir gab, dich im geringsten alteriren könnte! — Fasse dich, ich bitte, gieb dich zufrieden — es ist nun einmal nicht anders, ich muß sterben!

Den folgenden Mittwoch am monatlichen Bettage predigte er noch, wiewohl mit solcher Beklemmung, daß die Herzensangst ihm Todesschweiß auf der Stirn auspreßte. Das Lied aus dem Marburger reformirten Gesangbuche: Jesus süßes Licht der Gnaden. ff das er damahls singen ließ, zeugte von seiner traurigen Gemüthsverfassung. Es war das leztemal, daß er die Canzel betrat, denn von nun an blieben stets zwei Nachbarsleute um ihn, die ihn beobachteten. Zu diesen sprach er am Tage vor seinem Tode: Ihr lieben Leute! Bei . . . auf der Brücke ist der Rhein so schön tief, bringt mich doch dahin, daß ich mich hinabstürzen und mein Leben enden kann, — oder wenn es euch zu weit ist, so grabt eine Grube, es ist einerlei und scharrt mich ein, es ist da auch kühl! Donnerstags Nachts den 7ten Junii brachte man ihn zu Bette, schloß die beiden Thüren, die zur Schlafkammer führten zu, und die Wächter blieben in der daranstoßenden Stube.

Kaum sahe sich der Unglückliche von Menschen frei, so sprang er aus dem Bette, verriegelte die Thüren von innen, und sprang durch das eröfnete

Fenster in Garten. Zum Unglük konnten die Männer, welche dieses in der Stube hörten, weder durch die verriegelte Schlafkammer noch durch den Hausgang, wovon der Schlüssel verlegt war, ihm sogleich nacheilen, und ihre nachherigen Nachforschungen waren leider vergeblich. Erst Freitags gegen Mittag fand man seinen Leichnam ohnweit A. . . in einem kleinen Bache, auf den Rücken liegend, die Müße über das Gesicht gezogen und die Hände auf die Brust zusammengeschlagen, seine Miene war nicht verstellt, und schien zufriedener als in den lezten traurigen Tagen seines Lebens. Man fand in der Gegend am Bache verschiedene Spuren, daß er schon im Wasser gewesen und wieder herausgegangen war, vermuthlich weil es ihm nicht tief genug zu seyn schien, bis er endlich, weil ers nicht tiefer antraf, sich wie in ein Bette auf den Rücken hinein legte und so ertrank. Er ward am folgenden Montage öffentlich unter einer großen Leichenversammlung begraben. Der reformirte Prediger aus R. . hielt ihm die Leichenpredigt über die gutgewählten Worte Christi: Vater vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun. Journ. v. u. f. D. 9. St. 87.

---

b) Eines 72 jährigen blinden Predigers.

Visitationsschein. Es war der 16te October Morgens nach 2 Uhr 1764 als vom Churfürstl. Sächsis. Amte

Amte zu E. . ich Endesbenannter Medicus requirirt wurde, mich eilends nach N. . in das Pfarrhaus zu verfügen, und die Magisterinn, Frau Th. N. E. daselbst, welche von ihrem alten 72 jährigen blinden Ehemanne Herrn M. E. Nachts gegen 12 Uhr im Schlafe in ihrem Bette in der Kammer neben der Wohnstube, worin der alte Magister gelegen, mit vielen Wunden sehr gefährlich verlezt worden seyn, mit dem geschwornen Amtschirurgo N. allhier zu visitiren, verbinden zu lassen, und nachher mit dienlichen Medicamenten zu versehen. Dem zu Folge begaben wir uns nebst dem Viceactuario Herrn Sch. und Landrichter Herrn S. schleunig dahin, und kamen um 5 Uhr Morgens in der Pfarrwohnung daselbst an, und fanden die Verwundete in der obern Wohnstube, anjezt in dem Bette liegend bereits verbunden von einem Chirurgo K. von B. Die Verblutung hatte bereits cessirt, weil der Körper fast vom Blute entledigt und Patientinn sehr blaß aussahe, auch sehr matt war. Sie schlug oft mit der rechten Hand auf ihre Bettdecke; konnte aber dennoch ziemlich vernehmlich auf die gethane Fragen antworten und sagen, daß ihr Mann sie im Schlaf liegend also verwundet habe, doch wisse sie nicht, wenn oder womit es geschehen sey. Es wurde uns ihr angehabtes Hemde gezeigt, welches wie aus Blut gezogen aussahe. Auch fand sich viel Blut in ihren Betten in der Kammer, wo sie verwundet worden war, auch einige blutige Flecken an

der Wand des Ofens in der Wohnstube gegen die Stubenthür, und hinter dem Ofen eben daselbst an der Wand. Es wurde uns auch von dem Schwiegersohn S. der Patientinn Schlafmütze und Kopftuch voller Blut und Hiebe, benebst einem ziemlich schweren und scharfen Küchenbeil und scharfen mittelmäßigen Messerchen gezeigt, welches die mörderischen Instrumente gewesen seyn sollten, die auch beide noch mit Blut beflekt waren. Wir ließen hierauf von dem noch gegenwärtigen Chirurgo K. die angelegten Bandagen wieder abnehmen, weil die Verblutung stille geworden war, und fanden folgende 13 Wunden an der Patientinn u. s. w. Die Wunden, welche hier weitläuftig beschrieben werden, kann man füglich übergehen.

Weil nun die Empfindsamkeit der Wunden zu groß war, auch leicht neue gefährliche Verblutungen und Ohnmachten bei dem ohnehin schon geschwinden und febrilischen, jedoch schwachen Puls, nicht weniger auch noch künftige Schmerzen beim nöthigen Heften der großen Wunden zu besorgen stunden, so konnte man vorjetzo keine Visitation der sämmtlichen Hauptwunden vornehmen und bemerken, wie tief solche ins Cranium gegangen wären. Man vermuthete aber doch, daß das Cranium und besonders das Gehirn dabei nicht so viel gelitten haben konnte, weil die Patientinn völligen Verstand und gar kein Erbrechen hatte, wie bei verleztem Gehirn und niedergedrukter oder gespalteter Hirnschaale gewöhn-

wöhnlich ist. Man verband demnach die Hauptwunden gehörig, und versahe solche mit warmen spirituösen Aufschlägen und Bandagen, die große Halswunde aber (eine Wunde am Halse bei 3 Zoll quer über durch die asperam arteriam oder Luftröhre und Oesophagum oder Speiseröhre, aus welch lezterer auch der gereichte Thee und Milch vor und nach dem Verbande herausgeflossen) und die Ellenbogenwunde zog man mit 3 Heften zusammen, bedekte selbige mit Pflastern, Aufschlägen und Bandagen. Nach dem Verbande fand sich Patientinn eben nicht schwächer, sondern nahm auf Anbiethen etwas Milch zu sich, um den Abgang des Blutes und der Kräfte ersetzen zu sollen, die aber der Hefte unerachtet zwischen der Bandage aus der Halswunde wieder herausdrang, mit der Versicherung auf beschehene Frage, daß sie nichts davon in dem Magen habe verspüren können.

Die eine von den Wunden, nehmlich die große Halswunde, wurde von dem Medicus Herrn Hofmann, der vorhergehenden Visitationsschein ausgefertiget, für würklich tödlich erklärt, wie denn auch die Unglükliche Ermordete den andern Tag darauf bei einen heftigen Blutsturz würklich ihr Leben endigte. Bei der Section wurde die Tödlichkeit der Halswunde bestätigt, und hierauf gründet sich folgendes merkwürdige Urthel über den Mörder, welches ich ganz hieher setzen will, um zu sehen, durch welche Veranlassungen der unglükliche Mann zu sei-

ner abscheulichen That verleitet worden ist, und welch eine Menge qualvoller Ideen vorhergehen mußten, ehe er sich dazu entschloß.

Hat ernannter C. als man ihn Artikelsweise vernommen, gestanden und bekannt, daß er den seit vierzehn Tagen, und besonders die lezten 4 Tage davon, gehegten Vorsaz, sein Eheweib, Theodoren Reginen, ums Leben zu bringen, am 15ten October des abgewichenen 1764sten Jahres, Abends gegen 12 Uhr in der ordentlichen obern Wohnstube der R — er Pfarrwohnung, worinnen sein Eheweib so wie er in der daneben befindlichen Cammer zu schlafen pflegte, dergestalt zu Werke gerichtet, daß, da er aus dem Schnauben des Eheweibes, als er die Cammerthür sachte aufgemacht, gemerkt, daß selbige im Schlafe liege, er aus der Cammer in die Stube gegangen, mit der Hand auf des Weibes Kopf gefühlt, sodann nach dem Orte, wo er seine Hand gehabt, mit dem bei sich gehabten Beile den heftigen Hieb gethan, und da hierauf das Eheweib im Bette sich aufgerichtet, und nebst dem bei ihr gelegenen Tochterkinde, dem H — schen Töchterlein heftig geschrien, er mitler Zeit immer mit dem Beile auf das Eheweib weiter zugehauen, so sehr sie sich mit den Füßen gewehrt, und damit sie desto eher sterben sollte, mit dem aus der Tasche und Scheide gezogenen Federmesser in die Kehle, wonach er zuvörderst mit der linken Hand gefühlt, mit der rechten Hand gestochen; selbiger

da

da niemand anders da gewesen, alle die an derselben befundenen Wunden zugefügt, also an dessen, den 16ten October darauf, Nachmittags gegen 3 Uhr erfolgten Tode, weil er die Frau so verwundet, ganz allein Schuld sey, und also eine prämeditirte Mordthat begangen habe.

Inquisit gestand in dem Verhör ferner, daß es keine Bosheit von Seiten seiner gewesen, die ihn zur Begehung der Mordthat bewogen, sondern daß er dazu durch die Ungenügsamkeit seines Pfarrgehülfen, den man ihm Alters halben gegeben, und welcher nicht mehr mit der ihm bewilligten Hälfte der Pfarreinkünfte habe zufrieden seyn, sondern Inquisiten nur mit einem gewissen jährlichen Gehalt habe abfinden wollen, und durch die daher entstandenen Zänkereyen mit seinem Eheweibe verleitet worden wäre. Dieses machte dem armen blinden Manne, wie er im Verhör anzeigte, tägliche und sehr bittere Vorwürfe darüber, daß er sich seine Einkünfte durch den Adjunctus so sehr abschneiden ließe, und daß sie ihr ihrem Manne zugebrachtes Vermögen ohnedem schon zugesezt hätten. „Du räumst dem Pfarrgehülfen, dies waren ihre täglichen Vorwürfe, zu viel ein, und machest mich unglüklich, und wenn wir einmal betteln gehen müssen; so bist du Schuld daran, desgleichen, wenn er sterbe, und sie solcher Gestalt um ihren Unterhalt kommen werde, wolle sie auf sein Grab treten und sagen: hier liegt der unbeson-

sponnene Rabenvater, der weder für seine Frau, noch Kinder gesorgt hat. item. Am jüngsten Tage wolle sie sagen: hier ist der gottlose Rabenvater, richte ihn Gott nach dem strengsten! denn er hat die Hölle an mir verdient; noch weiter und immer fort plagte sie ihn mit bittern Vorwürfen, daß er ein alter unverständiger Rabenvater, und daß er werth sey, daß man Leute kommen und ihn mit Steknadeln zerkratzen ließe. Aus diesen anhaltenden Zänkereien und Beängstigungen, wovon ihm immer seine Gedanken vergangen und welcher Unfriede mit seinem Eheweibe 4 bis 5 Monat fortgedauert, sey endlich die Verzweifelung und der Wunsch entstanden, daß sein Leben ein Ende nehmen möchte. Er wäre bei diesen Plagen denn auch zugleich mißtrauisch auf die göttliche Vorsorge geworden, der Gedanke daß er und sein Weib nicht mehr von den halben Einkünften der Pfarre hätten leben können, ferner daß nach seinem Tode sein Weib würde Noth und Schimpf leiden müssen, hätte nun vollends alles dazu beigetragen, sich sowohl, als sein Weib aus der Welt hinaus zu schaffen, — sich, um sich von seinen vielen Plagen und bei seiner langen Blindheit ausgestandenen Lebensüberdruß zu befreien, sein Weib, um sie vor aller künftigen Noth zu sichern. Es sey demnach in ihm der veste Vorsatz entstanden, sein Eheweib zu ermorden, und sich den Händen der Obrigkeit zu überliefern, damit auch er von der Welt käme, und aller seiner tägli-

chen

chen Plagen und Noth ein Ende machen möge. Im übrigen sey es durch Hülfe des Satans geschehen, daß er so hintereinander in der Eile dem Weibe die Wunden zugefügt, wie ihm denn auch den ganzen Tag vorher gewesen, als wenn alle Teufel um ihm wären, so daß ihm ordentlich der Kopf gebrauset." Zu allen diesen Veranlassungen seiner schreklichen That kamen nun noch folgende Umstände, die auch der Defensor des Inquisiten nüzte, um ihn vom Tode zu retten, nehmlich, daß ihn in den lezten sieben Jahren der Schlag, so jedoch ein paarmal nur Schwindel gewesen, 5 bis 6mal gerührt, und seine Gemüthskräfte dadurch in eine Schwäche und Verwirrung gerathen wären; ferner daß er eine schlechte Lebensordnung beobachtet, von zähem und schwerem Geblüte gewesen sey, und den Brantewein geliebt habe. Alle diese Umstände konnten ihn aber doch nicht vom Tode retten, weil er wie er selbst eingestanden, sich seiner bei der verübten Mordthat völlig bewust gewesen, und die dabei vorkommenden Umstände deutlich zeigten, daß er die Mordthat nicht in einem Anfall von Wahnwiß oder Raserei begangen habe.

Es ist der Mühe werth, die Gründe aus dem Urthel anzuführen, warum man die Vertheidigung seines Defensors nicht für gültig annehmen wollte. „Wenn bei einem Verbrecher die Zurechnung der ausgeübten Missethat wegfallen soll, muß eine solche Schwäche und Ohnmacht des Gemüths und

der Seelenkräfte vorhanden seyn, die ihm das, was er gethan, und ob selbiges recht oder unrecht sey, zu wissen und beurtheilen zu können, ausser Stand sezt: bei Inquisiten hingegen desgleichen sich keinesweges ereignet, sintemal die genaue, und so weit andere Personen, als die verwundete C. selbst, der Schwiegersohn, die Magd und der Pfarrgehülfe davon wissen, und etwas melden können, richtige Erinnerungen der Umstände seiner That, sowohl als des unmittelbar vorhergegangenen und darauf erfolgten; ja selbst der nach Anleitung des Inquisiten summarischen Aussage Fol. 45. B. im 45 und 46sten von ihm bejaheten Artikel gebrauchte Gedanke: Daß, wenn er des Weibes Mörder, er dadurch selbst des Todes schuldig wäre, untrügliche Merkmaale sind, daß vor- bei und nach seiner Missethat er sich selbst wohl bewußt, um die Unrechtmäßigkeit seines Vorhabens und dessen Vollziehung einzusehen auch nach den Gesetzen zu beurtheilen nicht weniger als unfähig, sowohl daß das angegebene Brausen des Kopfs, gleich als ob alle Teufel um ihn wären, in der That nichts anders, als die Erinnerungen des Gewissens, so ihm die Abscheulichkeit seines Vorsatzes vorgehalten, gewesen: da weiter, daß er sonst und besonders um die Zeit des verübten Verbrechens ungereimte oder widersinnige Handlungen unternommen, keine Spur zu finden, sondern er dergleichen sich zu enthalten wohl gewußt; darneben damals trunken gewesen zu seyn vermeint,

auch

auch niemand daß er es gewesen, an ihm vermerket, alle Vermuthung, daß sein Verstand den Reizungen seines bösen Willens zu widerstehn, wenn nur Inquisit es thun wollen, unvermögend und nicht genugsam gewachsen gewesen, gänzlich hinweg fällt; vielmehr Inquisit mit andern grober Missethat Schuldigen gemein hat, daß, anstatt, was er sich vorgenommen, wohl zu prüfen und sodann den sanften Leitungen des das Unternehmen verwerfenden und mißbilligen Verstandes zu folgen, er mit gänzlicher Beiseitsetzung dessen, wessen selbiger ihn belehret, lediglich von den übereilten Trieben eines durch Leidenschaften aufgebrachten und verderbten Willens sich überwinden und von ihm hinreissen lassen; anbei daß Inquisit, als ein siebenzigjähriger Greiß, dem das Alter als ein Vorbote des sich ihm nähernden Todes vermittelst Blindheit die Augen gleichsam bereits zugedrukt, und der mithin der Hitze aufwallender Gemüthsbewegungen weniger Herrschaft über sich einräumen sollen, eines anständigern Abschieds aus dieser Zeitlichkeit sich nicht beflissen, dargegen auf so schändliche Art seinem Tode zugeeilet; als ein an die 39 Jahr im Priester-Amte stehender Prediger göttlichen Worts, die in diesem vorgeschriebene, und ohne Zweifel, solche Zeit über, andern gepredigte Zähmung des bösen Willens und Dämpfungen der aufsteigenden sündlichen Begierden und Trieben selbst nicht beobachtet, noch die Gründe, die er wieder das Mißtrauen in die göttliche Vorsorge und

die demselben so oft auf dem Fuße folgende Verzweifelung andern eingeschärfet, sich vor Augen genommen, oder, um ihn davon zu erinnern, einen oder andern seiner Mitbrüder und Amtsgenossen angegangen; ferner, daß er die That nicht im Zank mit dem Eheweibe, wobei die jähling aufsteigenden erstere, der menschlichen Schwachheit unerwartet überwältigende, Regungen des Zorns wenigstens als eine scheinbare Entschuldigung hätten angeführet werden können, sondern nach einer längst vorhergegangenen Ueberlegung zu Folge, und da wenigstens einige Stunden lang zwischen ihm und dem Eheweibe kein Wortwechsel vorgefallen, vielmehr Inquisit sec. Artic. 72 und 74 demselben, nur eine viertel Stunde vorher, mit falscher Zunge diejenige Nacht gut zuzubringen angewünschet, die er zu dessen Abschlachtung, und zwar laut des bejaheten 108ten Artikels, unaufhaltlich bestimmt gehabt, über dieses er das Eheweib im Schlafe überfallen, und dadurch, wenn sie, wie er, nach Anleitung der Antwort auf den 103ten Artikel, darauf umgegangen, so fort unter seinen Händen verstorben wäre, deren zu einem so plözlich als unvermutheten Uebergange in die Ewigkeit damals vielleicht nicht gefaßte Seele der Gefahr des ewigen Verderbens auszusetzen, an sich nicht ermangeln, auch von der Beharrlichkeit in seinem bösen Vorsatze, dabei ja freilich wohl ein guter Geist die Hand nicht geführet haben kann, weder durch die Gegenwehr des Wei-

des

des noch durch dessen und des H—schen Kindes ängstliches Schreien sich abwendig machen lassen, lauter solche Umstände sind, wodurch die Schwere des Inquisiten Verbrechens mehr erhöhet als verringert wird. — —

c) Eben so auffallend ist folgendes Beispiel von einem kalten Ueberdruß des Lebens.

Ewa Margretha K— 23 Jahr alt wurde wegen verschiedener Verbrechen im Sept. vorigen Jahres (1755) in das Zuchthaus nach Onolzbach gebracht. Man empfing sie gewöhnlich wie die Züchtlinge mit einer Peitsche, und einer von den Streichen verlezte ihre rechte Brust. Diese Behandlung machte den tiefsten Eindruk auf benannte Weibesperson, und sie fing an, lieber den Tod zu wünschen als ein solches Leben zu führen. Um aber desto eher zu Erfüllung ihres Wunsches zu gelangen, fiel sie auf den schreklichen Gedanken einen Mord zu begehen, damit ihr auch sodann das Leben genommen werden, und auf solche Art Zeit gewinnen möchte ihre Sünden zu bereuen, und bei Gott Gnade zu erlangen, welche sonst durch Handanlegung an sich selbst verlohren gehen möchte. (Man sieht hieraus deutlich, daß die meisten Mörder, die andre umbringen, um sich dadurch selbst aus der Welt zu schaffen, aus einer mißverstandenen Religiosität lieber Hand an andre legen). Sie præmedidirte geflissentlich den

Tod einer andern Weibsperson, und führte ihr Vorhaben auch würklich auf folgende Art aus. Sie gab nehmlich vor, als eines Sonntages die Züchtlinge in die Kirche gehen mußten, daß sie Bauchweh habe, und nicht den Gottesdienst mit abwarten könne. Mit ihr wurde noch eine andere Züchtlinginn, Mederin mit Nahmen, zurükgelassen, welches ein äußerst einfältiges Mensch war. Zu dieser begab sich Margaretha K — und stellte ihr vor, daß sie beide, um ihres Jammers auf einmal los zu werden, sterben wollen, und daß sie (die Margretha K —) damit den Anfang machen wollte, daß sie die Mederin zuerst umbrächte. Die Mederin war damit zufrieden, nur machte sie vorher die Bedingung, daß ihr das Umbringen nicht viel Schmerzen verursachen sollte. Sie legte sich darauf auf eine Brücke im Zuchthause ausgestrekt hin, und die Mörderinn übte würklich die schrekliche That mit Abschneidung des vordern Halses mittelst eines Ulmer Kreuzermessers an ihr aus, die einfältige Mederin empfing die tödlichen Messerstreiche mit aller Gelassenheit, und starb nach einer Stunde an den empfangenen Wunden.

Um zu sehen, wie die unglükliche Mörderinn auf die abscheuliche Idee ihre Mitgefangene hinzurichten gekommen sey, und wie traurig die Veranlassungen dazu waren, will ich aus dem medicinischen Bericht über sie nur noch folgendes hinzu setzen, woraus zugleich erhellen wird, wie hundisch die bar-

barbarischen Aufseher der Zuchthäuser oft mit ihren Züchtlingen umgehen, und wie leicht bei solchen Unmenschlichkeiten mörderische Gedanken in den armen, leidenden, gedrükten Menschen entstehen können.

Als sie in das Zuchthaus gebracht wurde, wurde sie frei hingestellt, mit aufwärts gestrekten und an Händen geschlossenen Armen, da sie denn vom Zuchtmeister, der ihr hinterwärts zur linken stand, zwanzig Streiche mit einer langen neuen Peitsche, die vom Handgrif bis oben ganz biegsam war, bekam. Während des Schlagens schwang sich das oberste Ende der Peitsche gewaltig auf ihre rechte Brust, und verursachte eine so heftige Contusion auf derselben, daß sie gleich aufschwoll, blau, schwarz, gelb und roth wurde, wie die Brüste denn zu werden pflegen, wenn ein Kind davon entwöhnt wird. Während der Geschwulst, sagte sie, habe sie um Hülfe gebeten, man habe es ihr aber abgeschlagen, und sie zur Geduld verwiesen. Wie die Geschwulst nach 8 Tagen etwas nachgelassen, kamen erst die Schmerzen von der Seite in die Brust hinein, als wenn mit Messern darinn geschnitten wurde. Nach 14 tägigen erschreklichen Schmerzen habe sich die Brust oben an der linken Seite eröfnet, wo nichts als gelbes Wasser herausgelaufen, wonach Geschwulst, Härte und Flecken vollends vergangen, auch die Schmerzen, die sich etwas gelindert, blieben auch außen, so lange das Auslaufen dauert, wenn aber dieses nachlasse, und die Oefnung zugefal-

fallen; so kämen die Schmerzen wieder, ziehen sich in die Brust gegen den Rücken in die Achsel, und von da gegen das Herz und davon bekomme sie schweres Athmen und Stecken, und das herauslaufende Wasser mache ihr sehr brennende Schmerzen.

Als man sie fragte, was sie denn aber zu der abscheulichen That, ihre Mitgefangene umzubringen, bewogen habe? antwortete sie: Furcht vor der Qual und scharfen Schlägen, die sie im Zuchthause hätte erleiden müssen, und noch wie lange hätte ausstehen müssen. Da wäre sie denn auf den Gedanken gekommen: nehme ich mir mein leben selbst; so ist meine Seele ewig verlohren; wenn ich aber das Mensch umbringe, und sodann auch um das leben komme; so kann ich meine Sünden bereuen und Gott wird meine Seele zu Gnaden annehmen.

Auf die Frage: ob sie gegen die Entleibte einen Haß gehegt, oder sie von dieser sey beleidigt worden? sagte sie, die Entleibte habe ihr kein leid gethan, vielmehr wenn dieser etwas leids geschehen, sey sie allezeit auf sie zugelaufen und hätte es ihr geklagt.

Auf die Frage: ob sich die Entleibte nicht gewehrt? antwortete, daß sie sich ganz geduldig habe ermorden lassen. Als man sie fragt: ob sie die Nacht nach der abscheulichen That geschlafen? erwiederte sie, sie habe eben gebethet, und da sie darüber eingeschlafen, und wieder aufgewacht, hätte

sie

sie das unterbrochene Gebet wo sie vorher geblieben, wie sie jeder Zeit gewohnt gewesen wieder fortgesezt. Sie hätte kein Bedauern mit der Entleibten gehabt, und hätte eben gedacht: sie könnten beide auf diese Art miteinander der Marter auf einmal entledigt und selig werden. Die Inquisitinn zeigte sich übrigens allezeit ganz gelassen, außer wenn man ihr die erschrekliche That vorgestellt, wie dieses durchaus nicht der Weg zur Seligkeit wäre, vielmehr sie den Zorn Gottes auf sich geladen, hat sie geweint.

Der Arzt fand sie stets vollkommen vernünftig, und sezt in seinen Bericht hinzu, daß sie ihre That blos aus Verzweifelung und Lebensüberdruß unternommen hätte, und dazu bei einem bessern Unterricht in der Religion nicht gebracht seyn würde. Die Justiz verstand diesen Wink nicht — und weil man sonst oft mit der Todesstrafe so äusserst bereitwillig war, wurde das unglükliche Mädchen nicht lange nach ihrer That hingerichtet.

Aus vorhergehenden und hundert andern dergleichen Beispielen von Lebensüberdruß erhellet deutlich, daß sehr viel Menschen vor dem Tode lange nicht den Abscheu haben, der uns allen so gemein seyn soll. Der Gedanke, nicht mehr zu seyn, ist für sehr viele lange nicht so schreklich, als wirs glauben. Von den Leiden des Lebens niedergedrükt, von allen verlassen, mit körperlichen Schmerzen beladen — ohne Hofnung daß es jemals besser werden kann, besser werden wird, ist wohl der Entschluß,

sich selbst umzubringen, lange nicht so schwer, als er uns bei gesundem Leibe, gutem Appetit, und äussern glüklichen wenigstens erträglich guten Umständen zu seyn scheint. Aber warum richteten sich jene Menschen nicht lieber gleich selbst hin, warum mordeten sie erst andere, damit sie wieder gemordet würden —? dies kann man wohl nicht anders, als theils aus einer natürlichen Abneigung erklären, Hand an sich selbst zu legen, wenn noch Mittel vorhanden sind, daß wir dies traurige Geschäft andern überlassen können; theils aus einer religiösen Furcht, daß man durch einen Selbstmord sich gleichsam den Himmel selbst verriegeln würde, und daß man durch die Ermordung eines andern immer noch Zeit bekäme, an seiner Seligkeit zu arbeiten, was aus dem leztern Beispiel sichtbar erhellet. Ausserdem hat der Gedanke: sich selbst zu ermorden, bei aller seiner Entsezlichkeit, für den Unglüklichen, besonders hypochondrisch Unglüklichen etwas Einladendes an sich; — der Leidende erhebt sich dadurch in seinen Gedanken über alles weg, was ihn einschränken, was seine körperlichen Leiden vermehren kann. Ihm hat kein Mensch etwas mehr zu gebieten, er kann der ganzen Welt trozen, wenn er nicht mehr von der Todesfurcht gemartert wird. Alle Intriguen und Bosheiten der Menschen gegen sein Glük kommen ihm wie erbärmliche Spielwerke vor; — er darf nur einen Augenblik den Willen haben — seinem Leben ein Ende zu machen, und er ist ewig von allen Un-

Unannehmlichkeiten desselben befreit. Freylich müssen große Verirrungen der Seele vorhergegangen seyn, ehe jener Entschluß bei ruhiger Vernunft zur Reife kommen kann; allein selbst die Vernunft kann sich in solchen Augenblicken bisweilen das Ansehn geben, als ob sie den Selbstmord billigen dürfte, und es hat Leute genug gegeben, die aus Gründen der Vernunft Hand an sich selbst gelegt haben, ob gleich jeder der sich nicht an ihre Stelle setzen kann, glauben wird, daß die Leute etwas gescheidteres hätten thun können. Es ist aber auch hier gemeiniglich nicht die Frage: was sie hätten thun können; sondern, was sie nach der einmal vorhandenen Folge ihrer Vorstellungen und Empfindungen durch einen unwillkürlichen Stoß ihrer Gefühle thun mußten.

Wer diesen Punct nicht recht in Erwägung zieht, wird nie mit philosophischer Toleranz über den Selbstmord irgend eines Menschen ein gehöriges Urtheil fällen, und wird Menschen verdammen, die eher unser ganzes Mitleiden verdienten, und die der Himmel wohl nicht nach unsern Systemen richten wird.

P.

2.

Krankheit der Einbildungskraft.

Nachricht von einer Frau, welche meinet, daß sie gestorben sey, und durchaus als eine Gestorbene wollte behandelt werden.

Nachstehende Erzählung des Bonnet ist von einer sonderbaren Art. Ein sonst verständiges altes Frauenzimmer fängt auf einmal sich einzubilden an, daß sie gestorben sey, und begraben werden müsse. Keine Vorstellungen dagegen wollten etwas fruchten, man muß sie, um sie zu beruhigen, durchaus in einen Sarg legen; aber selbst bei dem eingebildeten Tode verläßt sie die weibliche Neigung nicht, sich zu schmücken, 2c. — doch hier ist die ganze Erzählung selbst.

Eine ehrbar alte Frau von beinahe siebenzig Jahren saß frisch und gesund in der Küche, und bereitete eben die Speisen zu, als sie eine durch die Küchenthür eindringende Zugluft so heftig in den Nacken traf, daß sie als wie vom Schlage gerührt, und an der einen Seite auf einmal gänzlich gelähmt wurde, so daß sie die Tage hindurch fast ganz einer todten Person glich. Vier Tage nachher bekam sie ihre Sprache wieder, und ernannte diejenigen Frauenzimmer, welche ihr das Sterbekleid anziehen,

und

und sie, da sie bereits würklich todt sey, in den Sarg legen sollten. Man gab sich alle Mühe, sie von ihrem lächerlichen Wahn zu befreien. Ihre Tochter und Bedienten machten es ihr sehr begreiflich, daß sie nicht gestorben sey; sondern noch lebe; alles war umsonst, die Todte wurde hitzig, und fing auf die Saumseligkeit ihrer Freundinnen gewaltig zu schmälen an, welche ihr nicht gleich den lezten Liebesdienst mit Beschickung ihres Körpers erweisen wollten, und wie die Freundinnen noch länger zauderten, wurde sie im höchsten Grade ungedultig, und wollte von einer Magd mit Drohworten ihre Ankleidung als eine Todte erzwingen. Endlich fand man es für nöthig, um sie zu beruhigen, daß man sie wie eine Leiche ankleidete, und würklich auf ein Paradebette legte. Sie selbst beschäftigte sich hier, noch so galant als möglich zu erscheinen, sie stekte sich die Nadeln anders, musterte an dem Saume des Sterbekleides, und war mit der Weiße des Leinnens zu ihrer Beerdigung gar nicht zufrieden. Endlich fiel sie in einen Schlaf, wo man sie alsdann wieder auskleidete, und in ihr Bette legte. Kaum war sie aber wieder erwacht, als die vorige Grille, daß sie würklich todt sey, und beerdigt werden müsse, wieder kam. Dieser Paroxismus dauerte lange fort. Der Arzt gab ihr Pulver aus Edelstein mit Opium vermischt. Da sie endlich glaubte, daß sie sich noch würklich im Lande der Lebendigen befinde, äußerte sie oft, daß sie in

Nor-

Norwegen bey ihrer Tochter wäre, und widersprach allen denen mit größter Lebhaftigkeit, welche das Gegentheil sagten. Bisweilen machte sie Anstalt zur Reise nach Coppenhagen, und war nicht zu überreden, daß sie sich ja schon an diesem Orte aufhielt, bis man endlich auf ein listiges Mittel dachte, und sie in einem Wagen außer dem Thor herumfahren, nachher aber in die Stadt zurückbringen ließ, da sie denn ihr Haus kannte, und damahls eben aus Norwegen zurückgekommen zu seyn glaubte. Sie konnte Hände und Füße bewegen, und nach Gefallen gebrauchen. Das Essen schmeckt ihr wohl, und war in allen Stücken einem gesunden Menschen gleich, außer daß sie nicht schlafen konnte, wenn sie nicht Opium nahm. Nachher bekam sie ihren Paroxismus alle Vierteljahr, und wunderte sich hernach allemahl höchlich, daß sie wieder ins Leben zurückgekehrt sey. Während der Zeit daß sie sich todt glaubte, hielt sie mit längst Verstorbenen Unterredungen, richtete Gastmahle für sie zu, und bewirthete die nüchternen Todten mit vieler Sorgfalt.

In gegenwärtigem Fall war die Vorstellung des Frauenzimmers, daß sie würklich gestorben sey, lebhafter als alle andre Ideen geworden, die sie vom Gegentheil hätten überführen können, und dergleichen ähnliche Fälle sind nichts ungewöhnliches. Als die Kranke vom Schlage gerührt wurde, bemächtigte sich

sich ihrer wahrscheinlich der Gedanke mit größter Stärke: — **nun stirbst du.** — Dieser Gedanke blieb während der Zeit, da sie noch nicht wieder zu sich selbst gekommen war, der einzige und herrschende in ihrer Seele. Alle andern Vorstellungen wurden gleichsam unwillkürlich in Hintergrund der Seele geschoben, und diese nahm durch seine Lebhaftigkeit überrascht gar bald einen Habitus an, jenen Gedanken als herrschend zu unterhalten. Die ungewöhnlichsten und seltsamsten Ideen können einen solchen Habitus bekommen, wenn die Seele aus ihrer gewöhnlichen Denkordnung **auf einmal** herausgeworfen, und in eine ganz neue Hauptidee hineingezwungen wird. Eine plözliche körperliche Unordnung im Gehirn, oder auch eine heftige Ueberraschung können einen solchen Umtausch veranlassen, und wir sind dann nicht mehr im Stande, die Ungereimtheit der leztern einzusehen, weil wir eine **richtige** Folge unsrer Vorstellungen (selbst beim Wahnsinne) zu bemerken glauben. Dieß ist bei allen seltsamen Einbildungen der Fall. Der welcher sie hat, kann sich nicht überreden, daß es Einbildungen sind, theils weil ihre Lebhaftigkeit nicht mehr eine Vergleichung mit andern natürlichern und und vernünftigern Vorstellungen zuläßt; theils weil der Eingebildete keine Lücke, keinen Sprung in seiner neuen Denkform wahrnimt, und die Entwickelung aller seiner Nebenideen aus einer einzigen Hauptidee ihm sehr natürlich und den Gesetzen des menschlichen Denkens gemäß vorkommt. Hieraus

läßt

läßt sich nun erklären, wie schwer es gemeiniglich ist, Menschen von lebhaften Einbildungen zu kuriren. Man muß gleichsam ihre ganze Gedanken-Methode umwerfen, wenn man sie heilen will, man muß ihnen eine neue Ideenfolge unterschieben, und was das schwerste hiebei ist, man muß die Hauptidee zwar nicht immer auf einmahl, sondern durch allerlei Nebenwege, und nach und nach aus ihrem Besiz hinauszustoßen suchen. Ferner läßt sich hieraus erklären, warum Leute, die von einer gewissen Einbildung beherrscht werden, gemeiniglich in Absicht dieser Einbildung äußerst consequent sind. Sie schließen immer von Folge auf Folge, wenn sie nicht anders ganz verrückt sind, und verfahren dabei nicht selten nach einer so strengen Syllogistic, daß man in so fern an ihren Schlüßen nichts aussetzen würde, wenn die erste Bedingung aller ihrer Thesen nur nicht aus der Luft gegriffen wäre.

P.

3.

Mütterliche Grausamkeit aus Melancholie und Verzweifelung.

Katharine Häuslerin, aus einem Dorfe bei Donauwörth, 45 Jahr alt und 12 Jahr Ehefrau eines harten, störrigen Mannes, hatte, außer einem Fieber und derzuweilen in Unordnung gerathenen monatlichen Reinigung, keine Krankheit gehabt.

Zu Ende des Jahres 1785 hatte sie im Dorfe, wo sie wohnte, einer Kuh heimlich die Milch ausgemolken. Dies wurde erfahren, und ihr flehentliches Bitten, daß dieser kleine Diebstahl ihrem Mann verborgen bleiben möchte, wurde zwar gewährt; aber man hielt das Versprechen nicht, und in der Folge bekam ihr Ehemann von diesem Verbrechen der Frau erst dunkle, dann klärere Nachricht.

Ein von den Gerichten des Klosters zum heil. Kreutz in Donauwörth abgehörter Zeuge bezeugte, daß diese Frau immer brav, gottesfürchtig und häußlich gewesen wäre, aber immer vielen Sturm mit ihrem Mann gehabt habe. Von keiner Zerrüttung des Gemüths wuste dieser etwas: ein andrer sagte: man habe zuweilen an ihr bemerket, daß sie etwas hochmüthig sey, und zuweilen vor den Leuten vorbeigehe, ohne sie zu grüßen.

So-

Sowol diese Zeugenaussagen, als das nachherige Verhör der Unglüklichen nach Inquisitionalartikeln beweisen, daß sie nach jener kleinen Uebelthat, aus Furcht wegen des Nachtheils ihres guten Namens, und wegen übler Behandlung ihres Mannes, falls die Geschichte, die kaum verborgen bleiben würde, diesem zu Ohren käme, nachdenkend, ängstlich und tiefsinnig wurde. Aus den Akten erhellet, daß sie gebeichtet, und zwar auf diese Sünde, welches bei Katholiken viel ist, ohne nachherige Beruhigung gebeichtet habe. Sie hat oft gebetet, ohne zu wissen, was sie bete, und trauete sich nicht, es ihrem Manne zu sagen. Ein heftiger Kopfschmerz plagte sie manchmal vierzehn Tage lang, während dessen wuste sie oft nicht, was sie that, sie gab aber vor, immer dabei ihrer bewust gewesen zu seyn.

Am 1ten December 1786 erfuhr die Frau mit Gewißheit, daß ihr harter Mann ihren Milchdiebstahl wisse. Oft vorher hatte er ihr gedroht, den Hals umzudrehen, falls sich die Sage davon bestätigen sollte: nun sezte er sie darüber und zwar mit Heftigkeit zur Rede, und behandelte sie mit Schlägen, deren sie sich doch beim Verhör nicht mehr zu erinnern wußte. Auf Befragen: ob und wie oft sie geprügelt sey? antwortete sie: das wisse sie nicht, ihr

Mann

Mann müste es wissen, sie habe kein Gedächtniß im Kopfe.

Sie zitterte bei dieser Behandlung vor Furcht, und ging zu Bette, natürlich eine noch schlimmere Behandlung am folgenden Tage befürchtend. Ihre kleine Tochter von 7 Jahren kam zu ihr, sie betete mit dieser, und war entschlossen, ihren Mann, der ihr schon so oft den Tod gedrohet hatte, zu verlassen. Sie fragte ihre Tochter, ob sie beim Vater bleiben wolle? diese wollte nicht, weil sie die schlimme Behandlung des Vaters fürchtete.

Nun verließ sie nach fleissigem Gebet mit dieser Tochter und ihrem andern 10 Wochen alten Kinde früh Morgens das Haus. Noch beim Fortgehen fragte sie ihre Tochter: ob sie beim Vater bleiben wolle? lieber sterben, als beim Vater bleiben! war die Antwort des Kindes.

Diese Antwort des Kindes, und die überall beengte und verzweifelte lage der Mutter, der bei Tiefsinnigen so leichte Gedanke, durch einen erst verübten Mord desto leichter in den Himmel zu kommen, und die schlechte Behandlung der Kinder, die sie voraus sahe, falls sie mutterlos beim Vater erzogen wurden, — dies alles bewog sie zu dem grausamen Entschluß,

ihre beiden Kinder zu ersäufen. Sie nahm das kleine auf den Arm, führte die Tochter an der Hand zum Hause hinaus, ließ, da sie an die Donau kam, das Mädchen niederknien und beten, bat das Mädchen, Gott zu bitten, daß sie einen rechten Tod sterben, und nicht auf gleiche Art umkommen möchte, machte mit derselben zweimal Reue und Leid, band das kleine Kind der Tochter in die Arme, das Mädchen küßte das kleine Kind mit den Worten: „liebes Brüder'l, nun müssen wir sterben." Die Mutter machte beiden das Kreuz, sagte zu der Tochter: laß fein dein Brüderlein nicht von dir, und warf beide in die Donau.

Sie sah ihnen nach, und machte beiden das Kreuz. Verzweifelnd sah' sie, daß beide Kinder voneinander waren, um nicht selbst ins Wasser zu springen, sah sie sich nicht weiter um.

Nun zog sie ihre Schuhe aus, ging schnell fort, und betete gehend, aber über ihre Unthat beruhigt, weil sie glaubte, ein Gott gefälliges Werk gethan zu haben, weil ihr Mann ihr immer mit dem Umbringen gedrohet, und sie ein übles Schiksal ihrer Kinder befürchtet habe. Sie ging gerad in die Fronfeste. Sie erzählte da ihre That, und bat, verwahret zu werden. Alle ihre Aussagen liefen dahinaus, daß sie ihre Kin-

Kinder ersäuft habe, um sie gegen die Behandlungen ihres grausamen Vaters zu sichern, und daß sie nichts suche, als hinzukommen, wohin sie gehöre, in die Ewigkeit. Sie habe beim Ersaufen ihrer Kinder nichts weiter gedacht, als: Himmlischer Vater, ich schenke dir in deine Hände meine zwei Kinder, und gieb mir die Gnade, daß ich meine Sünden möge beichten, und mein leben für sie geben, wenn ich sie ums leben gebracht! Nur da fühlte sie Entsetzen und Mitleid, da sie ihre Kinder von einander getrennt im Wasser schwimmen sah.

Zur Seelennaturkunde.

Materialien zu einem analytischen Versuche über die Leidenschaften.

Siehe das 3te Stück des 5ten Bandes dieses Magazins.

Fortsetzung.

Eifersucht.

Dieser Affect, welcher so oft die sonderbarsten und seltsamsten Erscheinungen im Gebiete menschlicher Empfindungen veranlaßt, die klügsten Menschen verblendet, die gütigsten Herzen barbarisch und grausam macht, und wenn er heftig ist und lange dauert, der Seele und dem moralischen Charakter nicht selten eine ganz neue, unerwartete Richtung giebt, ist ein Gemisch von Neid und beleidigter Selbstliebe. Wir gönnen dem andern die Gunstbezeigungen nicht, welche der geliebte Gegenstand jenem erzeigt, oder zu erzeigen scheint, und fühlen uns gleichsam beleidigt, daß wir jene Gunstbezeugungen mit andern theilen, oder daß wir wegen eines andern, der mehr gefällt, als wir, sie gar verliehren sollen.

Wir

Wir sind gewohnt das, was wir lieben, selbst wenn wir es nicht besitzen, und nicht besitzen können, für eine Art unsers Eigenthums zu halten. Eine Erscheinung, die daher rührt, daß das beständige Andenken an den geliebten Gegenstand, die Sorge und Bemühung für seine glückliche Fortdauer, die Theilnahme an seinen Veränderungen, und vielleicht nur ein geistiger Umgang mit demselben uns ein Recht auf denselben zu geben scheint, und ihn gleichsam in alle unsre Gefühle und Gedanken hinein webt; — oder auch mit daher, daß sich der geliebte Gegenstand auf irgend eine Art uns selbst als Eigenthum dargeboten hat, und wir über seine Empfindungen und Handlungen herrschen können. Jemehr und zärtlicher wir lieben, jemehr betrachten wir den geliebten Gegenstand als etwas, das uns zugehört, und jemehr fürchten wir denn auch, ihn zu verliehren, selbst dann noch, wenn kein reeller Grund dieser Furcht vorhanden ist, und vorhanden seyn kann. Betrachten wir jenen Gegenstand nicht mehr als unser Eigenthum, wird unsre Eigenliebe nicht mehr in sein Interesse hineingezogen; so beneiden wir auch den nicht, welcher ihn besizt; ja wir beklagen ihn wohl gar, wenn wir einsehen, daß der Besitz desselben ihn nicht glüklich machen könne, und freuen uns nicht selten, wenn wir alle vorige Verbindungen mit dem nun nicht mehr geliebten Gegenstande aufheben dürfen.

Ich will hier keine ausführliche Abhandlung über die Eifersucht, sondern nur wieder Materialien zur nähern Kenntniß dieser Leidenschaft liefern, um meinen Lesern neuen Stoff zum weitern Nachdenken zu geben. Uebrigens ist, wie ich glaube, auch in diesen Materialien nichts enthalten, was sich nicht aus der Erfahrung, dieser Grundquelle aller psychologischen Beobachtungen, und aus der Natur des menschlichen Willens darthun läßt.

a) Der psychologische Grund der Eifersucht ist vornehmlich die Liebe; von dieser empfängt sie ihre verschiedenen Modificationen, so wie auch vom Temperament, Zeitumständen, Alter und der Verschiedenheit der Einbildungskraft, welche bei dem Eifersüchtigen so erstaunlich reizbar ist. Doch kann man nicht allgemein sagen, daß wir den Gegenstand auch würcklich allemahl lieben müßten, auf welchen wir eifersüchtig sind. Da bei der Eifersucht unsre Eigenliebe gemeiniglich und nicht selten ganz allein interressirt ist; so können wir gegen Personen eifersüchtig seyn, die uns längst nicht mehr zur Liebe gereizt haben, deren Zuneigung aber gegen uns doch immer noch etwas Schmeichelhaftes für uns bleibt. Es kommt uns so vor, als ob wir immer noch ein Recht auf denjenigen behielten, welcher einstmahls unsre Zuneigung erregt, und unser Herz besessen hat, wir erinneren uns noch mit Vergnügen der angenehmen Augenblicke, die wir

durch

durch den Umgang mit ihm genossen, der Schwierigkeiten die wir einst dabei überwanden, und der vergangenen Liebe überhaupt, die uns oft lange nach ihrem Ende mit einer innern Wonne erfüllt, wenn wir gleich sie hinterher zu bereuen Ursach hatten. Ueberdem geschieht es sehr oft, daß uns der vorhergeliebte Gegenstand, wenn wir gleich keine Empfindungen mehr für denselben zu haben scheinen, wenn er uns ganz gleichgültig geworden ist, bisweilen noch von seinen liebenswürdigen Seiten, und nur von diesen erscheint. Die vorige Liebe kehrt durch eine Täuschung unsrer Gefühle und mit ihr die Eifersucht wieder zurück.

Leute die sich einander geliebt haben, und endlich durch allerlei Umstände gegen einander gleichgültig geworden sind, empfinden sonderlich bei einem lebhaften Temperament jene Widerkehr der Leidenschaft nicht selten mit einem innern Gefühl von Wehmuth, und bereuen es dem geliebten Gegenstande auf irgend eine Art Gelegenheit zur Erkaltung der Liebe gegeben zu haben. und dieß geht oft so weit, daß man lieber ein Unrecht von der geliebten Person ertragen zu haben wünscht, als daß man dagegen empfindlich geschienen hat.

b) Es giebt Fälle, wo wir selbst gegen diejenigen Personen einen Grad der Eifersucht empfinden, die wir hassen. Wir sind in unsrer Eigenliebe oft

so ungnügsam, daß wir doch von andern eine Art Zuneigung erwarten, gegen welche wir aufgebracht sind, und daß eben diese Menschen unsre Eifersucht rege machen wenn sie nicht uns, sondern andern jene Zuneigung zu erkennen geben. Noch leichter läßt sich jener eifersüchtige Haß erklären, wenn eine würkliche Liebe vorhergegangen ist, die in der Seele versteckte Spuren ihrer vorigen Gewalt zurück gelassen hat. Durch persönliche und andere Beleidigungen, durch getäuschte Hofnungen und Bilder, die wir uns von den vortreflichen Eigenschaften eines Frauenzimmers gemacht haben, durch eine vielleicht sehr zufällige Umstimmung unsrer Denkungsart und Gefühle, vielleicht auch durch ein Uebermaas unsrer Lieblingsleidenschaft selbst, sind wir gegen den geliebten Gegenstand auf einmahl gleichgültig geworden, aus dieser Gleichgültigkeit ist bald Kälte, und endlich durch eine wichtig hinzu gekommene Ursach ein würklicher Haß entstanden, der vielleicht um so stärker geworden ist, je heftiger die vorhergehende Liebe gewesen war. Alle heftige Leidenschaften dauren nicht lange, und die Zeit stumpft ihre Würkungen ab. — Der Haß nimt nach und nach wieder ab, die ersten Eindrücke der Hitze verlieren sich, die täuschende Geschlechtsliebe mischt sich wieder ein, und so schwankt die Seele zwischen einem Gefühl von Zärtlichkeit, daß sie sich gern verbergen möchte, und eine stille Eifersucht erzeugt, und zwischen dem entstandenen

denen

denen Haß, bis entweder dieser oder jene die Oberhand behält. Ist der Haß von der Art, daß er sich durch ein Opfer von Demüthigung und Nachgeben besänftigen läßt, oder bloß daher entstand, weil der geliebte Gegenstand die uns gebührende Hochachtung aus den Augen sezte; so wird die heimlich versteckte Liebe stets mit einer stillen Eifersucht auf jenen Gegenstand zurückblicken. Oft kann es aber auch geschehen, daß wir eine Person darum zu hassen anfangen, weil wir sie nicht ohne eine gerechte Eifersucht lieben können, und weil sie uns zu viel Gelegenheit zu dieser äußerst lästigen Leidenschaft giebt.

c) So wahr die vorhergehende Bemerkung und Erfahrung ist, so gewöhnlich ist auch auf der andern Seite die Erscheinung, daß eine entstandene Jalousie die gleichgültigen Herzen wieder erwärmt, und die abnehmende Zärtlichkeit stärckt. Eine Erfahrung, der sich die weibliche Coquetterie oft so meisterlich gegen unser Geschlecht zu bedienen pflegt. Auf das, was wir mit Sicherheit besitzen, oder zu besitzen glauben, wenden wir nicht die Sorgfalt und Aufmerksamkeit an, die wir bei Gegenständen anwenden, die wir zu verliehren glauben. Die gleichgültigsten Dinge werden uns wieder wichtig, wenn man uns ihren Besitz streitig machen will, zu mahl wenn unsere Ehre darunter leidet, sie würklich verlohren zu haben. Vielleicht ist uns auch weniger daran gelegen eine Person

würcklich zu besitzen, als der Welt zu zeigen, daß wir uns in ihrem Besitze zu erhalten wissen, und in diesem Falle ist die Jalousie mit ein Werk der Eitelkeit.

Zu dem Betragen eines eifersüchtigen Ehemannes gegen seine Gattinn wird eine große Klugheit erfodert, wenn er dadurch seine Eifersucht mehr gewinnen, als verliehren will, und hier können hundert Fälle eintreten, wo die weibliche Zärtlichkeit durch die Jalousie des Gatten mehr ab als zu nimt. Wenn gleich allgemein genommen es der weiblichen Eitelkeit immer schmeichelt, wenn ein andrer eifersüchtig ist; so bleibts doch immer auch etwas gefährliches, der weiblichen Zärtlichkeit gegen andre zu enge Gränzen zu setzen, was bei der Eifersucht offenbahr geschieht. Das ängstliche Auflauren des Ehemannes auf alle Blicke, Mienen, Worten und Handlungen seiner Gattinn, die oft sehr sonderbare Proben von Mißtrauen, die er ihr giebt, die sichtbare Verachtung desselben gegen die, welche er in Verdacht hat, die Plumpheit und Undelicatesse, mit welcher er seine Gattinn einzuschränken und von dem Umgange mit ihren Verehrern zurückzuziehen sucht, werden das Weib nur desto mehr reizen und vielleicht wohl gar auf die Gedanken von Hintergehungen bringen, auf die sie ohne die ungeschikte Eifersucht ihres Mannes vielleicht nie gefallen seyn würde. Unzählig oft ist

es

es besser, die kleinen Coquetterien seiner Gattinn gegen andere nicht zu bemerken, und lieber im Stillen zu leiden, als jene durch äußere Ausbrüche der Jalousie aufzubringen — denn ein Eifersüchtiger Ehemann bleibt für ein vernünftiges Weib ein lästiges und sehr lächerliches Ding, und wehe dem Manne! der seinem Weibe augenblicklich in einer lächerlichen Gestalt erscheint, selbst wenn er aus Liebe diese lächerliche Gestalt angenommen hat.

d) Man wird fast allgemein bemerken, daß diejenigen Mannspersonen oder Frauenzimmer am leichtesten zur Eifersucht geneigt sind, welche sonst andern viel Gelegenheit zur Jalousie gegeben haben. Die Sache ist sehr natürlich, sie haben Proben gemacht, und erfahren, wie leicht das menschliche Herz durch die Liebe hintergangen werden kann, und wie leicht sich oft die vesteste Tugend in die Arme eines Liebhabers oder eines verführerischen Weibes wirft. Sie fürchten, daß ihnen eine Art von Wiedervergeltungsrecht geschehen möchte, und weil ihrer Seele stets eine Menge von verliebten Abentheuern und Romanen vorschwebt; so glauben sie alle Augenblick, daß ihnen von dem geliebten Gegenstande ähnliche Streiche gespielt werden könnten.

e) Die verschiedenen Grade der Eifersucht hängen von sehr vielen Ursachen ab, die theils in der

der physischen, theils moralischen Natur und in den äußern Verhältnissen unsrer Lage ihren Grund haben. Das Clima hat einen sichtbaren Einfluß auf diese Leidenschaft. In den kältern Zonen der Erde, wo das Blut der Bewohner sehr frostig ist, und die Kälte die Lebhaftigkeit zärtlicher Empfindungen hindert, biethen die Männer ihre Frauen den ankommenden Freunden freiwillig an, und nehmen es sehr übel, wenn man sie verschmähet; im Orient hingegen wo die Hitze des Bluts viel größer ist, und die Liebe beider Geschlechter so leicht über alle Gränzen ausschweift, ist auch die Eifersucht der Mannes- und Frauenspersonen viel heftiger. Dort verbietet sie den Weibern, mit offenen Gesichte zu erscheinen, und schließt sie in einsame Harems ein. Doch kann es auch noch einen andern Grund von den verschiedenen Graden der Eifersucht zwischen den nordlichen und südlichen Erdbewohnern geben, als das Clima. Die Frauen der Samojeden, Zemblaner, Borombier, Lappen, Grönländer und Esquimaux sind sehr häßlich, und flößen leichter einen Ekel als eine Zuneigung gegen sie ein, die Männer derselben haben also keine Ursach, eifersüchtig auf sie zu werden, sondern können es als eine Ehre ansehn, wenn ihre schmutzigen und häßlichen Geschenke nicht zurück gewiesen werden. Hingegen zeichnen sich die Weiber der Türken, Perser und Chineser, wo die Jalousie oft bis zu den lächerlichsten Narrheiten steigt, durch eine blendende Schön-

Schönheit aus, und bei solchen Weibern, die ohnehin so sehr zum sinnlichen Genusse vermöge der Hitze ihres Bluts geneigt sind, haben sie denn freilich alles zu befürchten, was auch in Italien und Spanien der Fall ist, wo die Banditen größtentheils von eifersüchtigen Ehemännern ihren Unterhalt bekommen.

f) Es ist eine sonderbare Erscheinung, daß die wärmste und herzlichste Freundschaft, durch nichts leichter getrennet werden kann, als wenn ein Freund auf den andern eifersüchtig zu werden anfängt. Ich habe hierin die geschicktesten Köpfe fehlen gesehen; ein Beweis, daß die erhabensten und edelsten Zuneigungen gegen andre weichen müssen, wenn die Liebe die Herrschaft in der Seele führt. Der Freund, den wir vorher herzlich liebten, dessen Talente wir schäzten, dessen Umgang uns lieber, als alles in der Welt war, für den wir das Leben gelassen hätten, und an dem wir vielleicht gar nichts schlechtes und unvollkommnes sahen, erscheint uns durch das Verkleinerungsglas der Eifersucht betrachtet, auf einmal in einem ganz andern Lichte, er wird erst ein Gegenstand der Gleichgültigkeit für uns, seine Schiksale rühren uns weniger als vorher, wir nehmen nur noch schwachen Antheil an seinem Glück, bis wir ihn endlich wohl gar zu hassen und zu verachten anfangen. Wir wollen es der Welt nicht gern wissen lassen, daß uns eine närrische Eifer-

fer-

fersucht gegen ihn kalt gemacht hat, wir suchen Entschuldigungen auf und finden sie in irgend einem Fehler desselben, so klein er auch immer seyn mag, und so leicht wir sonst darüber wegsehen. Es kostet uns nun nicht mehr Ueberwindung, von diesem Fehler mit andern zu reden, und ihn durch eine zweideutige Darstellung noch schwärzer zu machen. Es gereuet uns, daß wir mit einem Manne sonst einen so vertrauten Umgang gehalten haben, der uns so schlecht zu belohnen scheint, wir können mit einer heimlichen Freude daran denken und wünschen, daß er gar nicht vorhanden seyn möge, und wir werden es mit Vergnügen hören, wenn uns der Arzt seine Krankheit als gefährlich schildert. Sehr ungerecht und unverständig handelt der Eifersüchtige gemeiniglich darin, daß er den Gegenstand seiner Jalousie in Gegenwart seiner Gattinn oder Geliebte so schwarz abzumahlen sucht, als es nur möglich ist. Man will dadurch den Eindruk auslöschen, welchen er auf das weibliche Herz gemacht hat, oder ihn verhindern, wenn er noch nicht davon eingenommen ist, obgleich dies die Aufmerksamkeit des Frauenzimmers auf jenen Gegenstand oft mehr reizt als unterdrückt. Wir sehen es gern, wenn andre von unserm vorigen Freunde lieblos sprechen, und gewinnen die gewisser maßen lieb, die es thun. Jede Heruntersetzung desselben scheint für uns ein Gewinn zu seyn, so wie wir durch jedes Lob desselben, sonderlich wenn es unsre Geliebte hört, etwas zu verliehren glauben.

g) Noch

g) Noch heftiger und wüthender wird der Haß des Gemüths, wenn eine Freundin auf die andre eifersüchtig zu seyn Ursach zu haben glaubt. Alle Freundschaft und Vertraulichkeit wird denn gemeiniglich auf einmal abgebrochen, alles Gute wird an der Freundinn verkannt, alle Fehler in das helleste Licht gestellet. Nie ist die Medisance wortreicher, lauter, beißender, giftiger als bei einem eifersüchtigen Frauenzimmer, zumal wenn ihr die Reitze fehlen, wodurch der entwischte Liebhaber noch aufgehalten werden könnte, und durch nichts läuft der Verstand der klügsten Weiber leichter davon, als durch jenen wilden Affect. — Ueberhaupt möchte ich behaupten, daß das andre Geschlecht viel eifersüchtiger, als das unsrige ist, weil alle seine Leidenschaften eine größere Lebhaftigkeit haben, und weil es eitler, als das unsrige ist, folglich durchaus nicht gern etwas verliehren mag, was sein feines Ehrgefühl unterhält. Die Geschichte der Menschheit zeigt uns unzählige Beispiele von den heftigen Ausbrüchen der weiblichen Eifersucht, vielleicht hat keine Leidenschaft des menschlichen Gemüths so fürchterliche Ränke, solch eine schreckliche Rachsucht, und so viel unerhörte Bosheiten ersonnen, als die weibliche Jalousie. Wie oft hat sie Unschuldige ermordet, blühende Familien ins größte Elend hinabgestürzt, ewigen Hader zwischen sich liebenden Gatten und Freunden gestiftet! Ihr höchster Grad war wohl der, wenn sie selbst die, die

sie liebte, mit langsamer Ueberlegung hinzurichten suchte.

„Wenn sich die Eifersucht, sagt Montaigne, von den Frauenzimmern, dieser armen, schwachen und ohnmächtigen Seelen bemächtigt, so ist es erbärmlich, wie grausam und tyrannisch sie dieselben hin und her reißt. Sie schleicht bei ihnen unter den Namen der Freundschaft ein, allein, wenn sie dieselbe einmal in ihrer Gewalt hat, so wird eben das, was sie sonst liebreich machte, die Ursache des grausamsten Hasses. Unter allen Krankheiten der Seele findet keine mehrere Nahrung und weniger Hülfsmittel, als diese. Die Gesundheit, die Verdienste und der Ruhm eines Mannes selbst geben zu ihrer Feindseligkeit und Raserei Anlaß. — Dieses Fieber verunstaltet und verdirbt alles Schöne und Gute, was sie sonst an sich haben. Eine eifersüchtige Frau mag noch so schön und zurükhaltend seyn, so scheinen doch alle ihre Handlungen feindselig und ungestüm. Eine rasende Unruhe bringt sie auf lauter Ausschweifungen, wodurch sie freilich ihre Sache immer noch ärger macht.“

Ich führe zur Bestätigung der vorhergehenden Bemerkungen noch eine Stelle aus einem Buche an, welches voll von vortreflichen psychologischen Bemerkungen Entwicklungen unserer Leidenschaften ist, und vom gelehrten Publicum nicht so viel' gelesen worden ist, als es verdient, nemlich aus Ewalds Schrift

Schrift über das menschliche Herz. Theil 3. Seite 128.

„Wer die Macht der Eifersucht aus eigener Erfahrung kennt, wird gestehen, daß sie die schrecklichste unter allen Leidenschaften und diejenige Empfindung sey, welche nach der Marter der Todesangst den ersten Platz behauptet. Ich betrachte sie hier nach ihrem höchsten Grade, und nach ihrem weitesten Umfange. Hier hat sie die heftigste Liebe, das heftigste Verlangen nach dem Besitz einer geliebten Person zum Grunde, von welcher wir glauben, daß sie uns nicht wieder liebe, unsre Neigung zu ihr verschmähe, und dabei eine andre Person liebe, nach deren Besitz und Genuß sie sich sehne. Dieser Gedanke stürzt uns in den tiefsten Gram, und erfüllt uns mit der heftigsten Unruhe und Angst. Die Heftigkeit dieser Leidenschaft entstehet dadurch, daß sich mehrere Leidenschaften in ihr vereinigen und gemeinschaftlich das menschliche Herz bestürmen. Hier ist das heißeste Verlangen nach dem Besitz des geliebten Gegenstandes, die heftigste Furcht, ihn zu verlieren, und in den Armen eines andern zu sehen, die Empfindung verschmähter Liebe; des beleidigten Ehrgeizes, fehlgeschlagener Bemühungen und Erwartungen, Rache gegen den, dem der geliebte Gegenstand den Vorzug vor uns giebt, oder der sich um die Gunst desselben zu bewerben scheint. In der Einsamkeit,

oder unter Umständen, wo wir unsrer Leidenschaft keinen freien Ausgang verstatten können und dürfen, würken alle jene Empfindungen und Leidenschaften, die die Eifersucht erzeugen, mit vereinigten Kräften in uns; unser Herz ist beklemmt und zusammengepreßt, wir verändern unsere Gesichtsfarbe, sind äußerst niedergeschlagen und traurig, seufzen, und bemühen uns oft vergeblich in unsern Augen die Thränen zurück zu halten; wir zittern, und sind in größter Verlegenheit und Zerstreuung; unsre Seele vergißt auf dasjenige was um uns vorgeht aufmerksam zu seyn, denn sie hängt nur mit ihren Gedanken an dem Gegenstande ihrer Leiden, und ist nur mit ihrem innern martervollen Zustande beschäftiget. Diese ihre Gedanken fahren in wilde Aufruhr untereinander, indem bald diese bald jene besondere Leidenschaft und Empfindung in dem Herzen die Oberhand gewinnt, und der Seele Gedanken zuströmt. Die Augen sehen wild und starr, die Augenbraunen nebst der Stirne sind in die Höhe gezogen, die Lippen zusammengepreßt, die Naselöcher geöfnet, die Backen eingefallen und zusammengerunzelt; bald wird das Gesicht bleich, bald durch den Anblick des geliebten Gegenstandes, der das Verlangen die Empfindung des beleidigten Ehrgeitzes und verschmäheter Liebe rege macht, oder durch den Blick auf den vermeinten Nebenbuhler, der in dem Herzen die Rache und den Zorn entflammet, geröthet, und der ganze Körper des Eifer-

süch-

süchtigen in heftige Bewegung und Unruhe gesezt; kaum daß der Arme eines Augenblicks Ruhe zu genießen scheint, und seinem bangen Herzen durch Seufzer luft verschaft, durchfahren Schwerdter sein Herz und Eingeweide, und zerreissen sein Innerstes. In Augenblicken, worinn sich der Eifersüchtige freier überlassen ist, wo sein gequältes Herz sich unaufgehalten öfnen kann, zeigt sich bald diese bald jene einzelne leidenschaft und Empfindung in ihrer eigenthümlichen Gestalt und Würkung, je nach der Beschaffenheit seiner lage und Umstände, und nach dem Betragen des Gegenstandes seiner verschmähten liebe, oder dessen, der der vermeinte Störer seiner Ruhe ist, und den er für den Widersacher hält, der ihm den Besiz des geliebten Gegenstandes streitig macht. Dort blutet sein Herz bald vor inniger Wehmuth, und macht sein Aug in Thränen schwimmen, bricht in jammervolle Klagen und Seufzer aus, er ringt und windet die Hände, er spart keine Worte, seine Sprache strömt aus der Fülle seines Gefühls, um seinem geliebten Gegenstande den ganzen unermeßlichen Umfang seiner liebe vorzubilden, und ihn zur Gegenliebe zu bewegen; bald bricht er beim Widerstand in Vorwürfe aus, er fühlt sich in seiner ganzen verächtlichen Kleinheit, sein gereizter Ehrgeiz wirft ihm die lippen empor, macht seine Blicke und sein ganzes Gesicht wilder, sein Körper beugt sich beim widerkehrenden Gefühl seines eigenen Werths, vom

 dem

dem verschmähenden Gegenstande ab, und mit halb verwendetem Gesicht blickt er seitwärts mit einem verachtenden Blicke nach ihm. Gegen seinen vermeinten Nebenbuhler ist er zornig, und droht ihm seine ganze volle Rache, und wenn er sie ausübt, ist er grausam und ohne Schonung. Ist der Eifersüchtige ein Mann von Lebensart und Sitten, versteht er sich auf die Unterdrückung der Leidenschaften; so wird er sich seines Nebenbuhlers auf feinere Weise versichern, und seinem heimlichen Verständnisse mit besserer und künstlicher Art Hindernisse in den Weg zu stellen suchen. Es ist ohnmöglich, das Bild des Eifersüchtigen unter eine einzige Ansicht und in einen solchen Gesichtspunckt zu stellen, wo man ihn mit einemmahl übersehen kann; denn in ihm lößt immer eine Leidenschaft und Empfindung die andere ab, und sein innerer Zustand wechselt mit seiner äußern Gestalt fast alle Augenblicke; alle diese Leidenschaften und Empfindungen modificiren sich über dieses noch nach den besondern Lagen, Verhältnissen, Alter, Temperament, Sitten und persönlichen Character, so daß diese Leidenschaft fast in allen Subjekten eine andre Richtung gewinnt. Man kann sagen, daß sie aus fast allen übrigen zusammen gesezt sey, oder doch wenigstens dieselben erzeuge und zu Hülfe nehme, wovon ich außer den bereits erwähnten nur noch im Vorbeigehn, Verläumdung, Haß, Mißgunst, Neid, Mistrauen und Verdacht nennen will. Ein gerin-

ge-

gerer Grad der Eifersucht muß derjenige seyn, wenn wir eine Person, die wir nicht mehr lieben, oder nie innig geliebt haben, mit einer andern im vertraulichen Umgange sehen; wenn wir aus andern Absichten, als aus Liebe eine Vereinigung mit ihr wünschen, und den Besitz derselben einem andern misgönnen. Hier artet die Misgunst, im Fall wir diese Person schon besitzen, bloß in die Empfindung des beleidigten Ehrgeizes, in Zorn, Rache, und alle dirjenigen Leidenschaften aus, die aus jener Quelle des Ehrgeizes ihren Ursprung nehmen. Ist die Person noch nicht in dem Besitz, den wir nicht aus Neigung zu ihr, sonderen aus andern eigennützigen Absichten wünschen; so tritt Neid, Mißgunst, Habsucht an die Stelle der Eifersucht. Hierher gehöret auch die Eifersucht, die zwischen vertrauten Freunden statt findet, und Verdruß und Mißtrauen in uns erzeugt, wenn wir sehen, daß unser Freund mit andern in einem vertraulichen Gespräche ist, ihn stets begleitet, und die Ursach seines Umgangs mit ihm verborgen hält. Doch ist bei dieser Gattung der Eifersucht, die unangenehme Empfindung bei weitem so heftig nicht, als bei derjenigen, die sich auf würkliche Liebe und herzliche Zuneigung gründet, da die Freundschaft mehr geistiger Natur ist, die Liebe hingegen auch den Reiz der Sinne zur Verstärkung der Begierde mit ins Spiel kommen läßt. Leztere ist von der erstaunlichsten Wirkung. Ist der Mensch einmal argwöhnisch ge-

gen die Treue einer geliebten Person; so hat er auf alle Menschen, die sich derselben nähern, ein wachsames Auge, in jedem sieht er seinen Verräther, einen Vermittler oder Nebenbuhler; die Eifersucht hat manche Menschen ihrer Vernunft und Sinne beraubt, und gemacht, daß sie in ihrer Rache und Wuth gegen die geliebte Person sowohl, als gegen den vermeintlichen Verführer keine Grenzen kannten, und alle Menschlichkeit verlohren. So ließ z. B. Raimund von Castel Roussillon den Wilhelm von Cabestain, den er im Verdacht eines verbotenen Umgangs mit seiner Gemahlinn hatte, erstechen, zwang darauf seine Gemahlinn, sein Herz zu essen; und Beispiele wohl behandelter Eifersucht dieser Art findet man in Gabriele de Vergy, und noch besser in Shakespear's Othello. „Es giebt eine Art von Eifersucht, die immer kommt und wieder geht; hier ist der Eifersüchtige zwar überzeugt, daß er wieder geliebt wird, aber sein zur Gewohnheit gewordener Argwohn erregt öfters ein Mißtrauen gegen die Treue der geliebten Person, besonders wenn von Seiten der lezteren ein freundliches, munteres, gesprächiges Wesen, das sie gegen andere blicken läßt, hinzu kommt. Diese Eifersucht erreicht den Grad derjenigen, die sich auf eine verschmähte Liebe gründet, lange nicht, sondern hat alle Kennzeichen des Argwohns und Mißtrauens an sich. Zu dieser Classe gehöret Falkland in den Nebenbuhlern des Sheridan.“

Car-

Cartesius, welcher in seiner Abhandlung über die Leidenschaften so manche Erscheinung unsrer Empfindungen auf eine scharfsinnige Art zergliedert hat, scheint mir in dem Kapitel über die Eifersucht einen Fehler begangen zu haben. *) „Wir verachten einen Mann, sagt er, welcher auf sein Weib eifersüchtig ist, weil dies ein Zeichen ist, daß er sie nicht auf eine gute Art liebt, und daß er von sich oder von ihr eine böse Meinung hat; denn liebte er sie würklich; so würde er nicht die geringste Neigung haben, mißtrauisch gegen sie zu seyn. Aber eigentlich ist sie es nicht, die er liebt, sondern allein das Gut, welches nach seiner Meinung in dem alleinigen Besitz desselben besteht, und er würde nicht fürchten dieses Gut zu verliehren, wenn er sich dessen nicht für unwürdig, oder sein Weib nicht für ungetreu hielte."

*) Article CLXIX. — On meprise un home qui est jaloux de sa femme, pource que c'est un temoignage qu'il ne l'aime pas de la bonne sorte, & qu'il a mauvaise opinion de soi ou d'elle. Je dis qu'il ne l'aime pas de bonne sorte; car s'il avoit une vraye amour pour elle, il n'auroit aucune inclination à s'en defier. — Mais ce n'est pas proprement elle, qu'il aime, c'est seulement le bien qu'il imagine consister à en avoir seul la possession; & il ne craindroit pas deperdre ce bien, s'il ne jugeoit qu'il en est indigne, ou bien que sa femme est infidelle.

Wenn es gleich eine Liebe geben kann, die aus Ueberzeugung von der vollkommensten Treue des geliebten Gegenstandes gar nicht eifersüchtig ist; so irrt sich doch Cartesius in der That, wenn er die Eifersucht für ein Zeichen einer nicht wahrhaften Liebe hält. Je wahrhafter, ernstlicher und wärmer wir einen Gegenstand lieben, jemehr liegt uns daran, ihn zu besitzen und uns in seinem Besitz zu erhalten. — Dies ist ein Erfahrungssatz, der in der Natur unsrer Seele seinen guten Grund hat. Bei aller Ueberzeugung von der Treue des geliebten Gegenstandes werden wir doch nicht immer jedem Argwohn ausweichen können, zumahl wenn wir das menschliche Herz genau studirt, und seine Veränderlichkeit kennen gelernt haben. Die Eifersucht ist ferner nicht immer ein Beweis, daß man von sich selbst oder von dem Geliebten eine böse Meinung haben müsse. Unzählig oft, und fast immer wird sich der Eifersüchtige besser vorkommen, als sein Nebenbuhler, und wir werden auf der andern Seite von dem geliebten Gegenstande oft die beste Idee haben, aber es doch nicht immer dahin bringen können, daß wir über den Eindruk nicht mißvergnügt seyn sollten, welchen unser Nebenbuhler auf die Geliebte, oder diese nur auf jenen gemacht hat, wenn wir auch glauben, daß wir den geliebten Gegenstand immer besitzen würden. — Daß der Eifersüchtige nicht eigentlich sein Weib selbst liebt, sondern in so fern er sie nur als ein Gut betrachtet, daß er in seinem

nem Besiz zu erhalten suchen müsse, ist eine Distinktion, die nicht ganz richtig ist. Es muß ein Interesse da seyn, jenes Gut in seinem Besiz zu erhalten, und dieses Interesse des Herzens gründet sich offenbar, wenigstens in den meisten Fällen, auf Liebe; ob ich gleich gern zugeben will, daß viele Eifersüchtige bei einer erkaltenden Liebe doch den Gegenstand zu behalten suchen werden, weil es ihrer Eitelkeit schmeichelt, und weil sie sich der Verachtung der Welt auszusezen glauben, wenn sie sich in dem Besiz desselben nicht erhalten können.

Es giebt endlich auch noch eine Jalousie der Freundschaft zwischen einerlei Geschlechter. Diese Erscheinung verdiente von einem scharfsinnigen Kopfe wohl einmahl ganz genau untersucht zu werden. Da sich die Geschlechtsliebe in diese Art der Eifersucht nicht hinein mischen kann; so bestehet sie ohnstreitig nur in einer argwöhnischen Furcht unsern Freund zu verlieren, wenn er mit andern eben so freundschaftlich umzugehn scheint als mit uns; oder doch wenigstens nicht mehr ganz den Plaz in seinem Herzen einzunehmen, den wir vorhin besaßen. Die Eigenliebe, die versteckte Neigung zur Beherrschung fremder Herzen ist auch die Mutter dieser Art Eifersucht, und nicht selten sind dadurch Freundschaften getrennt worden, die ewig zu seyn schienen. — In der That haben wir auch Ursach oft auf unsre Freunde eifersüchtig zu seyn, zumahl wenn

sie bei allen Talenten des Geistes und Herzens sehr zur Veränderlichkeit geneigt sind; oder wenn wir voraussezen können, daß sich unsere Freunde durch neue, vielleicht glänzendere Bekanntschaften, vielleicht selbst wider ihren Willen, etwas von uns entfernen werden.

Die Eitelkeit des menschlichen Herzens zeigt sich hier oft in den seltsamsten und manigfaltigsten Gestalten. Wir wollen einen Freund allein besizen, weil er desto mehr Glanz auf uns wirft, oder weil wir dadurch einen grössern Einfluß auf andre Menschen bekommen, oder weil wir ihn gern allein beherrschen mögen, — oder weil wir auch wollen, daß er uns allein sein Glück seine Zufriedenheit schuldig seyn soll. Wir sehen voraus, daß sein Herz sich theilen muß, wenn andre sich für ihn freundschaftlich interessiren, und uns wohl gar den vorher behaupteten Rang der Gefälligkeit und Wohlthätigkeit bei ihm ablaufen. Ein eifersüchtiges Interesse ist dann fast immer sichtbar, wenn unser Freund viel Wohlthaten von uns genossen hat. Wir möchten gern das Andenken an dieselben in ihm recht lebhaft erhalten, und ihn ganz zum stillen und alleinigen Verehrer unserer Zärtlichkeit gegen ihn machen, — was er aber nicht mehr seyn kann, wenn andre zugleich mit uns sein Herz zu gewinnen suchen. Selbst dieß, daß unser Freund durch mehrere freundschaftliche Hände geleitet wird, kann uns oft mißtrauisch gegen ihn machen, weil wir

wis

wissen, daß dadurch seine Dankbarkeit, die wir gern allein einärndten möchten, nicht uns allein gelten kann.

Sind uns die Leute überhaupt schon nicht angenehm, mit denen unser Freund eine neue Verbindung errichtet, sind sie überdem von einem größern Ansehn und Gewicht als wir, so wird unsre Eifersucht noch stärker werden, und wir werden uns nicht immer enthalten können, ihre Fehler sehr nachdrücklich aufzudecken, um unsern Freund von einer fernern Freundschaft mit ihnen zurückzuhalten. Will dieß nicht gelingen; so werden wir gewiß etwas zurückhaltender gegen ihn zu seyn anfangen; oder auch untern andern Umständen unsere Zärtlichkeit verdoppeln, um ihn desto mehr an uns zu fesseln.

(Die Fortsetzung künftig.)

2.

Psychologische Bemerkungen über Träume und Nachtwandler.

Daß die menschliche Seele während des Schlafs, bei verschlossenen Sinnen, ganz in sich selbst gekehrt, unabhängig (wenigstens meistentheils) von äußern Sensationen oft mit einer Lebhaftigkeit und Deutlichkeit ihrer Vorstellungen und einer Schnelligkeit der Empfindungen, die ihr kaum im Wachen eigen war, fortdenkt, oft viel mehr neue Ideen in diesem sonderbaren Zustande mit der größten Leichtigkeit ohne merkliche Anstrengung als im Wachen erfindet, ist ein zu bemerkenswerthes Phönomen, als daß es nicht immer wieder die Aufmerksamkeit des Psychologen von neuem beschäftigen sollte. Alle jene lächerliche Einbildungen von einer geheimen Bedeutsamkeit der Träume, und einer durch dieselbe geschehenen (wie man es gar nennt göttlichen) Inspiration abgerechnet, wovon sich nicht leicht ein vernünftiger Selennaturforscher überzeugen darf und soll, bietet der Traum als bloßes Naturphönomen betrachtet ein ganz eigenes noch lange nicht genug bearbeitetes Feld psychologischen Forschens dar, und verdient durchaus nicht so obenhin, wie in den meisten Selenlehren abgehandelt zu werden. Ich will einen Theil meiner Gedancken über das Merkwürdigste, was jenes Phö-

Phänomen auszeichnet, hier nur gleichsam abgebrochen den Lesern dieses Magazins mittheilen, indem ich mir vorbehalte, über die Natur des Traums, sonderlich da, wo die Seele bisweilen ihrer natürlichen Denkordnung und Denkform zuwider zu handeln scheint, im folgenden etwas Ausführlicheres zu liefern.

Die so oft aufgeworfene Frag: ob die menschliche Seele durch eine gewisse Veranlassung, oder ohne Veranlassung zu träumen anfange; ob erst ein äußerer materieller Eindruck, oder doch wenigstens ein gewisser erster aus ihr selbst hervorleuchtender Begrif dazu gehöre, um sie während des Schlafs in Bewegung zu setzen; oder ob das Träumen nur eine Continuation des Denkens während des Wachens sey, davon wir beim Einschlafen das deutliche Bewustseyn verlöhren, bis es im Traum wieder auf einmal wie eine halb verlöschte Flamme hervorbräche? — will ich hier nicht weitläuftig untersuchen; ich denke man kann alle Fälle annehmen, oder auch nicht annehmen, ohne daß die psychologische Darstellung des Traums dadurch etwas gewinnt, oder verliehrt. Da wir aus eigener Erfahrung wissen, daß wir bisweilen mitten im Wachen zu denken aufhören, es mögen Gegenstände des Nachdenkens vorhanden oder nicht vorhanden seyn, und daß sehr oft die Seele neue Ideen gleichsam aus dem Nichts nach jenen Intervallen wieder her-

hervorruft, oder durchs Gedächtniß herbei führt, indem sie nehmlich ihre Denkkraft wieder in Bewegung sezt, oder besser, indem diese Kraft als Seele selbst betrachtet, sich wieder zu äußern anfängt; so kann auch dies gerade der Fall im Traume seyn, ohne daß man nöthig hat, immer eine äußere dunckel empfundene Sensation zu seinem Entstehen vorauszusezen, oder eine ununterbrochene Reihe von würklichen Vorstellungen anzunehmen, die gleichsam Wachen und Träumen mit einander verbinden müßten. Ich sehe auch überhaupt nicht ein, warum man auf eine solche Succession unsrer Vorstellungen zur Erklärung des Traums dringen wollte, da ihr Daseyn, wenn wir auch die innere Möglichkeit einer geistigen Substanz gern ins Denken sezen würden, noch nicht erwiesen ist, und die Erfahrung mehr als die bloß hypothetische Voraussezung des Cartesius entscheiden muß.

a) Unter allen, was mir bey Beobachtung des Traumes am merkwürdigsten geschienen hat, und wozu in diesem Magazin schon mehrmals besondere Winke gegeben worden sind, ist mir vornehmlich dies aufgefallen, — daß die Seele, ob ihr gleich auch im Traume ihre Denkkraft beiwohnt, und sich nach den Gesetzen derselben so gut wie im Wachen richten muß, bey Bildern und Vorstellungen während des Traums gleichgültig bleibt, die sie während des Wachens

chens mit größtem Erstaunen empfinden würde. Ich muß mich hierüber etwas deutlicher erklären.

Auch während des Wachens durchkreuzen unsere Seele sonderbare Begriffe, Hirngespenste, contrastirende Empfindungen, heterogene, an sich unmögliche Prämissen und Conclusionen in großer Menge, und wir bleiben auch gleichgültig dabei, weil wir sie nehmlich nicht für Realitäten, nicht für Begriffe würklicher Objecte, sondern für bloße Spielwerke der Einbildungskraft halten, und mithin bey gesundem Verstande sehr gut wissen, in welche Classe von Vorstellungen wir ein solches Schattenspiel hinzustellen haben. Ganz anders verhält sichs im Traume. Hier denken wir uns gemeiniglich alle jene ganz ungewöhnlichen neuen Bilder als Realitäten, als Objecte würklicher Erfahrung, weil wir doch, indem wir träumen, würklich zu wachen glauben, und zweifeln nicht daran, daß sie als würkliche Dinge so und nicht anders beschaffen seyn können, ob wir gleich sobald wir erwachen eine ganz andre Meinung und Ueberzeugung davon haben. Das unmöglichst widersinnigste Phönomen kommt uns natürlich vor, paßt sich genau in die Welt, die wir uns beim Traume vorstellen; die Unmöglichkeit erscheint uns in der Reihe des Möglichen; Dinge, die durchaus nicht weder ihrer innern Natur nach, noch in Rüksicht ihrer äußeren

Ver-

Verhältnisse zusammengehören können, scheinen uns eine absolute Verbindung zu haben, die Grundbegriffe von Raum und Zeit bestimmen nicht immer im Traum die Consequenz der Begebenheiten und Begriffe, und die Verhältnisse zwischen Subject und Prädicat verschwinden oft so sehr vor unsern Augen, daß wir uns nicht sollten in eine ganz neue Welt versezt zu sehen glauben, ohne daß es uns nur einmal einfallen sollte, daß dies nicht alles würkliche Realitäten wären, — und doch richten wir uns bei allen diesen Sonderbarkeiten unsere Vorstellungen, die oft eben so sonderbare Sensation erregen, immer noch nach gewissen wesentlichen Denkgesetzen, und glauben würklich nicht zu träumen. Ist dieß bisweilen der Fall, daß wir im Traum **wissen**, daß wir träumen; so geschieht es doch eigentlich nicht, weil wir durch die Ungereimtheit unsrer Hirngespenste darauf gebracht würden; sondern weil wir uns wahrscheinlich aus dem Wachen **erinnern**, daß wir eine Idee vom Traum überhaupt haben.

Wie soll man sich aber nun obiges Phönomen erklären, daß die Seele gleichsam ihrer Natur zuwider **widersprechende** Dinge, Subjecte sowohl als Facta, die nicht existiren können, für Realitäten hält, und bei der Schöpfung solcher widersinniger Dinge, die sie aus sich selbst hervorbringt, eben so wenig als über die natürlichsten Gegenstän-

de in Erstaunen geräth. Die Gewalt und der Eigensinn der Einbildungskraft, die man gemeiniglich gleich zu Hülfe ruft, so bald man etwas Ungewöhnliches in unserer Vorstellungskraft erklären soll, erklärt die Sache wohl nicht, wenigstens nicht ganz, ob sie gleich immer die Materialien zu jenen nicht würklich vorhandenen Objecten nnd Begebenheiten im Traum sammeln muß.

Da obiges Phönomen einmahl aus der Erfahrung des Traums erwiesen ist; so kann man wohl, da uns ohnehin mehrere Ausschweifungen dieser Art im Wachen selbst darinn bestärken, annehmen, daß die Seele während des Traums nicht in jedem Moment die Kraft behält, über die Causalverbindung der Begriffe nachzudenken, und ein jedes Predicat in seine rechte Stelle zu setzen, ferner daß sie aus einer offenbaren im Traume erfolgten Schwäche oder Unthätigkeit der Erinnerungskraft Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges mit einander vermischt, und unrichtige ja wohl gar unmögliche Folgen von Begebenheiten als würklich denkt, und vor sich vorüber gehen sieht. Ueberdem ist ihr im Traum bei der urplözlichen Schnelligkeit ihrer Bilde wohl oft nur darum zu thun, um ein neues Object zu haben, das sich in die eilige Folge ihrer Sensationen paßt — etwas, das sie sich als existirend denkt, und dessen Vorstellung sie mit dem würklichen Dinge alsdenn verwechselt, weil

sie sich nicht besinnen kann, daß es nur ein Bild, nur eine Vorstellung ist. Daß sie aber über ihre eigenen Geburten der Einbildungskraft, über ihr sonderbaren Umtauschungen von Begriffen und Gefühlen so wenig erstaunt, rührt wohl daher, weil sie theils zu schnell über den Creis ihrer Vorstellungen hinwegeilt; theils weil das Erstaunen selbst ein Affect ist, welcher am seltensten im Traume überhaupt entsteht, und nur bei ganz wachendem Sinne seine Kraft äußert; theils auch, und was die Sache am besten erklären würde, weil wir doch wohl immer einen dunklen Begriff vom Traume haben, indem wir träumen, und diesen Begriff, ohne daß wir es merken, allen unsern Phantasien unterschieben. Vielleicht kann auch die Gewohnheit, schon oft dergleichen widersinnige Dinge von der ersten Kindheit an für Realitäten während des Traums gehalten zu haben etwas dazu beitragen, daß jene Dinge uns endlich nicht mehr auffallen, und daß wir daher desto leichter das Bild für ein würkliches freilich nur geträumtes Object im Schlafe halten.

b) Eben so sonderbar und widersinnig sind nun auch die Sprünge unsrer Vorstellungen während des Traums ohne daß wir sie immer als solche wahrnehmen, sondern gemeiniglich nach einer richtigen Folge gedacht zu haben glauben. Auch hier scheint uns das dringende Bedürfniß, nur wieder

der gleich etwas Existirendes zu haben, woran sich die Lebhaftigkeit oder Vorstellungskraft üben kann, gegen alles Erstaunen über jene Sprünge zu sichern. Da überhaupt die Einbildungskraft die Oberherrschaft über die Seele während des Traums führt, und eben deswegen die genauere Aufsicht derselben über die Succession unsrer Begriffe wo nicht gänzlich aufhört, doch wenigstens geschwächt wird, ferner eine große Menge dunkler Vorstellungen, die im Wachen nicht zum Vorschein kommen konnten, denn gerade ins Helle gebracht werden; so ist es natürlich, daß alle Augenblicke die richtige Folge der Gedanken und Empfindungen unterbrochen, und vermöge der Association stets neue oft ganz heterogene Vorstellungen untergeschoben werden müssen. Hieraus ist nun dies Phänomen sehr begreiflich, daß die Seele, indem sie von einer Idee vielleicht auf eine ganz entgegengesezte überspringt, immer gern die erstere zum Causalgrunde der zweiten macht, ob sie gleich nicht immer in solcher Verbindung stehen, folglich auch oft Wirkungen von Ursachen und Ursachen von Wirkungen erdichtet, die in der objectiven Reihe der Dinge gar nicht vorhanden seyn können, und also zufrieden ist, wenn beide Ideen nur bey einander stehen, sie mögen zusammengehören oder nicht; — oder es mag noch ein so großer Zwischenraum zwischen ihrer entfernten Verbindung immer liegen. Daß aber die Seele dergleichen Sprünge nicht leicht bemerkt,

 kein

kein Erstaunen darüber empfindet, ob sie gleich wieder nicht Bilder, sondern Realitäten, würkliche Objecte vor sich zu haben glaubt, liegt offenbar wieder darin, daß sie sich so leicht im Traume übereilt, und im Strome ihrer Phantasien so schnell hingerissen wird, daß sie über den Zusammenhang ihrer Ideen und ihrer Folgen auf einander nicht aufmerksam nachdenken kann. Wie es aber zugeht, daß die Seele von einer Idee im Traume so leicht und gewöhnlich zu der entgegengesezten übergeht, und selten die Begriffe an ihren eigentlichen Faden anreihet, wie sie es im Wachen thut, davon lassen sich alle Gründe ohnmöglich speciell angeben, indem dies Phönomen von einer Menge verschiedener dunkler Vorstellungen von verborgenen Ideenassociationen, Veränderungen in Organen, und in der Blutbewegnis, vornehmlich von unwillkürlichen Nervenerschütterungen abzuhängen pflegt; — man kann aber doch hiebei gewisse methodische Gesetze bemerken, wie die Seele bei solchen Ueberschritten zu entgegengesezten Begriffen verfährt, und die ohngefähr die nehmlichen seyn müssen, die wir in dergleichen Fällen im Wachen annehmen, die Seele geht nehmlich am leichtesten zur gerade entgegengesezten Idee über, weil diese ihr näher zu liegen scheint, als die mit ihr verwandten aber nicht gerade contrastirenden Ideen. Unter den contrastirenden hebt sie wieder die am ersten aus, welche mit dem eben herrschenden Affect der Seele in der nähern

Ver-

Verbindung steht; doch so daß sie auch oft hiebei auf Ideen durch den Affect hingeführt wird, die mit dem Affect selbst contrastiren. Sie schreitet gemeiniglich auf dem Wege der Ideenfolge wieder zurück, von dem sie ausgegangen war, oder sie verläßt auch ganz den Hauptweg, und verliehrt sich auf Nebenwegen, wenn diese ihr eine größere Beschäftigung versprechen, oder wenn sie darauf leichter als auf dem Hauptwege fortschreiten konnte. u. s. w.

c) Die auffallende Gleichgültigkeit im Traum gegen die uns sonst liebsten moralischen Principien und Ueberzeugungen ist eine neue merkwürdige Erscheinung bei Träumenden. Mangel an alle Scham, wilde Affecten, Verachtung religiöser Gegenstände, Blasphemien, und andre abscheuliche Gedanken und Empfindungen, die uns im Wachen nicht beunruhigen, bemerken auch die vortrefiichsten Menschen an sich, wenn sie träumen. Ich glaube alles rührt daher, weil die Seele vermöge der fast allein herrschenden Einbildungskraft durch die Vorstellungen sinnlicher verführerischer Bilder so sehr hingerissen wird, daß sie sich die Gründe der Moralität nicht mehr deutlich vorstellen kann, wenigstens sie auf ihre Handlungen zu appliciren vergißt. Ferner auch daher: Im Traum werden uns die Gegenstände der Sinnlichkeit gleichsam wie hergezaubert, die wir vielleicht

erst im Wachen lange suchen müssen, und während des Wachens denn auch eher als im Traum über unsere moralischen Verhältnisse reflectiren können. Es bleibt uns im Traum oft kein Moment übrig, einer sich schnell dargebothenen und moralischen Idee auszuweichen. Die Einbildungskraft wird in einem Augenblick davon berauscht, und in dem nehmlichen Augenblick ist auch die That ausgeführt, indem die Vorstellung der Action eigentlich die Action selbst ausmacht. Ueberhaupt läßt sich alles Unmoralische im Traum, wenn es gegen unsere sonstigen guten Grundsätze läuft, aus der Gewalt des Affects erklären, der im Traume wegen der Lebhaftigkeit des dargestellten Bildes selten eine moralische Gränze haben kann. Irreligiöse Begriffe, die man nicht selten im Traum an sich wahrnimt, können sehr viele Quellen haben. Entweder man hat den Tag über dergleichen schon im Wachen gehabt; oder eine Association von contrastirenden Begriffen führt uns im Traum darauf; *) oder der Affect flößt, um desto ungezwungener zu handeln, die zum Nachdenken erschlaften Seele, Bilder ein, die mit unsern sonstigen religiösen Begriffen streiten; oder — man hat auch vielleicht mir im Wachen, oder selten nach religiösen Principien gehandelt, da denn der Traum nur eine Copie des Wachens ist.

d) Auch

*) Siehe auch 5. Band dieses Magaz. 2. Stück. S. 96.

d) Auch die Erscheinung ist sehr merkwürdig im Traum, daß wir oft ängstlich Ideen aufsuchen, die nahe vor uns liegen, ohne daß wir sie finden können, — nehmlich so nahe, daß es uns nicht die mindeste Anstrengung kosten würde, sie im Wachen zu finden, weil sie in einer nothwendigen Verbindung mit einander stehen. Hier fehlt es offenbar der Seele wieder an der schon vorhin erwähnten deutlichen Erinnerungskraft, und an der Gabe die Causal-Verbindung der Begriffe sich immer deutlich vorzustellen, — an einer gehörigen Gegenwart des Geistes, die sich nicht durch eine entstandene Furcht oder Aengstlichkeit verscheuchen läßt; theils auch an den gehörigen Mittelbegriffen überhaupt, an welche sie nicht die erste und dritte Progression ihrer Vorstellungen anzuknüpfen weiß, das heißt, es fehlt ihr alsdann etwas, wodurch ihre Vorstellungen natürlich an einander hängen müssen. Dieser Zustand ist der Seele allerdings in den meisten Fällen unangenehm, weil sie überhaupt nicht gern die Folge ihrer Ideen, von der sie wenigstens noch einen dunkeln Begriff behält, unvollendet liegen läßt, sie müßte denn durch einen angenehmen Nebenweg ihrer Sensationen dagegen schadlos gehalten werden.

e) Ferner bemerken wir im Traume nicht selten eine Lebhaftigkeit der Erinnerungskraft an Sensationen, die das Gefühl, den Geruch und Ge-

Geschmack betreffen, mit welcher Lebhaftigkeit wir uns dieser Begriffe im Wachen nicht erinnern können. Es scheint also in der That, als ob die wenigen edlen Sinne, der Geruch und Geschmack eine stärkere Erinnerung an dergleichen gehabte Empfindungen im Traume veranlassen können, als im Wachen. Wenn man auf sich Acht giebt; so wird man finden, daß man oft im Traume mit einer solchen Deutlichkeit den Geruch einer Blume, einer Speise wahrnimmt, als ob wir ihn unmittelbar empfänden. Wir mögen es aber machen, wie wir wollen; so werden wir im Wachen uns dergleichen Sensationen immer nur wieder schwach erinnern, wenigstens nie so lebhaft als derjenigen, welche sich auf Formen und Töne, oder auf Gesicht und Gehör beziehen, welche leztere Sinne offenbar eine lebhaftere Erinnerungskraft im Wachen gewöhnen. Eben weil nun aber diese beiden ersten Sinne im Traume nicht unmittelbar beschäftigt worden; so gewinnen die Sensationen des Geschmacks, Geruchs und Gefühls einer desto größern Lebhaftigkeit; so wie überhaupt alles, was wir im Traume lebhafter denken und empfinden als im Wachen, theils daher rührt, daß sich die Seele, ohne von Eindrücken äusserer Sinne gestört zu werden, mehr auf einen einzigen Punct ihrer Vorstellungen gleichsam zusammenziehen kann; theils daher, daß die Einbildungskraft über sie sich von den Banden des langsamern Nachdenkens befreiet hat,

hat, einen größern Wirkungskreis bekommt, und nur die Vorstellungen zu ihrer Geschäftigkeit auswählt, welche ihr entweder das meiste Vergnügen machen, oder ihn als Materialien zu ganz neuen Ideenassociationen dienen müssen.

P.

Die Fortsetzung folgt.

Fragment
aus dem Tagebuch eines Reisenden.
1787 im Nov.

— — — — — —

— Ich denke nun die Merkwürdigkeiten dieser Stadt so ziemlich durchgemacht zu haben, und muß Ihnen gestehen liebster Freund, daß ich weit mehr Anziehendes darinn fand, als ich mündlichen und schriftlichen Nachrichten zufolge erwarten durfte. Dieß gilt von würdigen und interessanten Menschen eben so gut, als von politischen- litterarischen- und Kunst-Merkwürdigkeiten. Gestern führte mich mein Freund Doctor H*. zweiter Leibmedicus des Fürsten, nach unsrer Verabredung ins Tollhaus, welches er Amtshalber selbst zu versehen hat. Er gestand mir, daß sich anfangs, als ihm diese Pflicht auferlegt wurde, seine ganze Menschlichkeit dagegen empörte, und daß ihn die gräßlichen Gruppen von Menschenelend, und von fluchender Verzweiflung und viehischer Fühllosigkeit eine geraume Zeit für Freude und geselligen Umgang abgestumpft hätten. Mählig aber hab' er sich durch den täglichen Anblik an das Schauspiel gewöhnt, und eine reichere Quelle als irgendwo zu neuen physiologisch-psychologischen Ideen und Beobachtungen

gen gefunden, welche er zu seiner Zeit dem Publicum mittheilen werde.

Die äußere und innere Einrichtung des hiesigen Tollhauses hat mir ungemein wohl gefallen. Das Gebäude liegt hoch, gesund, und öffnet eine der schönsten Aussichten ins N — thal. Es hat vier Stokwerke, wovon jedes aus einer Reihe kleiner reinlicher, und mit allen Nothwendigkeiten versehener Zimmer besteht, die armen Unglüklichen sind hier nicht wie Vieh aufeinander gedrängt, und die Einflüsse des Mundes müssen ungewöhnlich stark und Menschenfeindlich seyn, wenn man hier zwei und drei Hirnkranke in einem Zimmer beisammen findet. Ich selbst fand unter den eigentlich Tollen, die im untersten Stokwerk hausen, durchgehends in jedem Gemach nur einen. In den obern Stokwerken, wo sich solche befinden, die entweder auf dem Weg der Beßerung, oder nur periodisch krank, oder nur noch zur Prüfung da sind, fanden wir zwar bisweilen mehrere beisammen. Diese werden aber strenger als andere bewacht, und getrennt, so bald bey einem die Krisis ausbricht. H. — sagte uns, er habe dies Beysammenseyn schon in verschiedenen Fällen als die beste Methode gebraucht, Scheinbargesunde zu prüfen, und so oft drey und mehrere zugleich gänzlich geheilt. Es wäre zu wünschen, daß diese Behandlungsart an andern Orten nachgeahmt und die Aufsicht über dergleichen

Per-

Personen überhaupt immer nur philosophischen Aerzten anvertraut würde. So aber fand ich selbst in den größten berühmtesten Städten Teutschlands Tollhäuser, wo oft ein Dutzend und mehrere Seelenkranke in ein niedriges, schmuziges Zimmer hineingepreßt waren, wo der Rasende, der Tolle, der Wahnsinnige, Aberwitzige, der Halbkranke, der Genesene in ekelhafter Verworrenheit neben einander lagen, und die widerkehrende Natur gewaltsamer Weise von der unheilbaren Wuth des Nachbars angestekt, und in den Abgrund eines fürchterlichen lebendigen Todes hinabgerissen wurde! —

Mein Freund H*. erzählte uns, als er uns an den verschiedenen Gemächern herumführte, manche intereßante, psychologisch wichtige Geschichte von den Unglüklichen, die wir sahen. — Wir stiessen ein paarmal auf so barokkische Hanswurstfiguren, daß mich mitten unter den traurigsten Vorstellungen ein unwiderstehlicher Kitzel zum lachen anwandelte. Der eine hatte ein paar Beinkleider auf seine Pritsche gelegt, und zerdrosch den Großsultan, den er unterm Hammer zu haben wähnte, so unbarmherzig, daß Se. Türkische Majestät wie mürber Zunder aus einander fuhren; — Der andere las einem bemüzten Haubenstok, den er für Gott den Vater hielt, wegen einer zerbrochenen Flasche, den Leviten so kräftig, daß ihm die Müze vom Kopf flog; — dort massakrirte einer als

Alex-

Alexander Magnus mit seinem Pantoffel alle Fliegen seiner Klause, und wähnte eben so viel Perser erwürgt zu haben; — hier bot ein anderer dem Teufel — einem schwarzen Hosenfragment, das an der Wand hieng, eine Priese Tabak, daß er ihn in Ruhe lassen sollte; u. s. w.

Ganz im Hintergrunde des untern Stockes fanden wir einen rasenden Magister, bei dem die Wuth eben auf ihren höchsten Grad gestiegen war. Er hielt sich für das grausvolle Wesen aus der Offenbahrung Johannis — mit der Sternenperücke, wie er sich ausdrükte, — dem Mondgesichte — dem Wolkentalar, und den gigantischen porphirnen Kurirstiefeln. Eben stund er auf seinem Tische mit ausgestrekten Armen, und warf auf seine Gemeinde — sie bestund aus einem halben Dutzend Arzneytöpfen, — einen ganzen Hagelregen Ebräischer, Griechischer, und lateinischer Sarkasmen hinunter. Sein geschorner Kopf war mit Goldflittern besäet — seine Backen aufgedunsen, sein weißes Bettuch hieng ihm bis auf den Boden hinab, und seine beschmuzte Universitätsstiefel hatte er über den Tisch ausgestrekt. Wir hatten ihm schon eine ziemliche Weile zugehört, als er mit einmal vom Tisch sprang, ein paar Töpfe aus seiner Gemeinde ergrif, und sie mit solcher Wuth durchs Gitter nach uns warf, daß wir uns kaum noch vor seinem mystischen Grimm zurükziehen konnten.

Soll-

Sollten Sies wohl glauben, sagte mir H. beim Weggehen, daß dieser Mensch vor sechs Tagen noch auf meinem Zimmer schlief, mit mir aß, spazieren gieng, und über die merkwürdigsten Gegenstände der Litteratur und Philosophie mit voller Gegenwart des Geistes sprach? — ja daß er neugierige Fremde allein im Hause herumführte, und sie von dem Zustand und der Geschichte der merkwürdigsten Narren unterrichtete? —

Ich. Mein Gott, und wie kam er in so kurzer Zeit in diesen fürchterlichen Zustand? Er scheint mir unter all' ihren traurigen Alumnen der bedaurenswürdigste zu seyn.

H*. Seine Geschichte ist die merkwürdigste aber auch die grauenvollste unter allen, so mir bisher vorgekommen sind. Der Psycholog bleibt entsezt vor seinem Gemählde stehen, der führende Stab entsinkt ihm, und er kann nur ohne Leitgestirn zum Unerforschlichen hinauf staunen.

Nachdem wir im ganzen Hause herum waren, verlohr sich H. mit mir in eine angrenzende Allee, und fuhr fort:

„Der Vater des beweinenswerthen Mannes, von dem wir so eben sprachen, ist ein reicher biederer Pächter der Nachbarschaft. Er entdekte in diesen seinem einzigen Sohn früh schon Anlagen, die ihn in einen größern Würkungskreis zu rufen

schie-

schienen, als den ihm seine Geburt, und sein Stand anwiesen. Er schikte ihn also aufs hiesige Gymnasium, besuchte diesen seinen Liebling oft, und das Herz im Leibe lachte dem wakern Manne bey den guten und immer bessern Nachrichten, die er jedesmal von seinem Franz einzog. Weil ich damals schon das Dorf des Pächters zu versehen hatte, so kannt ich ihn lange her, uud war leider mit eine unschuldige Ursache, warum er seinen Sohn den Studien weihte. Er besuchte mich, so oft er in die Stadt kam, schüttelte mir öfters die Hand und rief freudetrunken: O wie hat er so wahr gesprochen, liebster Doktor! — der Bube ist unserm Schulmeister schon Tannenhoch über den Kopf gewachsen. Meiner Seel, wenns so fort geht, so wird er ein Kerl leibhaftig wie er. Da frag' er nur, da hör er nur wie der Blizjunge schon schreiben, und lesen, und rechnen, und Figuren machen, und Lateinisch, und Griechisch, und Gott weiß was er alles kann!! Er soll mir aber auch bey meinem Großvater auf die Universität nach T * *. und soll mi[illegible] Geistlicher werden, und predigen lernen, daß es [illegible]ne Lust ist. Was meint er, wenn mein Goldfranz im schwarzen Mantel und Kragen auf der Kanzel perorirt, ob wir da aufpassen wollen? O laß mich der liebe Gott diese Freude auch erleben, eh ich in die Grube fahre!"

Freudeträhnen rollten dem guten Mann die Wangen herab. Nur einen Blik in die Zukunft,

gu-

guter Gott, und wie so ganz anders wäre alles geworden; — wie glüklich lebte der Alte jezt mit seinem Kinde! Wie ruhig hätt er auf dieser Stüze entschlummern können! —

Franz war jezt 16 Jahr alt, hatte in öffentlichen Prüfungen schon verschiedene Preise erhalten, und war nicht nur in den meisten Sprachen und Wissenschaften, die auf dem Gymnasium getrieben wurden, der Erste, sondern hatte sich noch durch sein Privatstudium andere gründliche Vorbereitungskenntniße für die Universität erworben. Geliebt und geehrt von seinen Lehrern und Mitschülern verließ er das L — sche Gymnasium, und blieb ein Halbjahr bey seinen Eltern auf dem Lande, wo er in Geräuschloser Zurükgezogenheit sich ganz der Philologie und Philosophie weihte, nur selten, und immer nur wissenschäftlicher Gegenstände wegen die Stadt besuchte, und auf seinem Dorfe außer seinen Eltern mit niemand als mit dem Amtmann, einem geistvollen Belletristen, und mit seinem gelehrten Herrn Pfarrer Umgang pflog, und, wie sich Sr. Hochwürden ausdrükten, Honigsüsse lateinische Verse schrieb.

Sowohl eigner Drang des Jünglings, als der Rath verschiedner erleuchteter Freunde bestimmten endlich den Vater, seinen Liebling auf die Universität nach T**. zu schicken. Seine Vorkenntnisse, sein

sein schnelles Fassungsvermögen, und sein Privatfleiß zogen hier in kurzem die auszeichnende Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf ihn. Er machte den ganzen philosophischen Cursus durch, und hatte sich die Wolfische Philosophie, die damals gäng und gäbe war, bald so eigen gemacht daß er ein paarmal bei öffentlichen Disputationen seinem Präses den kalten Schweis aus der Stirne trieb.

Im dritten Jahre begann er seine Theologische Laufbahn, und dieß mußte der Abgrund seyn, in welchen alle seine Anlagen und Kenntnisse, alle seine Plane, und Aussichten, all die süssen Träume, und Hoffnungen seines Vaters, und seiner Freunde auf ewig versanken.

Das Studium der Kirchengeschichte, und der Bibel im Grundtext zog bald die ungetheilte Aufmerksamkeit seiner ganzen Seele an. Alle übrige Theologische Wissenschaften trieb er nur, in so fern sie ihm Licht über dies Buch aller Bücher leihen konnten. Ich weiß nicht, welch ein unseliges Ungefähr ihn frühzeitig antrieb, die Offenbahrung des Johannes zum Hauptgegenstande seiner Schriftforschung zu machen. Vielleicht seine lebhafte Phantasie, — vielleicht Neigung zum Wunderbaren und Mystischen; — vielleicht auch eben die Schwierigkeit, womit die Auslegung dieses dunkeln, bildlichen, von einer glühenden Dichter-Phantasie er-

zeugten Buches verbunden ist, — zogen ihn an, der Auslegung und Deutung desselben alle seine Seelenkräfte zu widmen. Damals hatten wir die treflichen philosophischen Wegweiser zu Erklärung dieser Theosophischen Visionen noch nicht. Das meiste, was darüber geschrieben war, schien mehr gemacht zu seyn, den Forscher in noch dunklere Gewinde des Mysticismus zu verwickeln, als ihn herauszuleiten. Franz las alles, was er über sein Lieblingsthema anftreiben konnte, vernünftelte, sann, hing aller Warnungen seiner Freunde ungeachtet Nächte lang über Folianten, die von Aberwitz und Scholastischen Träumen strozten, und in nicht gar einem Jahre ward der trefliche, vielversprechende Jüngling erst verrükt, — dann toll; — dann rasend, und am Ketten gelegt.

Die Grade seiner traurigen Verirrung verlohren sich, wie mir einer seiner Lehrer und theilnehmendsten Freunde schrieb, ganz unmerklich in einander. Mählig wurde der Gedanke an sein Thema in seiner Seele herrschend. Bald wuchs er, gleich einer Eiche über all seine übrige Ideen, und Vorstellungen empor, und entzog Ihnen, mit Shakspear zu reden, die Lebenssäfte zur Entwiklung, daß sie wie Blumen welkten, und vergingen. — Alles bezog er nun auf die Offenbahrung, wollte alles, am Ende sogar Dinge des gemeinen Lebens daraus erklären, darauf zurückführen, — darin finden,

und

und sah und hörte, und las, uud dachte und empfand alles nur im Bezug auf seine Offenbahrung. Er äußerte dies zuerst in den öffentlichen Theologischen Vorlesungen. Eben der wackere Mann, mit dem ich, über den Ausbruch seiner Seelenkrankheit korrespondirte, las über die Dogmatik, und pflegte Franzen, als dem Scharfsinnigsten unter seinen Zuhörern, häufig während seiner Vorlesung schwere und verwickelte Fragen vorzulegen. Bald fiel es ihm auf, wie ein Kopf, der ehemals die schwierigsten Aufgaben so schön auf die lautesten Grundsätze der Pilosophie zurückführte, sich num auf einmal so ganz in die Offenbahrung verliehren konnte. Er entfernte also seine Fragen absichtlich von diesem Thema: aber umsonst; die heterogenste Materie zog Franz mit Haaren in sein Lieblingsfach hinüber. — Seine Freunde und Mitschüler hielten dies erst für Grille, für eine Art verdekten Stolzes, für einen kurzen zufälligen Vorsatz, gerade da die Ueberlegenheit seines Kopfes zu zeigen, wo so viele strauchelten. — Und vielleicht mochte würklich eine ähnliche Ursache zu den obigen stoßen. — Zwey seiner vertrautesten Haus- und Tischfreunde drangen deshalb aufs angelegentlichste in ihn. Aber sie fanden zu ihrem Erstaunen das Uebel schon so tief gewurzelt, daß ihnen vor der Zukunft zu grauen anfing. Sie liessen sich mit ihm in ernsthaftere Unterredungen ein, boten all ihre Kenntnisse, all ihre Beurthellung auf, ihren Freund von seinem

Irrwege zurükzuführen: er hörte sie nicht. Sie brachten ihm Gründe der logik und der gesunden Vernunft; — er schlug sie mit Ontologischen Spizfündigkeiten zurük. Sie suchten seine Erklärungswuth bey auffallenden Gelegenheiten auf eine feine Art lächerlich zu machen. Er drohte mit seinem ewigen Haß. Sie nahmen ihm auf Anrathen seiner lehrer heimlich seine Folianten, seine Manuscripte und Nachtlampe hinweg. Er weinte wie ein Kind, gieng halbe Nächte lang einsam in seinem Schlafzimmer auf und ab, deklamirte Stunden lang ganze Capitel aus seinem Johannes, ließ Geister erscheinen, und disputirte mit ihnen so herzhaft über die Auferstehung, daß alle Schläfer erwachten. Man zog den Arzt zu Rath; man hielt ihn von den Hörsälen zurük; man verordnete ihm zwekmäßige Diät; gab ihm leichte unterhaltende Bücher zur Zerstreuung: Er stieß alles mit Füßen von sich. Man ließ ihn Nachts bewachen, um ihn gewaltsam von seinen nächtlichen Kreuzzügen abzuhalten. Man fand den Wächter am folgenden Morgen unmächtig in seinem Blute. „Halten mich die Hunde für toll? Glauben sie, ich hätte den Verstand verlohren? wollen sie mich wie einen Aberwizigen gängeln und bewachen lassen? so will ich ihnen auch begegnen wie Hunden. Die Augen, womit sie nicht sehen, will ich ihnen aus dem Kopf reißen, die Ohren, womit sie nicht hören, will ich ihnen vom Haupt zer-

zerren!“ So schnaubte er jezt seine Freunde an, die ihm helfen wollten.

Natürlich war es bey solchen Ausbrüchen nicht möglich, ihn länger auf der Universität zu behalten. Obiger Lehrer schrieb daher an seinen Vater, stellte ihm den kläglichen Zustand seines Sohnes so glimpflich als möglich vor, und bat ihn, solchen selbst abzuholen, ihn einige Zeit bey sich auf dem Lande zu behalten, einen klugen Arzt über sein Uebel zu Rath zu ziehen, ihm alle Theologische Bücher wegzunehmen, und ihn besonders so viel möglich zerstreuen, und anhaltende zwekmäßige Leibesübungen vornehmen zu lassen.

Der erschrockene liebevolle Vater kam, fragte, wollte seinem Franz in die Arme stürzen. Aber der Schaden hatte unterdessen so fürchterlich um sich gefressen, daß man den Unglüklichen binden mußte, und es für gefährlich hielt, seinen Vater vor ihn zu lassen. — Doch der ungestümme Vater ließ sich nicht halten. „Großer Gott, sollt es wahr seyn? sollt' es so weit mit meinem einzigen Kinde gekommen seyn? — Es ist nicht möglich! laßt mich zu ihm! Wer will den Vater von seinem Liebling trennen?“ Er drang mit Gewalt ins Zimmer, wo sein Franz auf einem Bette halbgebunden lag. Dieser fuhr wie aus einem Schlummer empor. „Jesus Christus wie er aussieht? — kennst

du mich nicht, mein Sohn? — ich bin gekommen, dich mit nach Hause zu nehmen, wo deine Mutter mit Schmerzen auf dich harret. O sieh mich nicht an mit diesem durchbohrenden Blik. liebster Franz, kennst du deinen Vater nicht mehr? —“ Bey diesen Worten verbarg der Jüngling sein Haupt ins Kissen, und weinte und jammerte, daß dem Vater die Worte versagten. Er warf sich lautweinend auf seinen Sohn: da hiengen sie lange in einer sprachlosen Gruppe, daß alle Anwesende sich wegwenden mußten. — Endlich faßte sich der Vater. „Sprich, theures Kind, willst du nicht mit mir nach Hause? dort soll dich deine Mutter pflegen, dort will ich dich auf meinen Händen tragen. So sieh mich doch an! Hörst du deinen Vater nicht?“ Jezt wandte Franz sein tränendes Antliz, küßte seinen Vater, winkte, und lispelte ihm ins Ohr: Ja, ich will mit ihm. Die Verräther dort glauben, ich habe den Verstand verlohren. Ist das nicht eine höllische Lüge? — Lebt meine Mutter noch? — Ich will ihm helfen sein Feld bauen Vater. — Seyd ihr noch nicht fort, ihr Hunde? — — Ich will in seinem Weinberg arbeiten. — — Was, noch immer hier, Verräther?“ — Er fuhr schäumend, und zähneknirschend vom Lager empor, und schlug seinen Vater, der ihn zu beruhigen suchte, so wüthend ins Angesicht, daß ihm das Blut ströhmend über die Wangen floß. Man riß den Alten hinweg, man rief

rief um Hülfe, man holte den Arzt; denn der Anfall war diesmal so fürchterlich, daß der Rasende den untern Theil der Bettlade hinausstampfte, und sein Kissen mit den Zähnen zerriß. Vier Männer stürzten über ihn her, und banden ihm mit Mühe die Hände. Der händeringende, wehklagende Vater mußte mit Gewalt hinweggeführt werden.

Franz wurde nun, von all seinen Lehrern, und Universitätsfreunden bedauert, nach dem Dorfe seines Vaters gebracht. Dieser hofte gewiß, daß sich hier das Uebel in kurzem legen werde. Er räumte ihm ein verborgenes Zimmer in seinem Hause ein, hielt ihm Wächter, beschwur mich bey Gott und allen Heiligen, seinem Kinde, und sollt' es sein Vermögen kosten, zu helfen, und gab gegen seine Bekannte vor, sein Sohn liege an einer langwierigen Krankheit darnieder, wo ihm die Gegenwart von Menschen schädlich seyn könnte. — Aber alle Vorkehrungen des zärtlichen Mannes waren vergebens. Die Anfälle seines Sohnes stellten sich beinah täglich bey den unschuldigsten Veranlassungen mit solcher Violenz ein, daß er mir einst verzweifelnd um den Hals fiel, und ausrief: „Nehm' er ihn in Gottes Namen hin. Was ein Vater thun kann, das hab' ich gethan. Kein Mittel ließ ich unversucht, den Verlohrnen zurükzubringen. Mein Verstand steht hier stille. Menschenhülfe schüttelt den Kopf. — Da komm ich eben von ihm herunter. Er schien so stille, und

so weich. Ich trat an sein Lager, und sagte ihm von meiner Liebe vor. Die Tränen schossen ihm die Wangen herab. Mit einmal fuhr er zuckend herum, sprach von gräßlichen Geistergestalten, brach in einen Strohm von unverständlichen, sinnlosen Worten aus, und hätte mich, glaub ich erwürgt, wäre er nicht gebunden gewesen. Ich hab's immer bemerkt, daß sein Anfall am heftigsten ausbrach, wenn er kaum vorher noch wie ein Kind gerührt war. *) Länger kann ich den Jammer nicht ansehen. Nehm er mein Kind zu sich in die Stadt. Rath er, helf er! lieber will ich ihn begraben, als länger lebendig tod vor mir sehen.“ —

Ich hatte den Eltern nehmlich schon öfters vorgestellt, wie mirs bey meiner Entfernung von dem Kran-

*) Es ist eine allgemeine Bemerkung bey Verirrten dieser Art, daß ihre Anfälle schrecklicher werden, so oft eine Rührung, eine Lieblingsvorstellung ihrer gesunden Tage, ein zärtlicher oft befriedigter Trieb, oder gar eine Leidenschaft vorangeht. Das Gefühl kindlicher Liebe erwachte in diesem und im obigen Falle in der Seele des armen Franz. Vermöge der unüberwindlichen Association aber, in der alle seine Ideen und Empfindungen mit dem traurigen Gegenstande seiner Verirrung stunden, verließ dies süsse Gefühl seinen natürlichen Weg, und theilte seine ganze Lebhaftigkeit jenem herrschenden Gegenstande mit. Zimmermann führt im zweiten Bande seiner Erfahrungen einen interessanten Fall an, der sich aus eben diesem Grundsatz erklären läßt.

Kranken unmöglich sey, ihm diejenige Aufmerksamkeit zu widmen, die sein Uebel nothwendig erforderte, und ernstlich darauf angetragen, ihn ganz zu mir in die Stadt zu nehmen. Sie wollten sich aber lange schlechterdings nicht darzu verstehn. Jezo nahm ich den Antrag des Vaters um so gerner an, und ließ sogleich Anstalten zur Abreise machen.

Franz kam also zu mir in die Stadt. Anfangs war ich willens, ihn in mein Haus zu nehmen. Der Vorsteher des Tollhauses erbot sich aber, ihm ein Zimmer in seiner eignen Wohnung einzuräumen, und mit ausgezeichneter Sorgfalt sein zu warten. — Da dieser Mann öfters um den Kranken seyn konnte, als es mir meine übrigen Geschäfte gestatteten, da er überdies aus langer Erfahrung die Behandlungsart solcher Unglücklichen sehr gut versteht; so überließ ich ihm diesen ohne Bedenken, nachdem ich ihm vorher aufs gnaueste vorgeschrieben hatte, wie er in allen Stücken gegen ihm verfahren sollte.

Nun wurde dem Jüngling ein erfahrner Wächter gesezt, welcher in ruhigen Zwischenräumen über Dinge des täglichen lebens mit ihm zu reden angewiesen war. Besonders schärft' ichs ihm ein, wenn Franz fragen sollte, wo er sey, und warum er hier sey? — ihm immer zu antworten: Er befinde sich in meinem Hause in der Stadt, leide lange schon an einem bösartigen Fieber, und sey von seinem zärtlich besorgten Vater ins Haus des

Stadtdoctors gethan worden, um desto gewisser, und bälder wieder hergestellt zu werden. — In der Diät hielt ich ihn weit strenger, als ich es im Hause seines Vaters thun konnte. — Er trank auf der Universität gern Wein, und dieser mochte unstreitig das Seine zu seinem Uebel beygetragen haben. — Auch jezt begehrte er in lichten Zwischenräumen dieses Getränk mit Ungestümm. Ich ließ ihm nicht das geringste weder von Wein, noch von Fleisch und dergleichen reichen. Mit den leichtesten aufs sorgfältigste zubereiteten Speisen, mit Milch und Wasser mußte er seinen oft unbändigen Hunger, und Durst, nach und nach, — nie auf einmal stillen. Das Herz blutete mir oft wenn er bald mit gebieterischem Ungestümm, bald mit drohender Wuth, bald mit den Trähnen des Kindes seine Lieblingsspeisen, und Weine begehrte, und ich hätte in dem Augenblick nicht Vater seyn dürfen. — Ein paar der besten Geschichtschreiber, und einige Englische Romane wurden ihm nach einiger Zeit zur Unterhaltung gegeben. Am Ende forderte er selbst sein Klavier welches er sehr artig spielte. In der That war er mir hierin nur um einige Tage zuvorgekommen; denn da mir die Wichtigkeit der Musik in der Heilkunst der Seelen lange schon aus den auffallendsten Beyspielen bekannt war, so hatt' ich sie gleich anfänglich in den Plan zu seiner Genesung aufgenommen. — Von seinem Zimmer hatte er die lachendste Aussicht auf

auf Wälder, auf Rebenberge, auf Fluren, Dörfer, Triften, und Gewässer, und ich sorgte dafür, daß sein Gemach täglich mehrmals mit frischer Luft angefüllt wurde. Er liebte Nachtigallengesang bis zur Schwärmerey. Ich ließ verschiedene der besten vor seinem, und den angränzenden Fenstern aushängen. Er hatte eine enthusiastische Liebe für Kinder. Ich ließ späterhin Vormittags, wo er immer am ruhigsten war, einige der liebenswürdigsten zu ihm bringen. Kurz jede seiner ehmaligen Neigungen benutzt ich, seine Aufmerksamkeit zu fixiren, und seine Thätigkeit von dem Abgrunde ihrer Verirrung abzuleiten. Ich selbst endlich besucht' ihn des Tages wohl vier, nnd mehreremal. Besonders versäumt' ich die Morgenstunde nie, wenn er vom Schlaf erwachte, wo ich ihn immer als einen meiner Kranken behandelte, und mich mit ihm über leichte und angenehme Dinge unterredete. Er wurde beim Erwachen täglich ruhiger, und verträglicher, und die geringste traurige Vorstellung konnt' ihm bis zu Trähnen rühren. Ich vermeid daher dergleichen Vorstellungen sorgfältig, und unterhielt ihn gewöhnlich mit interessanten Anecdoten, späterhin auch mit literarischen, und politischen Neuigkeiten, an denen er ehedem so sehr hieng. Arzeneimittel braucht' ich nur wenige, und äußerst einfache, wenn es sein Zustand eben zu erfordern schien. Anfangs lenkte er oft von den entferntesten Ideen die ich ihm vortrug, in seine

mystischen Träume ein. Ich bat, ich beschwur ihn bey Gott und seinem Leben, davon abzulassen, weil dieß eben der Weg sey, wodurch er sich seine Krankheit zugezogen, und weil er unvermeidlich den Tod wagte, wenn er ihnen weiter nachhienge. So macht ich nach und nach die Furcht vor dem Tode zum Gegengift seiner verirrten Grübeleien. So oft sich sein Blik in Apokaliptische Gesichte verlor, so oft er über die Nachtgestalten seiner Fantasey zu rasen begann, erhob ich meine Stimme noch mächtiger als er, droht' ich ihm, meine Hand ganz von ihm abzuziehen, nnd ihn dem Tode zu überlassen, wenn er den Unsinn nicht fahren liesse. Auch seinen Wärter wies ich an, eben so gegen ihn zu verfahren, und ihm sogar mit Schlägen zu drohen, wenn er von den scheußlichen Bildern nicht abliesse. Außerdem entfernt ich von ihm jede physische, und moralische Ursache, die in ihm Furcht, Schreken, Aufwallungen, oder andere violente Empfindnisse, und Leidenschaften hätte erregen können. Seinen Blutsfreunden, besonders seinem Vater verbot ich es, so sehr er in mich drang, ihn zu besuchen, weil ich bemerkt hatte, daß, obgleich seine Gegenwart anfangs heilsame Würkungen bey ihm zu haben schien, am Ende doch immer ein Anfall erfolgte, der all das Gute vereitelte, was ich bei ihm mit viel Mühe und Zeitaufwand hervorgebracht hatte.

Dies

Dies war ungefähr die Methode, deren ich mich, nicht ohne vorhergehende Erfahrung, zu Heilung dieses Unglüklichen bediente, und sie war so würksam, daß er in Zeit von zween Monaten — Bücher las, und mit unverfälschter Beurtheilung mit mir darüber sprach; — daß er Musik-Stüke, die er ehmals nach Noten gespielt hatte, nun auswendig spielte, ja sogor eigne konponirte; (und ich glaube, daß eben dieß am meisten zu seiner gänzlichen Wiederherstellung beitrug) daß er Stundenlang der Nachtigall horchte und ihre Lieder auf seinem Klavier nachahmte; Stunden lang mit Kindern spielte, und sie Lieder lehrte, die er auswendig wuste; daß er ein paarmal wenn sein Anfall eben ausbrechen wollte, ihn aus Furcht vor meinen Drohungen gänzlich erstikte, und sich selbst durch Musik und Bücher zu zerstreuen wuste; daß er mit gewohnter Neugier nach litterarischen, und politischen Novitäten jagte; ja daß er am Ende gar Briefe, und Aufsäze mit seiner ganzen ehmaligen Geistesgegenwart schrieb, mir solche vorlas, mein Urtheil begehrte, u. s. w. Nun ließ ich Stuffenweise verschieden seiner Bekannten, und Freunde aus der Stadt, und am Ende, nachdem ich ihn hinlänglich vorbereitet hatte, auch seine Eltern zu ihm kommen. Mit allen hatt' ich Abrede getroffen, auf die Meynung anzuspielen, und ihn darin zu bestärken, daß er blos einer hartnäkigen Körperlichen Krankheit wegen zu mir in die Stadt gethan worden, und

nun-

nunmehro gänzlich hergestellt sey — Um ihn eben in dieser Meynung nicht zu stören, ließ ich ihn im zweyten Monat seines Hierseyns aus dem Hause des Inspectors unvermerkt in mein eignes bringen. Im dritten, den er meist im Umgang meiner Familie, und anderer Freunde zubrachte, äußerte er keine Spur seines irren Zustandes mehr. Er speißte an meinem Tische, wo ich ihn aber kein Haar von seiner Kranken-Diät abgehen ließ; er scherzte; er las uns Aufsätze vor, die er selbst verfertiget hatte; er studirte, und schrieb des Vormittags; Nachmittags nahm ich ihn zu Spaziergängen mit. Kurz der Jüngling war ganz wieder hergestellt, seine Seelenkräfte spielten wieder in harmonischen Akkorden zusammen, seine entfesselte Thätigkeit betrat ihre Laufbahn wieder, dem enteisten Bachstrom gleich, welcher zum erstenmal wieder im Stral des Frühlings durch die Wiese frolokt; — Er fühlte Kraft und Drang zu höheren Berufsgeschäften in sich. Sein Würkungskreis ward ihm hier zu enge. Er hatte den Plan, die Universität noch ein paar Jahre zu besuchen, und sich zu einem dasigen Lehrer zu bilden.

Denken sie sich die Freude des Vaters, als er seinen schon hingegebenen einzigen Sohn in diesem Zustande sah, und hörte, und umschlang und küßte. Auf sprang er im Taumel der Wonne, kriegte mich am Kopf und herzt' und küßte mich, daß mir die Ohren gellten. „In Gold laß ich ihn einfas-

fassen, liebster Seelendoktor! Auf den Händen möcht ich ihn tragen, und es in alle Welt hinausrufen: Da seht den zweiten Vater meines Sohnes! — Der Herr Pfarrer soll aber auch 'n Vers auf ihn machen, der sich gewaschen hat, und soll ihn singen und lobpreisen als den König aller Doctoren, als den Groß-Mogul der ganzen Medizinergilde. Und das Gedicht soll mir gedrukt werden, und in den Zeitungen paradiren, daß sein Nahme auf dem Markt, und auf'm Rathhaus, und in allen Gasthäusern, Buden, und Schenken wiederhalle. Und wär ich ein großer Herr, so sollte mir sein Bild in klaren Marmor gehauen, und mitten auf dem Markplaz aufgestellt werden. — Doch, lassen wir das! Die nächste Woche nehm ich meinen Goldfranz mit mir nach Hause. Und zum Abschied soll hier ein Schmauß seyn in seiner Wohnung. Da wollen wir essen, und trinken, und singen, und klingen und jauchzen, und den lieben Gott loben, daß er uns unsern Franz wieder geschenkt hat. Und Er, Seelendokter soll obenan sitzen, und seine Gesundheit, und meines Franzen Gesundheit getrunken werden, daß ihm das Herz im Leibe hüpfen soll."

So rief der Alte Freudetrunken aus. Franz, die Mutter, und alle Anwesende stimmten in den Vorschlag ein, und ich konnte um so weniger dagegen einwenden, da die Ehre auf meiner Seite war, und da ich mit Franzen unterdeß so viele Proben

angestellt hatte, daß ich in Ansehung seiner sicher seyn konnte.

Alle Anstalten wurden daher zu diesem Genesungsfeste gemacht. Ich sucht' es so einfach als möglich zu machen, lud wenige, und nur einige Busenfreunde des Jünglings, die er ausdrüklich begehrt hatte, darzu ein, und versprach mir einen seligen Tag der Wonne, und des Entzükens.

Der Tag kam heran. Es war ein Sonntag, welcher der merkwürdigste in meinem Leben bleiben wird. Wir giengen Vormittags gemeinschaftlich in die Kirche, wo mein Freund der Stadtpfarrer eine rührende Predigt hielt, und am Ende eine so eingreifende Anspielung auf die Wiederherstellung des Jünglings einwebte, daß wir uns der Trähnen nicht enthalten konnten. Da saß der ehrwürdige Vater, horchte dem Priester mit hangendem Haupte entgegen, blikte dann mit Trähnen der Wonne auf seinen Franz, und weinte zum Himmel: „O erhalt' mir ihn! Du hast ihn mir zum zweytenmal gegeben; drum erhalte mir ihn, Vater des Lebens!“

Ich hatte den würdigen Priester ebenfalls zu unserm kleinen Feste geladen. Es war ein rührender Anblik, als er ins Zimmer trat, und der Altvater ihm feyerlich entgegengieng, und ihm die Hand küßte für seine Predigt. „Ew. Hochwürden ha-

haben mir heute Thränen entlokt, die mehr werth sind, als ein ganzer Jahrgang gedrukter Morgen- und Abendseegen. Gott lohns ihnen, und tröste Sie im Ungemach des lebens!"

Nun sezten wir uns zu Tische. So rührend anfangs das Gespräch war, so lenkte sichs doch bald zum Scherz, und zur geselligen Freude. Franz nahm den lebhaftesten Antheil an unsrer Unterhaltung. Man sprach über litteratur, über Kunst, über neue Aufsehenerregende Schriften; — Franz tummelte sich mit dem Herrn Pfarrer und mir so wacker in dieser Materie herum, daß sich der Alte nicht satt sehen, und hören konnte. Die Sprache kam auf politische Neuigkeiten, wo sich der brave Pächter mit unter die Streiter mischte. Franz wußte von allem, urtheilte überall mit bewunderungswürdiger Feinheit. „Auch hier ist mir der Blizbube über'n Kopf gewachsen! — Der Doktor aller Doktoren soll leben!" — rief der Vater, und alle Gläser klangen zusammen. „Mit Wasser willt du deines Doktors Gesundheit trinken? fuhr Er zu Franz fort. Eingeschenkt auf mein Wort! Warst ja sonst kein Kostverächter, und das Bissel wird dich nicht beissen." — Franz trank hier nach mehr als einen Vierteljahr das erste Glas Wein. Nun wurde das bodenlose Capitel der Anekdoten, und Schwänke vorgenommen. Der Pächter ließ eine Rakete nach der andern steigen, und lachte dann immer zuerst, daß die Tafel zitterte. Auch ich

ließ meinen Dezem zirkuliren, und trug nicht wenig Dank davon. Se. Hochwürden selbst, denen bereits das Wohlbehagen von der Stirne leuchtete, gaben uns manches ehrsame Universitätssträußchen zum Besten, und holten den Stachel des Schnakens dann immer gar possierlich aus dem blinkenden Glase. — Franz ermangelte nicht, beinah jede Schnurre, aus welchem Gebiet sie auch seyn mochte, mit einer ähnlichen zu erwiedern, und trug besonders ein paar trefliche Anekdoten, die sich während seiner Anwesenheit zu T.* unter dem dasigen gelehrten Senat ereignet hatten, mit so viel Witz und Laune vor, daß der brave Schwarzrok seine Amtsgravität ganz aus dem Gesichte verlohr, und sich den Bauch vor lachen halten mußte. Mit unter kreißte eine Gesundheit nach der andern, und ich konnt es nicht wehren, daß Franz nicht einmal ums andre in edlem Rheinwein Bescheid that.

So tafelten wir unter geselligen Gesprächen und Scherzen fast die Hälfte des Nachmittags hinweg. Nach Tische wurden bekannte Volkslieder gesungen, wo Franz den Flügel spielte, und mit seiner vollen Akademischen Jovialität vorsang. Er regalirte uns überdies mit einigen herzigen Liedern, die er auf der Universität, und zu Ende seiner Krankheit gemacht, und in Musik gesezt hatte. Der Pfarrer, meine Hausehre, ich, die Jünglinge, alles jauchzte und sang zusammen, und der gute

Vater brummte den Baß darein. Kurz, nichts schien zu fehlen, uns diesen Tag zu einem Festtag zu machen. Ich bemerkte an Franz nichts, als eine Fröhlichkeit, die bis an Muthwillen gränzte, doch immer in den Schranken des Wohlstandes blieb.

Es war einer der schönsten Frühlingstage. Ich schlug daher gegen Abend der ganzen Gesellschaft einen Spaziergang vor. Der Vorschlag ward mit einstimmendem Jubel angenommen. Wir besuchten einige Gärten und giengen dann in der prächtigen Allee nicht weit von meinem Hause im Abendstral lustwandeln.

Franz blieb immer bey mir und bey seinem Vater, und sprach mit Entusiasmus von seinen Planen, und von den Freuden die er sich in der Zukunft ausersehen hätte. Ich merkte, daß der Wein stark auf seine Lebensgeister gewürkt hatte, schnitt daher seine Reden ab, wo ich konnte, suchte ihn selbst mit ähnlichen Gesprächen über die Träume meiner Jugend zu unterhalten, und flisterte dem Vater zu, seinen Sohn so wenig als möglich zum Wort kommen zu lassen, weil ihm des Weins wegen zu vieles Reden höchst schädlich werden könnte.

Wir hatten die Allee eben einmal durchlaufen und waren auf dem Rückweg begriffen, als Franz

mit einmal stehen blieb tiefsinnend umherschaute, und ausrief: „Mein Gott die Gegend hier ist mir so bekannt, alles umher mir so vertraut, so frisch und lebendig in meiner Seele. Diesen Baum dort hab ich oft Tage lang beobachtet. Er war meine Uhr. Stund er im Vollichte, und warf er seinen eingeschrumpften Schatten quer durch die Allee; — so war es Zeit zum Mittagessen. Strekte er seinen Schatten gigantisch über das Feld hin, zukte das Sonnenlicht nur noch schwächlich auf seinem Wipfel, so war dies die Stunde zum Abenbrod. Sagen Sie doch, lieber Doktor, wo war ich, als ich diese Gegend hier zur Aussicht hatte? Ach damals führt' ich ein trauriges Leben.“

Ich erschrak als ich ihn so reden hörte. Es war die Gegend, die er von seinem Zimmer im Tollhaus vor sich hatte. „Kein Wunder — erwiederte ich verlegen, — daß Ihnen die Gegend so vertraut ist. Sie kennen sie ja von Ihrer Knabenzeit an, und der Baum wird noch ein überbliebenes Gemählde aus jenem Rosenalter seyn, das Ihnen Zeit, und Ort so eben lebhaft vor Augen brachte.“ —

Er. Nicht möglich! So lebendig sieht die glühendste Fantasie jene Gemählde nicht, als mir die Gegend hier in der Seele liegt. Ich weiß nicht, wie schwül und schauerlich mir bey ihrem Anblik wird.

Der

Der Vater. Weg damit! Was soll die Träumerey am heutigen Tage? Schlag dir den Plunder aus 'm Kopf, und stimm 'n schmuckes Weinlied an."

Wir giengen weiter. Unsre Gesellschaft hatte eine gute Strecke voraus gewonuen, und wartete. Auf einmal brach Franz lautlachend aus: „Mein Gott, wie man so blind seyn kann! Da sinn ich hin, und her, und kann's nicht reimen. Und sie lassen mich in der Patsche, sauberer Doktor, und sagen mir nichts. Ist dieß da drüben nicht die Jammerklause, wo ihr mich armen Schächer so lange gefangen hieltet?"

Er wies mit dem Stok gerade auf das Zimmer des Tollhauses, wo er zwey Monate gesessen hatte. Diese Frage setze mich noch in größere Verlegenheit, als die obige.

Ich. „Wie sollten Sie, und dies Zimmer zusammen kommen? — Merken Sies denn nicht, daß dies dort das Tollhaus ist? — Wie könnten sie sich in aller Welt dahin verirren?

Er. Man denke! Als ob ichs nicht wüßte, daß ihr mich über ein halbes Jahr wie einen puren Narren behandelt, mich eingeschlossen, gebunden, und mißhandelt habt? Nicht wüßte, daß ihr mich

 vom

vom Hause meines Vaters ins Tollhaus transportirtet, und mich da schmachten ließet bey Wasser und Brod unter heulenden Verrükten? — Doch die Zeit ist vorüber. Die Gegenwart lacht um so schöner, die Freyheit schmekt um so köstlicher, wenn man an das Elend der Vergangenheit zurükdenkt. Hunger ist die beste Würze der Speise. — Ich habe da drüben doch auch mitunter manche seelige Stunde genossen. Wenn ich des Moegens zum Fenster hinaus blikte, und die Lerche hörte, wenn ich Berg und Thal, und Stadt und Feld, und Bach und Hügel, und den arbeitenden Landmann im Schimmer der Morgenröthe sah! — Wenn ich die Sonne hinterm Rebenberg dort heraufzittern sah, und an die Millionen dachte denen sie leuchtet! O, da war ich mitten in meinem Jammer so glüklich. Auch machte mir der Inspektor, mein Freund, viel Freude, wenn er sein Abenbrod auf mein Zimmer bringen ließ, sich traulich neben mich aufs Bette sezte, und mir von Schlachten und Thaten erzählte, die er sah, und mitschlug. O es ist ein kreuzbraver Mann, der Inspektor! Wie lange hab ich den ehrlichen Alten nicht mehr gesehen. — Ich denke Vater wir besuchen ihn jezt auf ein halbes Stündchen; dann will ich ihm auch sofort das traurige Zimmer zeigen, wo sein Franz so lange in toder, trähnenwerther Einsamkeit saß. Nicht wahr Doktor, — sie gehen mit?

Ich

Ich stund, während daß Franz alles dieß sagte, wie in einen Fiebertraum verlohren. Da ich die Sache so äusserst geheim halten ließ, und Franz die meiste Zeit seines Aufenthalts bey dem Inspector irre, und ohne Bewußtsein war; so begrief ich schlechterdings nicht, woher er alles so bestimmt, und zuverläßig wissen konnte. — Ich suchte ihn gemeinschaftlich mit dem Vater von dem Besuch abzubringen. Wir stellten ihm vor, — daß es zu spät sey; daß wir den Inspector Morgen vor seiner Abreise noch besuchen könnten, wenn er ihn ja kennen sollte; — daß es unsre Gesellschaft übel nehmen würde, wenn wir sie verliessen u. s. f. Umsonst; er schlug alle unsre Einwendungen zurük. „Verderben Sie mir doch die Freude nicht! — fuhr er ruhig, und mit lachendem Munde gegen mich fort; Die Gesellschaft geht in ihr Haus voran. Wir folgen in einer halben Stunde. Er soll seine Seelenfreude an dem Alten haben, liebster Vater! Jezt sizt er gewiß mit der Brille am Fenster, trinkt seine Vesper-Flasche, und liest in seiner alten Kayser-Chronik.

Er nahm seinen Vater am Arme. Alles Sträuben war vergebens. Wir fanden den Alten Inspector mit seiner Familie beim Abendessen. Er erschrak anfänglich, als er Franzen erblikte, weil er wuste, wie höchst wichtig mir's war, ihm seinen ganzen dasigen Aufenthalt verborgen zu hal-

ten. Doch da er mich dabey sah, und da Franz ihm mit der heitersten laune, und mit scherzhaften Anspielungen auf ihren ehmaligen Umgang entgegenkam, meinte er, ich selbst hätt es für gut gefunden, ihm das Geheimniß zu entdeken.

Franz nöthigte den Alten wieder an den Tisch, sezte sich neben ihn, kostete die Speise, und erzählte uns abwechselnd mit ihm, so poßirliche Szenen aus seiner ehmaligen hiesigen Gefangenschaft, wie er es nannte, daß wir mitlachen mußten, und unsrer anfänglichen Furcht ganz vergassen. Aber sie wurde wieder rege, als er den Inspector bat, sein ehmaliges Zimmer aufzuschliessen, welches er seinem Vater zeigen wollte. Der Alte fand nichts Arges darin, und war eben im Begriff, die Schlüssel zu holen; als ich Gelegenheit nahm, ihm heimlich zuzuflistern: Er sollte es ums Himmelswillen unterlassen, und irgend einen Vorwand ersinnen, warum er es nicht thun könnte. Dieß mußte Franz unglüklicherweise gemerkt haben. Denn da der Alte eben zu stottern anfieng: Es sey schon zu dunkel; er habe die Schlüssel verlegt; s. w. fuhr Franz auf: „Daß mir doch der böse Doktor noch immer nicht trauen will! Aber sie sollen uns die lust doch nicht verderben. — laß sehen! — Ich kenne die Schlüssel wie meine eignen.“ — Er suchte in der Stube herum. „Da sind sie ja! Komm voran al-

alter Papa. Wie freut ich mich immer, wenn ich dich vor meiner Thüre damit rasseln hörte.

Wir gingen nach dem Zimmer. Franz weinte wie ein Kind, als er hineintrat. „Ach mein Gott, da steht noch alles an dem nehmlichen Orte. Hier die Bettlade; — dort das hölzerne Tischgen, und der Armensünderstuhl; — das Christusbild hier am der Wand; — dort die bemahlte Scheibe. — Da komm er ans Fenster, lieber Vater, und seh er, ob ich wahr gesprochen habe. Sieht er den Baum dort in der Allee? Und den Weinberg? Und den Bach im dämmernden Abendlicht? Und den Stadtthurm hier links? — Und die lieblich schwimmenden Gestalten in der Ferne dort, wo sich der Himmel auf den Wald herab neigt? Sieht er das? Ach hier mußte sein Franz am Gitter stehen, und war ausgeschlossen wie ein Missethäter vom Genuß der Himmlischen Natur. Hier lag ich gebunden, wie ein Mörder; hier krümmt' ich mich wie ein Wurm. Alle Menschen verliessen mich, und flohen vor mir, wie vor einem Verpesteten. Elend, und Hunger und Durst liessen sie mich ausstehen, bis mich die Verzweiflung wie ein Fieber ergrif, bis ich wie ein Rasender umherrannte, und um Hülfe brüllte, daß die Vorübergehenden stille stunden, und weinten.

„Guter Gott, wie können sie so was sagen, lieber junger Herr, unterbrach ihn der Jespector.

Thal

„Thať ich nicht alles, was ich ihnen an den Augen ansehen konnte? bracht' ich ihnen nicht mehr, als ich sollte?"

Franz hörte nichts. Alle Bilder seines ehemaligen grauenvollen Zustandes stürzten wie eine Gewitternacht auf ihn herab. Ich nahm ihn am Arme, ich wollte ihn gewaltsam hinwegführen. Er riess sich los, und fuhr immer fürchterlicher fort: „Hier fütterten sie mich mit Wasser und schimmligem Brod! — Hier wälzt' ich mich im Staube, und rang mit allen Schreknissen des Todes" s. f. — Ich befahl dem Inspector und dem Vater, Hand an ihn zu legen. Er stiess uns wüthend zurük, starrte seinen Vater mit der vollen Miene seiner ehmaligen Raseren an und brüllte Schaum vor dem Munde: „Auch er hat sich wider mich verschworen, Rabenvater, auch Er? Er war wohl Schuld, daß sie mich hier einsperrten, und folterten, und der Verzweiflung Preis gaben?" — — Der Inspector war nach Hülfe gesprungen. Ich hielt den Sohn aus allen Kräften. Er schleuderte mich zum zweitenmal an die Wand, ergrif ein großes zinnernes Wassergefäß, das auf dem Tisch stund, faßte seinen Vater hinten am Haar und rief: „Dein Auge ist vertroknet, du hast keine Mitleidsträhne für deinen Sohn, Kannibale? — Ha so soll Blut statt der Trähnen fliessen". — So rief er, und stieß seinem Vater die Mündung des Gefässes mit knir-

schen-

schendem Ungestümm vor die Stirne, daß er tod niederfiel.

Er wurde in Ketten gelegt, verfiel selbige Nacht noch schreklicher als je, in seine schwärmende Raserey und ist nun schon seit mehrere Wochen in dem Zustande, in dem sie ihn heute fanden.

L. Sch.

Anmerkung.

Da wir diese Erzählung nicht abbrechen wollten, so mußten des Raumes wegen verschiedene psychologische Anmerkungen, und Erklärungen wegbleiben, welche dem Vortrag da und dort einverleibt waren. Auch wurden aus eben dem Grunde in der Erzählung selbst verschiedene Mitteltinten vermischt. So waren z. B. die Stellen im Johannes angegeben, welche den Jüngling anfangs irre führten, die er sich aus seinem ganzen damaligen Ideenvorrathe nicht erklären konnte, und sie daher durch grundlose, schwärmerische **Hypothesen** seinem Systeme anzupassen suchte. — Es war ausgeführt, wie eben dadurch, daß er diese Hypothesen nach und nach für bewiesene Wahrheit annahm, daß er sie an andere Stellen seines Textes durch **neue** Hypothesen knüpfen mußte ꝛc. — seine Seele aus ihrer natürlichen Bahn gedrükt wurde, seine Fantasie in die Stelle seiner Vernunft trat, und der ganze Wirkungskreis seiner

ner Thätigkeit verschoben ward. — Es war angezeigt, wie ihn die Unmöglichkeit, schwere Stellen aus seinen angenommenen Sätzen zu erklären, — verrückt; Widerspruch von Seiten seiner Lehrer und Freunde — toll; und endlich die Bemerkung, daß man ihn als einen Verrückten und Tollen behandle, — rasend machte. Ferner waren die Grade, nach denen die weise Behandlungsart des Arztes auf seine Seele wirkte, sorgfältig angegeben, und der stufenweise Uebergang zu seiner gänzlichen Wiederherstellung auseinander gesezt. — Endlich war sein fürchterlicher Rückfall, und das Betragen des Arztes dabey durch verschiedne Bemerkungen mehr vorbereitet. Franz hatte z. B. so lange er in der Stadt unter den Augen des Arztes war, keinen Wein gekostet, und trank solchen beim Abschiedsmahle, am Ende sogar hinter dem Rücken des Doctors, — zum erstenmal wieder. — Der Anblick der Gegend, die er während seiner Tollheit täglich vor Augen hatte, brachte durch die Association, welche die Kraft des Weins beflügelte, — jene schwärmerische Vorstellungen und Empfindungen zurück, die einst so oft mit jenem Anblick verbunden waren: diese irren Vorstellungen und Empfindungen mußten desto lebhafter werden und desto mehr Raum gewinnen, — je häufiger und je lebhafter jene Bilder wurden, die mit ihnen in einer so genauen obgleich zufälligen Verbindung stunden. Der Arzt hätte daher eher alles wagen sollen, als er ihn den Vorsteher des Tollhauses besuchen ließ. Franz hatte ferner auch da sein Zustand am schlimmsten war, zuweilen nüchterne Stunden, in denen er also das beabsichtete Geheimnis, daß er im Tollhause sey, und als Toller behandelt werde, — gar wohl von sich selbst entziffern konnte. Weil er sah, wie viel dem Doktor daran gelegen sey, daß er es nicht wisse, schwieg er und störte ihm seinen Kalkul nicht. Als

er

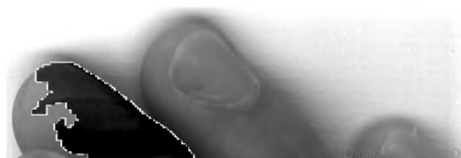
er in der Alle damit herausbrach, war er bereits nicht mehr Meister von seinem Vorsatz, es geheim zu halten; sein alter Anfall fieng hier schon an, und wurde nur durch die Scheu vor dem Arzt, und seinem Vater noch zurückgehalten. s. w. Was endlich den würklichen Ausbruch im Tollhause betrift, so wird dadurch obige Vermuthung, daß Franz durchaus ruhige Zwischenräume hatte, in denen er sich selbst und seine Lage beobachten konnte, — zur Gewisheit erhoben. Als sein Vater Hand an ihn legen wollte, geriet er in Raserey, und die geheimsten Gedanken seiner aufgewiegelten Seele schäumten über ihr Ufer hin. Es fällt hier auf, daß er seinen Vater für den Urheber seiner dasigen ihm unerträglichen Behandlung hält. Dieser Gedanke konnte aber theils durch seine Ablieferung nach der Stadt, theils dadurch veranlaßt worden seyn, daß ihn sein Vater beinah ein Vierteljahr nicht besuchte, theils auch durch die Betrachtung, daß es dem Vater ja nur einen Wink koste, seinen Sohn aus den Händen seiner Peiniger zu reißen. Er hatte diesen Gedanken tief in seiner Seele verschlossen. Jezt da er sich durch den Augenschein so mächtig zu bestätigen schien, brach er auf einmal aus seiner Grabnacht hervor, und gebahr die Entsezenvolle That. —

Doch, vielleicht werden wir veranlaßt, bei einer andern Gelegenheit noch etwas über diesen Fall zu sagen.

S.

Im

Inhalt.





	DATE DUE	
NOV 1993		



